Reisen in Schottland

von

Richard Andree.



Reisen in Schottland.

Vom

Tweed zur Pentlandföhrde.

Reisen in Schottland

von

Dr. Richard Andree.

Jena,
Hermann Costenoble.
1866.

Vorwort.

Die deutsche Literatur ist arm an Werken über Schottland und die wenigen Touristenbücher, welche wir bereits besitzen, beschäftigen sich nur mit den mittleren und südlichen Theilen des Landes. Der so interessante Norden, jene wüsten wilden Gegenden, die fast nur von Leuten gaelischer Zunge bewohnt werden, blieben unberücksichtigt. Wem es blos daran liegt, schöne landschaftliche Scenerien zu betrachten, der darf sich freilich nicht dorthin wenden, wer aber Land und Leute gründlich kennen lernen will, der muß auch diesen Theil Schottlands bereisen. Dort liegt auch der ethnographische Schwerpunkt, dort ringt in erfolglosem Kampfe der Rest der schottischen Kelten um seine Existenz. Ich habe diesen darum ein Hauptaugenmerk zugewandt. Auch die herrlichen Alterthümer des Landes, die interessanten Steindenkmale des Nordens, verdienen unsere Aufmerksamkeit, und die Forschung ist gerade auf diesem Gebiete jetzt sehr thätig.

Persönliche Beziehungen habe ich im vorliegenden Buche ganz in den Hintergrund treten lassen. Mir lag es daran, möglichst viel Thatsächliches über Schottland mitzutheilen, das ich auf einer dreimonatlichen Reise vom Süden bis zu seinem nördlichsten Punkte kennen lernte.

Leipzig.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Seite

Stirling.

Loch Leven.

Perth.

Dunsinan und Glamis.

Dunkeld.

Kleidung der Hochländer.

Loch Tay.

Blair Atholl und Loch Tummel.

Seite

Die Gaelen.

Von Dunkeld nach Braemar.

Im Thale des Dee.

Aberdeen.

Von Aberdeen nach Inverneß.

Von Oban nach Glasgow.

Glasgow.

Von York nach Edinburg.

Es war am 1 Juli 1864, als ich mich von der guten alten Stadt York weiter nach Norden wandte. Trotz des kurzen Bleibens hatte ich mich dort heimisch gefühlt. Der lange Londoner Aufenthalt, das Rennen und Tosen dort, war mir schließlich zuwider geworden. In York dagegen konnte das Individuum wieder zur Geltung gelangen, es verschwand nicht im Trubel von Millionen.

Die alte Stadt zeigt keinen Glanz, aber eine gewisse Wohlhabenheit, etwas Zufriedenes läßt sich auf Schritt und Tritt erkennen. In vielen Stücken erinnerte sie mich an meine Vaterstadt Braunschweig; war doch die Einwohnerzahl (40,000) genau dieselbe. Die alten Straßen waren winkelig und bewahrten theilweise noch treu den Charakter des Mittelalters. Die Stockwerke der Häuser traten treppenförmig über einander hervor, so daß die oben im Giebel wohnenden Menschen sich freundnachbarlich über die Straße die Hände schütteln konnten, wenn sie aus den Fenstern herausschauten. Kalte, verputzte Steinmauern mit ihrem einförmigen Aeußern zeigten sich in den neuen Stadttheilen. In

den älteren dagegen herrscht noch der Riegelbau vor, und manches hübsche Schnitzwerk, mancher Sinnspruch ziert die braun gewordenen Balken. Hinter den Fenstern der Läden spielten goldgelb glänzende Yorkshire Schinken eine Hauptrolle. Sie waren mit weißen Leberwürsten garnirt, und wie hätte ich, als guter Braunschweiger, bei diesem Anblicke der Vaterstadt nicht gedenken sollen, die doch vor allen Städten Deutschlands durch ihre Wurstfabrikation berühmt geworden?

Alte kleine gothische Kirchen, halb zerfallen, epheuumrankt und mit stillem Friedhofe dabei fesselten immer wieder auf's Neue meine Aufmerksamkeit — wenn auch ihre ganze Gothik, wie die englische so oft, nach der Schablone gearbeitet erschien, hold und mittelmäßig, wie die Gedichte unserer Minnesänger.

Die mit Kohlenschiffen bedeckte Ouse trennt York in zwei Hälften. Eine mit Zinnen gekrönte Mauer läuft rings um die Stadt, welche kein Bedürfniß nach größerer Ausdehnung zu haben scheint. Die großen Viehmärkte werden draußen gehalten; von Industrie ist nicht viel zu spüren. Alte, mit runden Thürmen versehene Thore führen gleich hinaus in's Freie, und über den gewölbten Eingangsbogen derselben verkündet das Wappen der guten Stadt, fünf goldene Löwen im rothen Kreuze, überall deren Herrlichkeit. York war einst berühmter als heute; die Namensschwester jenseit des Ocean, die moderne Metropole Amerikas, hat die Mutterstadt längst in Schatten gestellt, obgleich ihre Geschichte doch so neu ist. In dem alten York aber, dem Eboracum der Römer, in

dem dreihundert Jahre lang die Legio sexta Victrix stand, starben die Kaiser Severus und Constantius. Viele Alterthümer, nun im Museum, erinnern noch an die Römerzeit.

Vor Allem zog mich natürlich das Münster an, die größte und berühmteste Kathedrale Englands. „That beats St. Paul's“ sagte mit Yorker Selbstgefühl und Stolz unser gefälliger Wagenlenker, den ein Sixpence extra ganz geschwätzig gemacht hatte, während ein Londoner Kutscher in seinem Residenzgefühl nach einer solchen Kleinigkeit sich nicht einmal umgeschaut hätte. Plumpe, niedrige, abgestumpfte, ich möchte fast sagen prosaische, Thürme fehlen auch an diesem köstlichen Bau nicht, und das unharmonisch Abgebrochene der englischen Gothik zeigte sich auch in diesen Thürmen wieder deutlich. Das Innere dagegen bringt einen großartigen Eindruck hervor. Majestätisch erhebt sich über den kräftigen und doch schlanken Säulenbündeln die hohe Wölbung. Im Chorumgange stehen viele geschmacklose Denkmäler, die, meistens im Renaissancenstyle gearbeitet, zu der gothischen Architektur wie die Faust auf's Auge passen. Aber das kommt ja in England so häufig vor, und Westminsterabtei in London, dies englische Ruhmeshaus, ist das schlagendste Beispiel hierfür. Unter den Denkmälern im Yorker Münster zeichnen sich jedoch einige sehr schöne neue Messingepitaphien aus, welche für Officiere hier errichtet wurden, die in der Krim, in Birma und bei Seringapatnam gefallen waren, und auf denen St. Michael, St. Georg, Judas Maccabäus, Gideon, Josua und andere Kriegshelden in mittelalterlicher Rittertracht angebracht waren.

Was die Yorker von ihrer schönen Kathedrale halten, bezeichnete schon der Ausspruch unseres Kutschers, der sie über die Londoner Paulskirche stellte. Im Dom selbst aber steht der stolze Spruch: Ut Rosa flos florum, sic est domus ista domorum — was die Rose unter den Blumen, das ist dieser Dom unter den Domen. Das Aeußere des Münsters ist nicht gut erhalten und bedarf einer Restauration, da der weiche, weiße Sandstein bereits stark zerbröckelt ist.

Noch lange schaute ich beim Abschiede auf die mächtige Masse des Münsters, das die Stadt fast zu erdrücken scheint. Alle die anderen Kirchen verschwinden neben ihm und ihre Thürme reichen kaum über die Dächer der Häuser hinaus.

Die Landschaft nördlich von York, durch welche mich einer jener Schnellzüge führte, welche die große Stadt an der Themse mit der Kapitale Schottlands verbinden, war gut bebaut. Ueppige Wiesen dehnten sich zu beiden Seiten aus, und ungeheure Flächen, die mit großen Bohnen bestanden waren, wechselten mit Getreidefeldern ab. Selten zeigte sich ein Dorf. Das Land wurde allmälig etwas welliger, war hier und da von Flußthälern durchzogen, und rechts und links zeigten sich Hügelketten. Bei Darlington nahm aber die Gegend wie mit einem Schlage eine andere Physiognomie an; wir näherten uns der Steinkohlenformation. Große Eisenbahnzüge, mit Coaks und Steinkohlen beladen, begegneten uns; Walzwerke, Hochöfen und Coaksbrennereien wechselten mit Steinkohlenzechen ab. Die schwarzen Geleise kreuzten sich nach allen Seiten, um sich bei Newcastle, der „Stein-

kohlenmetropole“ zu einem wirren Knäuel zu vereinigen. Die total schwarze, räucherige, ungemüthliche Stadt liegt zu beiden Seiten des Tyne, der mit kleinen Dampfern und Kohlenschiffen wie übersät war. Ueberall ragten Schlote in die Höhe und stöhnten Dampfmaschinen; ein reges Leben an allen Ecken und Enden, wie es nur durch die von der Natur hier so verschwenderisch ausgetheilten „schwarzen Diamanten“ entstehen kann. Aber wie lange wird alle diese Herrlichkeit dauern, fragte ich mich. Im Jahre zuvor hatte in Newcastle die Versammlung der britischen Naturforscher getagt und der Präsident derselben, der wohlbekannte Erfinder der nach ihm benannten Kanonen, [illegible] William Armstrong, hatte nicht geringen Schrecken über old England verbreitet, als er den Newcastler Steinkohlenlagern nur noch ein sehr kurzes Leben vindicirte. Der Verbrauch an Steinkohlen ist dort ein enormer. Ganz England consumirt jährlich 86,000 Millionen Tons, und dazu beträgt die alljährige Steigerung noch mindestens 3 Millionen Tons. Newcastle liefert hierzu einen bedeutenden Beitrag. Aber auch für seine reichen Steinkohlenlager kommt die letzte Stunde. Armstrong giebt ihnen nur noch eine zweihundertjährige Frist, und wenn sie erschöpft sind, dann werden über 40,000 Arbeiter, die in ihnen jetzt ihr Brod erwerben, unbeschäftigt dastehen. Es ist gut, daß man sich schon jetzt mit dieser so äußerst wichtigen Frage befaßt und nicht denkt: Nach uns die Sündfluth.

Weiter nördlich von Newcastle beginnt Haidegegend; stachliger Ginster zieht sich über weite Strecken, und die Na-

delbäume, bisher sehr selten, verdrängen das Laubholz und werden häufiger. Statt zerstreuter Baumgruppen, welche die Landschaft in England so angenehm beleben, traten hier und da bereits kleine Wälder auf.

Bei Alnwick erreicht die Bahn plötzlich die Nordsee, und ein prächtiger Blick auf die von der Sonnengluth übergossene Meeresfläche belohnte das Auge reichlich gegenüber den todten, graubraunen Haidegegenden, die ich bisher durchflogen hatte. Das Meer blieb mir nun fortwährend zur Rechten. Die Küste war mit kleinen Fischerdörfern besetzt, von denen Segelboote hinaus stachen, um die Netze in den fischreichen Gewässern auszuwerfen.

Endlich war Tweedmouth erreicht und ich stand nun an der Grenze Schottlands. Drüben über dem Flusse lag das Land der Distel, der Maria Stuart, der zerfallenen Abteien und gewürfelten Kleiderstoffe, das Land, das uns durch Walter Scott's Romane schon in der Jugend nahe geführt wurde, in dem wilde Clane einst sich grimmig befehdeten und die Reste eines keltischen Volksstammes ihrem Untergange zueilen; das Land, in welchem die merkwürdigsten Gegensätze zwischen blühenden Culturlandschaften und wilden, öden Gegenden so dicht neben einander liegen, wo sich hohe Bergesgipfel in die neblige Atmosphäre erheben, idyllische Seen ihren glatten Spiegel ausdehnen, fischreiche Ströme herrliche Wasserfälle bilden und düstere Nadelhölzer, reichlich belebt mit Wild, den Großen des Landes unerschöpfliche Jagdgründe bieten.

Der silberne Tweed wälzte seine Wogen dem deutschen Meere zu. Die neue Eisenbahnbrücke, welche hinüber führt, bietet schon von ferne einen herrlichen Anblick dar. Sie ist 667 Ellen lang, 134 Fuß hoch, und besteht aus 28 halbrunden, kühn geschwungenen Bogen. Drüben, rechts von ihr, präsentirte sich das alte Städchen Berwick auf einem Hügel am Meere ungemein freundlich. Während der Zug über die Brücke sauste, lag der Ort fast wie in der Vogelschau zu meinen Füßen, und man konnte in einzelne Straßen hinabsehen. Der Fluß war, ebenso wie die weite Fläche der Nordsee, mit Schiffen bedeckt; leider war es mir aber nicht vergönnt, die einladende Stadt, welche 16,000 Einwohner zählt, näher zu besichtigen.

Berwick spielte in den Grenzstreitigkeiten zwischen Schottland und England immer eine große Rolle und hat von den Kriegsstürmen viel zu leiden gehabt. 1482 wurde es für immer an England abgetreten und steht seitdem unter englischen Gesetzen,. ist jedoch keiner Grafschaft einverleibt.

Die Bahn windet sich nun in westlicher Richtung durch die mit Fichten bestandenen Berge von Lammermoor; die See bleibt fast immer zur Rechten, nach Norden zu, sichtbar. Dunbar, der bedeutendste Häringshafen Südschottlands, war die nächste Station. Hier wurden im Jahre 1650 die Schotten unter General Leslie von Oliver Cromwell geschlagen. Es war südlich von der Stadt bei Doonhill an einem Dienstage; die Erinnerung daran lebt jetzt noch im Volksmunde, und die gemeinen Leute sprechen vom „race of

Dunbar," Rennen von Dunbar, oder von der „Tyesdays chase," der Dienstagsjagd.

Vorüber an den freundlichen Badeorten Musselburgh und Portobello, die gleichsam als Vorstädte der Hauptstadt gelten können, gelangte ich nach Edinburg.

Schon die kurze Fahrt von Berwick bis Edinburg zeigte mir, daß in Schottland so Manches anders ist als in England, und daß hier bedeutende Gegensätze bestehen. Alle meine späteren Beobachtungen haben dies bestätigt. England und Schottland sind seit der Union ein kräftiges Ganze, aber der Unterschied zwischen Schotten und Engländern, die nationale Eifersucht zwischen beiden, ist weit bedeutender als die Verschiedenheit, die man mit Recht oder Unrecht Süd- und Norddeutschen vorwirft.

Die Ungleichheit in Gesetzen, Gebräuchen, Einrichtungen und selbst in den religiösen Verhältnissen, muß sicherlich jedem Fremden, der beide Länder besucht, auffallen. Es ist gewiß kein geringes Zeichen von Kraft und Selbstständigkeit, daß das kleinere und ärmere Schottland nach einer so langen Verbindung von dem reicheren und größeren England noch nicht absorbirt worden ist. Der Schotte hat nichts von seinen ihm werthen althergebrachten Eigenthümlichkeiten aufgegeben, trotzdem seit Jacob I. beide Länder vereinigt sind. In den beiden großen charakteristischen Institutionen eines Volkes, in Religion und Gesetz, sind Schotten und Engländer Antipoden. Die schottischen Zeitungen sind Tag für Tag mit kirchlichen Streitigkeiten gefüllt, welche ungemein

in die Länge gezogen werden; in England findet man dies auch noch, doch im Ganzen ungleich seltener, wenn auch mehr als bei uns in Deutschland. Das Gesetz Schottlands ist auf das bürgerliche Gesetz (civil law) gegründet, während dasjenige Englands im allgemeinen auf den freieren Principien beruht, welche die Angelsachsen mit hinüber brachten. Auch die Sprache, welche sich jetzt allerdings assimilirt, ist oder war in Schottland von der englischen so verschieden, daß ein Londoner sich in den schottischen Lowlands in eine völlig fremde Gegend versetzt fühlen konnte. Die Liebhaber der Einerleiheit der Nationen, denen wohl ganz nach Willen geschähe, wenn die Menschheit nur nach einem Muster zugerichtet wäre, sollten sich hier die Verhältnisse genau ansehen, um zu erkennen, wie viel wichtiger es ist, daß Nationen in ihrer Weise zufrieden, als einander ähnlich oder gleich sind. Dadurch, daß England zuletzt den Schotten die freie Ausübung ihrer nationalen Gesetze und ihrer Religionseigenthümlichkeiten ließ, anstatt sie, wie zu den Zeiten der Stuarts, durch Gewalt zu englischen Gesetzen zu zwingen, hat es das Land jenseit des Tweed viel enger an sich gefesselt. Irland dagegen, das fast ganz englische Institutionen empfing, muß immer noch wie eine Art eroberte Provinz angesehen werden. Es ist das Schmerzenskind Großbritanniens, das sich bei Schotten und Engländern bisher noch nie heimisch fühlen lernte.

Jede der beiden Nationen, Schotten wie Engländer, wacht mit Eifersucht über die Aufrechterhaltung ihrer Gesetze. Die

nationalen Vorurtheile sind auf beiden Seiten noch sehr stark. Wenn ein Schotte nach London kommt, so sucht er zunächst einen schottischen Gasthof auf, ruft, wenn er erkrankt, einen schottischen Arzt, und treibt sein Geschäft am liebsten mit seinen Landsleuten. Der Engländer verhält sich umgekehrt nicht in derselben Weise. Er betrachtet Schottland mit gemischtem Gefühle; einmal mit Stolz, daß es, so zu sagen, ihm gehört, und wieder mit dem Interesse, das man an einem Fremden überhaupt nimmt. Jedenfalls ist es aber ein bemerkenswerthes Zeichen, daß zwei Nationen unter derselben Regierung in vollständiger Eintracht zusammen leben, während ihre Gesetze so verschieden von einander sind, daß keiner die des andern ohne genaues vorheriges Studium begreift.

Das Nationalgefühl der Schotten ist sehr stark, und es kann wohl nicht stärker ausgedrückt werden, als wie es mir gegenüber einmal ein alter Schotte that: I profess myself an out-an-out scotchman; I have strong national partialities — call them, if you will, national prejudices. I cherish a great love of old Scottish language. I am interested in every thing that is scottish. I consider it an honour to have been born in Scotland.

So denken viele Schotten, und die Liebe zur alten Heimath begleitet den Schotten auch in die Fremde; er kommt überall hin, ist über die ganze Erde zerstreut, wie der Jude, bewahrt sich dabei aber das volle Bewußtsein seiner Nationalität. Nirgends ist er müssig, überall arbeitet er, und selten schlägt ihm etwas fehl.

Dabei stellt er sein Vaterland doch noch immer über alle Länder, die er bereist hat. Wie in Deutschland der Berliner in Berlin Alles besser findet als anderswo, und den Kreuzberg womöglich dem Brocken an die Seite stellt, so erklärt der Schotte in der Fremde alles Gute, was er antrifft, für entschieden schottisch. Ja, man hat im Ernst und Spaß von schottischer Seite Shakespeare entweder für einen Roßshireman oder einen Lowländer ausgegeben. Lacht man hierüber, so sagt der Schotte: Nun, wenn er auch nicht nördlich vom Tweed geboren ist, so wäre es doch besser für ihn gewesen, wenn dort seine Wiege gestanden hätte.

Die Schotten sind stolz darauf, daß so viele ihrer Landsleute in der Fremde Tüchtiges geleistet und dem alten Vaterlande Ehre bereitet haben. In Deutschland haben wir — bei uns haben überhaupt wenig Fremde gewirkt — nur einen großen Schotten anzuführen, der für unser Land thätig war. Das ist der preußische Feldmarschall Keith, dessen Standbild jetzt den Wilhelmsplatz in Berlin mit zieren hilft und der ja einer der hervorragendsten Generale Friedrich's des Großen war

Edinburg.

Es ist eine köstliche imponirende Stadt, dieser verwaiste schottische Königssitz, oder vielmehr es sind zwei ganz verschiedene Städte, die dicht bei einander liegen und die weiter nichts als den Namen und die Verwaltung gemein haben. Noch nirgends, wo es Alt- und Neustadt giebt, habe ich

eine so durchgreifende Trennung beider beobachtet. Ein breites Thal zieht zwischen beiden Hälften hin, in ihm läuft inmitten hübscher Parkanlagen die Eisenbahn und stehen einige Gebäude; zu beiden Seiten erheben sich Hügel, auf dem steileren liegt die pittoreske Altstadt, auf dem niedrigeren die nüchterne, moderne Neustadt. Der Ueberblick und die Orientirung sind leicht. Breite, todte Straßen, mit solide aufgeführten modernen Häusern und Palästen, einige Parkplätze dazwischen, wenig Kirchen, kaum ein Kaufmannsladen, hier und da steife Denkmäler mit langweiligen Statuen in Mänteln und mit Rollen in der Hand charakterisiren die Neustadt, deren Straßennamen — Queen's, King's, Charles' Street u. s. w. schon anzeigen, wes Geistes Kind sie sind. Da, wo dieser Stadttheil sich der Altstadt zuwendet, bekommt er einen lebhafteren Anstrich, denn hier läuft längs der Promenaden die Princes Street, die Hauptverkehrsader.

Blickt man von dieser hinüber nach der Altstadt, so erfreut das Auge ein wahrer Wald von grauen Giebeln, spitzen Thürmchen und hohen Häusern, die eng an und über einander den Berg bedecken. Zwei große Brücken und viele Fußpfade führen zu dieser interessanten Altstadt hinüber, die sich zwischen dem Schlosse und Holyrood-Palast, dem romantischen Sitz der Maria Stuart, ausdehnt.

Nach Osten zu wird Princes Street durch einen mit vielen stattlichen Bauwerken gekrönten Hügel, Calton Hill, abgeschlossen, während sich hinter Holyrood der pittoreske Arthurssitz erhebt.

Die Lage von Edinburg ist oft mit der Athens verglichen worden, und man hat es daher das Athen des Nordens genannt. Der Anblick, den Athen vom Aegäischen Meer aus mit seiner Akropolis bietet, soll aber durch das Bild, das Edinburg vom Firth of Forth aus gewährt, noch weit übertroffen werden. Aber die Natur- und Kunstschönheiten sind es nicht allein, welche Edinburg die hohe Anziehungskraft verleihen. Die Geschichte Schottlands, das Leben mancher berühmten Persönlichkeit treten uns in tausend Erinnerungen vor Augen, und jeder Stein in der Altstadt predigt Geschichte.

Edinburg zählt jetzt mit seinem Hafenorte Leith über 200,000 Einwohner; es ist eine in rascher Entwickelung begriffene blühende Stadt; denn zur Zeit der Union, 1707, hatten beide Städte nur 35,000 Einwohner. Seine Universität, seine Schulen erfreuen sich mit Recht einer großen Berühmtheit, und auch mancher Industriezweig gedeiht hier prächtig. Nächst London ist im Vereinigten Königreiche kein Ort in buchhändlerischer Beziehung so bedeutend wie Edinburg. Wer kennt nicht die berühmte Firma Chambers, welche das kleine weit verbreitete Journal herausgiebt; wer hörte noch nichts vom Blackwood Magazine und Adam Black's berühmtem Kartenverlage?

Schon in einem halben Tage hatte ich einen fast vollständigen Ueberblick der Stadt erhalten, aber mein Hotel, Mac Gregor's „Royal" mitten auf Princes Street, war auch besonders hierzu geeignet. Gleich beim Eintritte in dasselbe tönten deutsche Laute an mein Ohr. Drei deutsche Kell-

ner zankten sich im schwäbischen Dialekt, und obgleich mir die Uneinigkeit des Vaterlandes hierher nach dem fernen Norden verschlagen schien, so berührte mich die Muttersprache doch angenehm. Bei der table d'hote zu welcher uns ein mächtiges chinesisches Gong mit donnerndem Klange zusammenrief, war wieder ein kleiner deutscher Kreis versammelt, und noch angenehmer wurde ich überrascht, als plötzlich von der Straße her die Klänge: „Ach ich bin so müde, ach ich bin so matt," herzzerreißend von elenden Blechinstrumenten erschallten. Fünf arme junge Bursche aus der Pfalz, in fadenscheinigen Röcken, mühten sich mit dick aufgeblasenen Backen ab, ihren zerdrückten und zerknitterten Instrumenten die Melodie des wohlbekannten Gassenhauers abzugewinnen. Die deutsche Kunst ging hier in ihrer niedrigsten Gestalt nach Brod, und doch hatte sie noch einen Concurrenten in einem schwarzsammetjackigen Italiener, der seinem Leierkasten Rossinische Melodien entlockte. Die armen Pfälzer Jungen habe ich dann später in Inverneß, weit oben in den Hochlanden, wieder angetroffen.

So lieb und angenehm mir auch alle heimathlichen Anklänge, das Zusammentreffen mit Landsleuten war, es ließ mir doch keine Ruhe, die Stadt anzusehen. Ich brauchte nur aus dem Fenster zu schauen, um den alten Stadttheil in seiner herrlichen Lage bewundern zu können, oder vor die Thür zu treten, um sogleich vor das Monument des Mannes zu treten, der auch uns Deutschen Schottlands Geschichte am nächsten gebracht.

Ein mächtiger 200 Fuß hoher, reich verzierter gothischer Spitzthurm erhebt sich Walter Scott's Denkmal gerade dem Hotel gegenüber auf Princes Street, mitten in der schönsten Lage der Stadt. In den Nischen desselben stehen die uns von Jugend her bekannten Figuren aus seinen Werken: Der last minstrel mit der Harfe, die Jungfrau vom See, die mit dem Ruder in der Hand aus einem Boote zu steigen scheint, Prinz Charlie aus dem Waverley und andere.

Unter der Wölbung des Denkmals ist die Marmorstatue des großen Dichters angebracht; er ist in sitzender Stellung aufgefaßt, und sein treuer Hund Bevis liegt ihm zur Seite. Diese Statue ist ohne allen Schwung, ohne alle originelle Conception, geistlos, und läßt uns kalt. Die Gesichtszüge Sir Walter's, an und für sich nicht schön, haben durchaus nichts von Idealität, die der Bildhauer John Steell wohl hinein hätte legen können. Auffallend ist nur die große Entfernung zwischen Nase und Oberlippe, und hieran knüpft sich eine Anekdote, die ich nicht versäumen will mitzutheilen. Als Sir Walter die Shakespearebüste in der Kirche von Stratford am Avon besichtigte, machte er gegen den Phrenologen Dr. Spurzheim die Bemerkung, diese könne kein Origigal nach dem Leben sein, denn der Raum zwischen Nase und Oberlippe sei unnatürlich groß. Spurzheim nahm lächelnd einen Zirkel und maß den betreffenden Raum erst bei Shakespeare's Büste, dann bei Walter Scott, und siehe da, er war bei letzterem noch größer.

Das Monument wurde in den Jahren 1840 bis 1844

errichtet, und jeder gute Schotte trug mit Freuden sein Scherflein dazu bei. Die Kosten beliefen sich auf die hohe Summe von mehr als hundertfünftausend Thaler. Eine Inschrift ist an dem ganzen Denkmale nicht angebracht, wohl aber ist eine Votivtafel in den Grundstein eingemauert.

Auf Princes Street entwickelt sich ein reges Leben. Geschäft und Vergnügen reichen sich da die Hand, man begiebt sich dort auf die Promenaden, in die Museen, Hotels und Clubhäuser, oder sucht die bedeutendsten Handelshäuser hier auf, denn dies Alles concentrirt sich auf Princes Street; aber die Hotels und solche Geschäfte, die vom Fremdenverkehr leben, geben der modernen Verkehrsader der Stadt das Hauptgepräge. In den Kunsthändlerläden bemerkt man Photographien aus den Hochlanden, Bücher und allerlei Kleinigkeiten in Tartan eingebunden, die schottische Distel und der schottische Wappenlöwe mit dem Motto: Nemo me impune lacessit, sind überall als Verzierung angebracht. Geschäftige Menschen und neugierige Touristen eilen aneinander vorüber, doch sieht man bei ihnen die Hochländertracht nur ausnahmsweise; bei Erwachsenen sehr selten, öfter dagegen bei Knaben. Nur die Edinburger Freiwilligen, die gerade zum Exerciren auszogen, scheinen dieser Kleidung wieder etwas Leben einflößen zu wollen; sie trotzten mit ihren nackten Knieen dem kalten regnerischen Wetter, das mich beim Einzuge in Edinburg begrüßt hatte.

Hat man auch in Schottland nirgends so Gelegenheit, wie in der berühmten Reitallee Rotten Row im Hydepark

zu London die Elite des Gesellschaft öffentlich versammelt zu sehen und die Schönheit der Menschen zu bewundern, so giebt uns doch ein Gang über Princes Street Gelegenheit, zu beobachten, daß die schottischen Lowländer — vom gaelischen Hochländer kann nicht die Rede sein, ihn schildere ich später — ein kräftiges, wohlgebautes Geschlecht sind, bei dem eine weit größere äußere Aehnlichkeit mit uns Deutschen herrscht, als mit den Engländern. Auch ist die Zahl der weiblichen Schönheiten in manchen Gegenden Südschottlands überraschend groß, und namentlich habe ich später in kleineren Städten, wie Stirling und Perth, förmlich nach einem häßlichen Gesichte suchen müssen. Die Haut ist, wie fast überall in Großbritannien, bei den Frauen rein und frisch, das Haar üppig, die Zähne sind blendend weiß und wohlgepflegt, wie die mittelgroßen Hände. Das Gesicht ist oval, das Auge meistens blau, doch tritt schon häufiger als in England die braune Farbe auf; das mag wohl eine Folge von beigemengtem keltischen Blute sein. Hals und Nacken sind von vollendeter Schönheit, aber Hüften und Füße lassen Manches zu wünschen übrig, — namentlich verdient der Gang Tadel, und eine gewisse Steifheit ist der Haltung des Körpers nicht abzusprechen.

Bei den schottischen Männern sieht man viel weniger als in England jenen kalten, abstoßenden Gesichtsausdruck, den wir an einem echten Beefsteak mehr fühlen als beschreiben können, und der wohl hauptsächlich in den ganz gerade übereinander gestellten Zähnen und im vorgeschobenen Kinne beruht. Während man mir in England schon auf hundert

Schritte sicher den Deutschen ansah, glaube ich nicht, daß ich unter ächten Schotten besonders auffiel.

Zwischen Princes Street und der Altstadt, also mitten in den Promenaden, erheben sich zwei Gebäude, die im reinsten klassischen Style aufgeführt sind. The Royal Institution, mit dorischer Säulenordnung, dient als Versammlungslocal verschiedener gelehrter Körperschaften und enthält das Museum der schottischen Alterthumsgesellschaft. Diese Sammlung ist wegen des Reichthums an keltischen Gegenständen und solchen Dingen, die mit Schottlands Geschichte verknüpft sind, berühmt. Hieran schließt sich, im ionischen Style auferbaut, die Nationalbildergallerie, die manches werthvolle Gemälde birgt.

Oestlich von Princes Street dehnt sich eine Straße aus, welche Waterloo-Platz heißt, und hier steht eine ungemein plumpe und geschmacklose Reiterstatue des Herzogs von Wellington, welche derselbe Bildhauer schuf, der auch Walter Scott's Denkmal aus Marmor gemeißelt. Dies Standbild ist eben so unbedeutend wie die Statuen des Herzogs auf dem Bankplatz und am Hydeparkcorner in London. Wellington hat mit seinen Verewigungen stets da Unglück gehabt, wo er Landsleuten in die Hände fiel. Eine Ausnahme macht eine Statue in Glasgow. Steht diese auch merkwürdiger Weise vor der Börse, so ist sie doch ein herrliches Monument — aber freilich schuf sie kein Brite, sondern ein Italiener, Marochetti.

Nach Osten zu vom Waterloo-Platz erhebt sich Calton

Hill, ein mit verschiedenen Gebäuden geschmückter Hügel, von dem aus sich ein herrliches Panorama vor den Augen des entzückten Beschauers entwickelt. Vor Allem ragen da die zwölf dorischen Säulen des unvollendeten Nationaldenkmals empor, das zur Erinnerung an die bei Waterloo gefallenen Helden errichtet wurde. Es sollte eine genaue Nachbildung des Parthenons zu Athen werden, aber die Gelder gingen aus, und so steht es als moderne Ruine, mitten zwischen vielen vollendeten Gebäuden.

Unter diesen erwähne ich das alte und neue Observatorium, einen kleinen Tempel, zum Andenken an Robert Burns erbaut, und die am Südabhange gelegene, im klassischen Style errichtete Hochschule. Den Gipfel des Hügels nimmt ein Thurm, der sogenannte Nelsonthurm, ein, der wie ein ausgezogenes Fernrohr gestaltet ist und von dem man die schönste Aussicht über die ganze Umgebung hat. Nach Süden zu erblickt man die pittoreske Altstadt mit ihren grauen Thürmen und Giebeln, dahinter steigt das Schloß auf, und entgegengesetzt von diesem liegt die schroffe Salisbury-Klippe am Arthursitze, einem 800 Fuß hohen Hügel.

Die ganze lange Princes Street mit ihrem Menschengewimmel ist wie in der Vogelschau zu übersehen. Nach Norden zu aber erblickt man die Föhrde des Forth, jenen herrlichen, malerischen Meerbusen, der von freundlichen Küstenstädtchen wie mit einem Kranze eingefaßt ist. Zunächst liegt Edinburgs Hafenstadt, Leith, zu unseren Füßen. Die Piers, Hafeneinfassungen, erstrecken sich weit hinaus in das blaue Wasser,

über dem weiße Möven schweben, auf dem sich die mannichfaltigsten Segelschiffe und große Dampfer tummeln. Unser Blick schweift hinüber zu dem Felseneilande Inch Keith, das mitten aus den Fluthen emporragt, und ruht dann auf der hügeligen, gegenüberliegenden Küste von Fife aus; wir können diese bis weit nach Osten hin verfolgen, beinahe bis Fife Neß, wo die Nordsee beginnt.

Wie Calton Hill die Neustadt abschließt und beherrscht, so erhebt sich auf schroff abfallendem Felsen am Ende der Altstadt das Schloß. Um dieses herum bildete sich die Stadt; es war der erste Kern, in dessen schützendem Banne, als es noch Mynidd Agned hieß, sich Kelten niederließen. Nach Edwin, dem sächsischen Könige von Northumberland, nannte man es später Edwinsburg, denn bis zum Jahre 685 beherrschten sächsische Könige alles Land zwischen Humber und Forth; nach ihnen traten erst wieder Picten auf. Und weil das Schloß wegen seiner steilen Lage lange Zeit für uneinnehmbar galt, hieß es auch das Jungfernschloß (Castrum puellarum, maiden castle). Seitdem haben die Engländer ihm den Kranz geraubt; aber nach den Satzungen der schottisch-englischen Union muß es stets Festung bleiben. Die Befestigungen sind jedoch unbedeutend, und obgleich uns viele Kanonen mit ihren Schlünden entgegen drohen und 2000 Mann in den weitläufigen Kasernen Platz haben, ist das Ganze doch ungefährlich. Unter den Kanonen befindet sich ein kolossales, historisch merkwürdiges Stück, das den Namen Mons Meg führt. Er ist aus verschiedenen Eisenstäben zusammengeschweißt, aber ge-

sprungen und hat eine Seele von zwanzig Zoll. Die eiserne Lafette ist modern. Dies Stück ward 1476 zu Mons verfertigt, 1684 in den Londoner Tower gebracht, aber im Jahre 1826 im Triumphe wieder nach Edinburg zurückgeholt.

Die vielen Gebäude des Schlosses, die meistens als Kasernen dienen, liegen ohne Plan und Ordnung zusammen. Architektonisch am interessantesten, wiewohl stark restaurirt, ist eine kleine im Rundbogenstyl aufgeführte Capelle, die aber nur so spärliches Licht erhält, daß man die Wölbungen und wenigen Ornamente im Innern nur schlecht erkennen kann. Sie trägt den Namen der heiligen Margarethe; ob sie aber bis in's elfte Jahrhundert zurückreicht, dürfte zu bezweifeln sein. In dem einen kleinen Glasfenster findet sich folgende Inschrift: Haec aedicula beatae Margaretae Scotiae Reginae quae ob: X Junii MXCIII patriae ingratae negligentia lapsa. auspiciis Victoriae Margaritae prognatae restituta MDCCCLIII.

Die schottischen Krönungsinsignien sind auf dem Schlosse aufbewahrt —

> The Sceptre, sword and crown that graced the brows
> Since father Fergus, of an hundred kings. —

Walter Scott sagt in seiner Description of the regalia of Scotland, daß die älteste schottische Krone, mit welcher nach dem Sturze Macbeth's Malmcolm Kenmore zu Scone gekrönt wurde, von Eduard I. von England im Jahre 1296 zugleich mit dem heiligen Krönungssteine geraubt wurde. Theile der jetzt noch vorhandenen Krone reichen aber bis in die Zeit des

großen Befreiers Schottlands, Robert Bruce, also bis in den Beginn des vierzehnten Jahrhunderts zurück.

Unter den Zimmern auf dem Schlosse nimmt namentlich dasjenige die Aufmerksamkeit in Anspruch, in welchem Maria Stuart ihren Sohn Jacob VI. (den ersten von England) gebar, auf dessen Haupte nach dem Tode der Königin Elisabeth die Kronen beider Länder zum ersten Male vereinigt waren. Die Täfelung des Gemaches ist noch dieselbe, wie im Jahre 1566, die Initialen J. R. und M. R. wechseln darauf, von einer Königskrone überdeckt, miteinander ab, und unter einem großen schottischen Wappen steht eine auf die Geburt Jacob's bezügliche Inschrift.

Die Aussicht vom Schlosse ist nicht so weit und so schön, wie die von Calton Hill, aber der Blick über die schwarze, verräucherte Altstadt ist hier besser, und diesem interessantesten Theile Edinburgs wandte ich mich nun zu.

Bei dem Austritte aus dem Schlosse erblickt man zunächst hervorragend über die Häuser des Grasmarktes die vielen Thürme und Thürmchen von Heriot's Hospital, einem der schönsten Gebäude der Stadt. Zu dem alten mit Giebeln und spitzdachigen Rundthürmen gezierten, aus Frankreich stammenden Burgenstyle gesellte man gothische und klassische Elemente, und so entstand ein combinirter Baustyl, dessen edelstes Beispiel Heriot's Hospital ist. Man hat aus der Schönheit des Baues schließen wollen, daß es ein Werk von Inigo Jones sei, allein, wie kürzlich nachgewiesen wurde, war ein Schotte, William Aytoun, der Erbauer. Der Bau

begann im Jahre 1628 und ward 1660 vollendet. Die Kosten trug Georg Heriot, ein Goldschmied Jacob's I., der in liberaler Weise das köstliche Gebäude zu einem Waisenhause für 180 Edinburger Knaben bestimmte.

Die Hauptstraße der Altstadt, die vom Schlosse hinab zum Palaste Holyrood führt, heißt in ihrem oberen Theile Lawnmarket und Highstreet, im unteren Canongate. Einst war sie eine der schönsten Straßen Europas, und in den Häusern, von denen noch manche herzogliche und fürstliche Wappen tragen, wohnte die Aristokratie Schottlands; hier stehen auch fast alle Gebäude, die mit Edinburgs Geschichte eng verknüpft sind. Aber Highstreet ist eine gesunkene Größe, sie gleicht einem Rennpferde, das in der Bahn manchen Siegespreis errungen und nun müde und matt vor dem Arbeitskarren einherzieht. Highstreet ist tief, tief gesunken, und nun der Wohnort des gemeinsten Edinburger Pöbels, der es mit dem von St. Giles in London vollkommen aufnimmt und um die Palme des Schmutzes und der Verkommenheit mit den Bewohnern jenes berüchtigten Stadttheiles der Themsemetropole erfolgreich rivalisiren kann. Der alterthümliche Anblick der oft acht bis zehn Stockwerk hohen schwarzen Häuser ist überraschend. Steile Treppen gehen, von eisernen Geländern eingefaßt, von der Straße aus in das erste Stockwerk hinauf. Die mit Blei eingefaßten Fenster sind zerschlagen, die Dächer zeigen Lücken, große Risse ziehen durch das mit Eisenklammern zusammengehaltene Mauerwerk. Hier und da stehen ganz eingestürzte Gebäude, deren

Schutt, weil er nicht weggeräumt wurde, lustig mit Gras übergrünt ist. Erkerthürmchen, spitze Giebel und die manchmal zierlich gemeißelten Steineinfassungen der Thüren und Fenster bekunden das sechszehnte Jahrhundert als Gebärerin dieser schwarzen Straße. Unten wechseln in den Häusern kleine Kramläden mit Whiskybars ab, oben gucken hungernde Menschen oder rothgeschminkte, aufgeputzte Damen aus den Fenstern, welche letzteren zuweilen mit einer Guirlande von Häringen oder Makrelen geziert sind, die zum Trocknen hier aufgehängt wurden und ihren pestilenzialischen Gestank mit dem der offenen Gossen und Fleischläden vereinigen. Große Stangen, die man aus den Fenstern gesteckt hat, tragen der Insassen zerrissene Wäsche, die in Gestalt von Hemden, Windeln und Unterröcken fahnenartig im Winde flattert. Ein ziemlicher Schmutz bedeckt den Boden, und große Haufen nichtsthuender Menschen stehen in behaglicher Ruhe umher; aber was für Menschen und was für Gesichter! Alle Laster scheinen auf ihnen ausgeprägt zu sein, und die Spuren, des Trunkes lassen sich bei den meisten erkennen. Da stehen am hellen Mittage betrunkene Frauenzimmer in unendlich schmierigem Anzuge, und eben solche Männer mit kleinen Thonpfeifchen im Munde, die Hände in den Hosentaschen, schimpfend, schreiend. Schaaren halbnackter, zerlumpter Kinder wälzen sich auf den breiten Steinen und kratzen sich in dem gewiß sehr bevölkerten Haare herum. Wie mag es erst in diesen Häusern, in den bewohnten Kellern unter ihnen und in den engen Höfen und Durchgängen (closes) aussehen,

welche nach beiden Seiten von Highstreet fortführen. Trotz alledem zieht diese zerfallene mittelalterliche Straße doch immer wieder an, sie ist eine Parallele zu der glänzenden Princes Street — aber welcher Contrast zwischen den Menschen hier und dort.

Viele berühmte Männer wohnten einst in dieser Highstreet, ehe die Neustadt mit ihren kalten modernen Bauten Alles, was Reichthum besaß oder auf Bildung Anspruch machte, an sich zog. Da steht Allan Ramsay's Haus, in dem er 1757 starb und seinen „gentle Shepherd“ schrieb, das Haus, in dem David Hume wohnte, und das Haus des großen Reformators John Knox. Wo Knox geboren wurde, bleibt immer noch eine offene Frage, und es streiten sich, wie bei Homer, mehrere Städte um diese Ehre, doch spricht die meiste Wahrscheinlichkeit für Haddington. In dem alten Hause auf Highstreet, das ganz den mittelalterlichen Charakter bewahrt hat, wohnte er von 1560 bis 1572 und starb darin im Alter von siebenundsechszig Jahren nach redlicher Arbeit. An dem Hause ist folgende Inschrift angebracht: Lufe: God: above: all: and: your: nichbour: as: your: self. Dicht dabei hat man eine schöne gothische Capelle errichtet.

Unter den Kirchen auf Highstreet fesselt besonders die alte St. Giles Kathedrale, deren gothische achteckige Spitze in Laternenform weit über die Altstadt hinleuchtet und als deren Wahrzeichen gelten kann. Drinnen liegen der Regent James Stuart Moray und der Marquis von Montrose begraben, und am 13. October 1643 beschwor man hier den Covenant.

Wenig Anziehendes bietet das bei dieser Kirche stehende Parlamentsgebäude, das seit der Union als oberster Gerichtshof dient. Als schönstes Beispiel der alten Edinburger Straßenarchitektur muß aber die Canongate Tolbooth oder Jail, die von Jacob I. errichtet, und über dem Thore die Inschrift: Patriae et posteris, 1591, trägt, betrachtet werden. Das Dach ist mit spitzen Thürmchen geziert, die Fenster sind klein und viereckig, eine mächtige Uhr tritt weit in die Straße hinaus, und unten, dicht am Hause, steht noch der alte Schandpfahl, darauf der Hirsch mit dem Kreuze zwischen dem Geweih und dem Wahlspruche „Sic itur ad astra.“ Die Legende erzählt, als der heilige David hier jagte, war er in Gefahr, von einem starken Hirsche niedergestoßen zu werden, da schwebte wundersam ein Kreuz vom Himmel zu ihm herab, und als der Hirsch dies sah, erschrak er und floh. David gründete aber an dem Orte Holyrood-Abtei.

Nachdem man so lange durch den Schmutz und die hohen düsteren Häuser der Highstreet gewandert ist, gelangt man auf den schönen freien Platz, auf dem sich Holyrood-Palast erhebt. Ein schöner Brunnen mit ungemein reicher Steinmetzarbeit ziert den breiten Raum vor dem Schlosse; ihn ließ der verstorbene Prinz Albert nach dem Muster eines alten Brunnens in Linlithgow errichten. Gekrönt wird er vom schottischen Löwen, der Scepter und Schwert in den Pranken hält; allerhand schalkhafte Figuren in spanischer Tracht, Krieger, Ritterfräulein, Pagen, Landsknechte und Thiergestal-

ten, wie Hirsche, Löwen, Einhorn, zieren die verschiedenen Etagen der meisterhaft gearbeiteten Fontaine.

Holyrood-Palast selbst, im Thale zwischen Calton Hill und Arthur's Seat gelegen, ist ein massives viereckiges Gebäude, flankirt von burgenartigen Thürmen und mit einem großen Hofe in der Mitte. Der Renaissancestyl waltet vor, und die ältesten Theile reichen nur bis in die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts zurück. Es ist nicht das Gebäude an und für sich, das uns anzieht, nicht die schöne Lage, sondern seine enge Verknüpfung mit der Geschichte Schottlands und namentlich mit der Geschichte jener unglücklichen und schönen Königin, die wie keine andere unter Schottlands Beherrscherinnen berühmt geworden ist. Hier werden noch die Gemächer der Maria Stuart gezeigt, wie sie beschaffen waren, als Rizzio ermordet ward, da erblickt man noch die Blutspuren von der tragischen That, die am 9. März 1566 hier begangen wurde. Man zeigt das Bett der Königin, ihr Boudoir, die Treppe, auf welcher Darnley mit seinen Bewaffneten hinaufstieg, um den Sänger zu überfallen, sowie viele Kleinigkeiten, welche von der Königin Hand selbst gestickt worden sein sollen. Die blutige That und das traurige Schicksal der Maria Stuart sind zu sehr bekannt, als daß ich hier darauf einzugehen brauchte. Die Kritik hat jedoch in der letzten Zeit arge Zweifel an der Echtheit aller in Holyrood aufbewahrten Reliquien erregt, und gewiß sind die Rizzioschen Blutspuren im Laufe von drei Jahrhunderten so oft aufgefrischt worden, wie der berühmte Luther'sche Tintenfleck auf der Wartburg.

Weit eher als dieser Palast stand die dabei befindliche Abtei an dieser Stelle. Ich habe oben die Legende, welche die Gründung derselben im Jahre 1128 durch König David, den schottischen St. Hubertus, erzählt, aufgeführt. Zerfallen und ohne Dach ist diese Abtei wegen der Schönheiten ihrer Architektur und der Verkettung mit der Geschichte des untergegangenen schottischen Königshauses von hohem Interesse. Hier ruhen die Gebeine von Jacob II. und V., David II. und Lord Darnley. Hier ist noch heute ein geheiligtes Asyl für alle insolventen Schuldner, und wer sich innerhalb eines Umkreises von 100 Ellen von der Abtei befindet, den darf Niemand wegen Schulden verfolgen.

Den schönsten Hintergrund für Holyrood bildet der 822 Fuß hohe, mächtig aufstrebende Felsenberg Arthur's Seat. Der Name erinnert an den britischen Fürsten Arthur, welcher hier im sechsten Jahrhundert die Sachsen schlug. Die steil abfallenden Klippen dieses Berges, die das Auge jedes Fremden unwillkürlich durch ihre eigenthümliche Gestalt an sich ziehen, heißen Salisbury Crags.

Lange bevor der erste Grundstein zur Stadt Edinburg gelegt war, lange bevor sich hier prächtige Straßen und schmutzige enge Gassen ausdehnten und noch kein menschlicher Fuß die Einöde betrat, bildeten sich allmälig die ungeheuren Felsmassen, die nun allenthalben vor und in der Stadt uns entgegentreten. Eine geologische Epoche folgte der andern, bis in historischer Zeit ein ungeheures Dickicht den Boden bedeckte, in dem das scheue Reh und der listige Fuchs einen

verborgenen Aufenthalt fanden. Da, wo jetzt volkreiche Quartiere sich ausdehnen und das „Athen des Nordens" sich erhebt, jagte der heilige David mit Speer und Bogen.

Aber unter allen Felsen, die Edinburg umgeben, haben die steilen Klippen der Salisbury Crags das größte geologisch-historische Interesse, denn sie spielen im Kampfe des Vulcanismus und Neptunismus, der im vorigen Jahrhundert die wissenschaftliche Welt in so großer Aufregung erhielt, eine bedeutende Rolle. Beim Anblicke des sonderbar geformten Berges faßte der Schotte Hutton zuerst seine Ideen von der Entstehung der Erde auf feuerflüssigem Wege, und Wasser und Feuer waren es, die sich, durch Deutschland und Schottland vertreten, um den Besitz dieser Trappfelsen stritten. Wie der Kriegsruf Hie Welf! Hie Waibling! politisch die Welt einst in zwei große Lager schied, so zerfiel die wissenschaftliche Welt in die großen Parteien: Werner und Wasser, Hutton und Feuer. Hutton hat hundert und aber hundertmal diese Klippen begangen, und noch heute ist dort mitten in einem Steinbruche ein Felsstück verschont geblieben, in das er seinen Namen einst eingemeißelt hat.

Am Südende der Salisbury Crags finden sich im Grünsteine einige geschichtete Schieferablagerungen, auf welche die Wernerianer hinwiesen, als das sicherste Zeichen, daß allein Wasser hier die schöpfende Kraft war. Aber am entgegengesetzten Nordende sieht man dieselben Schiefer, nur erkennt man ganz deutlich, wie sie durch die von unten wirkenden eruptiven Kräfte in den Grünstein hineingeführt wurden. Sie sind so-

mit ein schlagender Beweis für Hutton's Theorie, der, wenigstens was den Arthur's Seat betrifft, der Sieg verblieb.

Ehe wir Edinburg verlassen, müssen wir noch einen Blick auf den mit dieser Stadt bereits zusammengewachsenen Hafenort Leith werfen. Von Princes Street ab führt eine lange mit Häusern besetzte Straße, Leith Walk, hinab nach der 40,000 Einwohner zählenden Stadt, die schon im zwölften Jahrhundert als Seestadt blühte und jetzt der bedeutendste Hafen an Schottlands Ostküste ist. Die Straßen sind meist unregelmäßig und sehr schmutzig, von Matrosen und Leuten, die von der Schifffahrt leben, bevölkert. Die Docks und Hafenbauten sind großartig und mit vielen Kosten angelegt. Alle Häfen an der Südseite des Firth of Forth sind künstlich, denn das Ufer ist hier seicht und sandig. Zwischen Leith und Inch Keith giebt es keine Stelle, die über zehn Faden tief ist; darum hat man denn auch bei Leith zwei prächtige weit über 3000 Fuß lange Hafendämme in's Meer hinaus gebaut, in welche die Schiffe sicher einlaufen können. Da kommen regelmäßig Dampfer von London, Aberdeen, Rotterdam, Hamburg, Hull und Newcastle, sowie Schiffe aus den meisten überseeischen Häfen, und ein reges Ausfuhrgeschäft mit Kohlen, Eisen, Papier, Spirituosen u. s. w. findet statt.

Ohne Leith wäre die verwaiste Residenz Edinburg zu einer einfachen Provinzialstadt herabgesunken, die nur von ihrem geschichtlichen Ruhme zu zehren hätte. So pulsirt aber das frische Leben des Handels und der Schifffahrt dort und ersetzt tausendfältig den Schaden, der durch den Ver-

lust des Hofes und der schottischen Souveränetät angerichtet wurde.

Roslin.

Das Haus Nr. 4 auf Princes Street in Edinburg ist allen Reisenden, die Ausflüge in die Umgebung der Stadt machen, wohlbekannt, denn dort stehen die trefflichen Omnibus bereit, die uns so gut wie die Extrapost nach allen Städtchen und Orten der Umgebung hinführen. Ich benutzte auch eine solche „coach“, um nach dem etwa vier Stunden südöstlich von Edinburg gelegenen Roslin zu gelangen. Durch eine wohlbebaute Gegend führte der Weg an den zackigen Pentlandbergen und kleinen Dörfern mit strohgedeckten Häusern vorüber. Das hübsch bewaldete Thal des kleinen Flüßchens Esk that sich vor mir auf. Munter stürmt der Strom, eingeklemmt zwischen steilen Felsen und umgeben von Hagedornbüschen, Kiefern und Eichen, in vielen Wasserfällen über Kiesel und Gerölle hin, schlängelt sich vielfach und umgiebt in einem Bogen die wettergebräunten spärlichen Mauerreste des alten Stammsitzes der Herren von Roslin, bei denen eine wohl tausendjährige Eibe ihre dunkelgrünen melancholischen Aeste in die Lüfte streckt. Die Ruinen sind unbedeutend und zeichnen sich nur durch ihre hübsche Lage auf dem in den Esk vorspringenden Felsen aus. Ueber den Ursprung des Schlosses weiß man nichts Sicheres. 1544 wurde es niedergebrannt und später in unserer Zeit ein modernes Haus zwischen die alten Mauern gebaut.

Das kleine Dorf, das dicht bei der Ruine liegt, ist aber durch seine wunderbar schöne und zierliche gothische Capelle berühmt, die das Reichste ist, was man in diesem Style sehen kann, und trotzdem der einheitlichen Harmonie nicht entbehrt. In ihr ist keine Gurte, kein Schluß- oder Kragstein, kein Architrav, kein Kapitäl, keine Säule einfach oder glatt, Alles ist mit den herrlichsten Sculpturen überzogen, deren eingehendes Studium Tage in Anspruch nimmt und die man immer wieder ansehen kann, ohne müde zu werden. Der Botaniker mag die verschiedenen Ranunkeln, Weinblätter, Wasserrosen, das Speerkraut und das Eichenlaub classificiren, die nebst allerlei Menschen und Thiergestalten dem Steinmetzen als Modell dienten. Das Ganze macht den Eindruck eines wohlangeordneten Schmuckkästchens.

Die Solidität des normannischen Styles findet sich bei der Capelle von Roslin mit dem luftigen Schmuck der Gothik vereinigt, und obgleich der sogenannte Tudorstyl durchschlägt, so hat dies kleine Heiligthum doch durchaus nichts von dem Steifen, was uns in der Georgs-Capelle in Windsor oder in der an die Westminsterabtei in London angebauten Capelle Heinrich's VII. entgegentritt. Dieser perpendiculare gothische Styl ward sonst nirgends von mir an altschottischen Bauten beobachtet. Er kam im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts auf und dauerte, bis er von der Renaissance verdrängt wurde. Er heißt auch Tudor- oder Elisabethstyl, doch wendet man diese Namen mehr auf weltliche Gebäude an. Alle wagerechten Linien scheinen in ihm verbannt zu sein, Alles

strebt in ihm auf; doch der Spitzbogen, obgleich noch ein solcher, ist zum sogenannten Ohrgewölbe zusammengedrückt, daher dieser Styl auch der gedrückte Styl oder gegenüber dem früh- und mittel-gothischen der drittgothische (third pointed) heißt. Am besten kann man ihn aber als den „entarteten" bezeichnen. In England ist er stark vertreten und dominirt bei allen neuen gothischen Gebäuden, z. B. bei dem kolossalen Parlamentsgebäude. Die Schotten sehen diesen Styl, der specifisch englisch ist, ungern jenseit des Tweed. In Deutschland ist er wenig oder gar nicht bei Kirchenbauten angewandt worden.

Die Rosliner Capelle hat zwei schmale und niedrige Seitenschiffe. Die Pfeiler, deren Knäufe ein ungemein reiches Blätterwerk zeigen, ziehen namentlich durch die geniale Verschiedenheit, mit der sie gearbeitet sind, an. Besonders einer, der mit einer Anzahl Guirlanden umwunden zu sein scheint, fällt auf, und der herumführende Castellan erzählte mir eine Sage, die sich an diese Säule knüpft und in mancher Beziehung an die vom Glockengießer zu Breslau erinnert.

Der Meister, welcher die Capelle baute, konnte nach den vorliegenden Zeichnungen diesen herrlichen Pfeiler nicht ausführen. Er reiste darum nach Rom, um dort ein ähnliches Kunstwerk zu studiren und sich nach diesem zu richten. Doch siehe da, als er heimkehrte, stand der Pfeiler fix und fertig, prangend in aller Pracht der Bildhauerarbeit, da. Der Schüler hatte ihn während des Meisters Abwesenheit vollendet, und dieser, verletzt in seinem Stolze, tödtete den Kna-

ben. Auf dem Architrav, welches diesen Pfeiler mit einem andern des Seitenschiffes verbindet, steht in alter Minuskelschrift der hübsche Spruch: Forte est vinum, fortior est rex, fortiores sunt mulieres. Super omnia vincit veritas.

Dieses herrliche Beispiel schottischer Kirchenbaukunst wurde im Jahre 1446, also in einer Zeit, in der die Gothik schon im Verblühen war, von William St. Clair, Earl der Orkneys und Lord von Roslin, erbaut. Während der Revolution von 1688 machte der Edinburger Pöbel einen Ausflug hierher und zerstörte das kleine Gebäude theilweise. Aber schon im folgenden Jahrhundert begannen die Restaurationen, die heute noch von der Familie Roslin fortgesetzt werden. Das Aeußere bedarf noch sehr der nachhelfenden Hand, und obgleich der benutzte Sandstein fest und gut ist, so ist hier doch schon viel verwittert, und noch sind die Spuren von der verwüstenden Rotte zu sehen, die 1688 hier eindrang. Manche Figur ward von ihrer Console herabgestoßen, die jetzt verlassen und leer dasteht. Einen besonders hübschen Anblick gewährt der Haupteingang, bei dem sich Rundbogen und Spitzbogen harmonisch verbinden. Herrlicher grüner Rasen umgiebt das kleine Gebäude, und Epheu und duftendes Geißblatt ziehen sich an den Kirchhofsmauern hin.

In der Capelle liegen die alten Herren von Roslin alle in voller Rüstung begraben:

Where Roslin's chiefs uncoffined lie
Each baron, for a sable shroud,
Sheathed in his iron panoply.

So hat Walter Scott in einer seiner schönsten Balladen, Rosabella, gesungen, und wenn ein Roslin stirbt, so erglänzt am Abend vorher diese kleine Capelle in hellen Flammen. Das ist das Todeszeichen für das alte Geschlecht, wie die weiße Frau den Hohenzollern ihr Ende anzeigt.

Melrose, Abbotsford, Dryburgh.

Schottland ist das Land zerfallener Abteien, die vielleicht bei dem streng kirchlichen Sinne, der dort herrscht, längst wieder aufgebaut wären, wenn nicht ein bedeutender Ueberfluß an Kirchen und Capellen dies unnöthig machte. Diese alten Abteien würden dann das Romantische verlieren, das uns jetzt zu ihnen hinzieht, und in der That erfüllen sie so ihren Zweck besser, da ja kein Mangel an Gotteshäusern ist. Nähme man sich diese Bauten nur heute zum Muster, wenn neue Kirchen errichtet werden, und es würde um manches moderne Bauwerk in Schottland besser bestellt sein. Aber da will jeder Baumeister original sein!

Die alten Abteiruinen sind über ganz Schottland gleichmäßig vertheilt. Höchstens tritt im nördlichen Ende eine Lücke ein, die aber durch die herrliche Kathedrale von Kirknall auf den Orkneyinseln wieder ausgeglichen wird. Ich erwähne in einer kurzen Aufzählung, die sich reichlich vermehren ließe, die Kirchenbauten von Dumfries, Glasgow, Jldburgh, Dryburgh, Melrose, Roslin, Holyrood, Dunfermline, St. Andrews, Dunkeld, Cambuthkeneth, Jona, Elgin, Pluscardine.

Um zwei der schönsten dieser Ruinen zu sehen, braucht man nur einen eintägigen Ausflug von Edinburg aus nach Süden zu machen. Die Nordbritische Eisenbahn führt uns durch hübsch cultivirte Strecken des gesegneten Lowlands in zwei Stunden nach dem Städtchen Melrose. An den wettergebräunten Ruinen von Borthwick Castle und Crichton Castle vorüber gelangen wir in's Thal des Galaflüßchens, das später in den Tweed fällt. Galashiels, das hier liegt, ist ein freundliches Städtchen von 4000 Einwohnern, in dem viel Gewerbthätigkeit herrscht, namentlich werden dort Tartanstoffe, Tweeds und schöne Shawls gewebt.

Die Umgegend wird nun, da wir uns dem Tweed nähern, immer malerischer, und namentlich sind es die Eildon Hills, die mit ihren bis zu 1330 Fuß aufragenden drei Gipfeln der Landschaft einen hübschen Abschluß geben. Es ist dies das Trementium der Römer, ein Porphyrstock, der sich mitten aus der silurischen Formation erhebt.

Am Fuße dieser Berge liegt das 1000 Einwohner zählende Städtchen Melrose, das seinen Namen nach der hier befindlichen Abtei, einer der schönsten schottischen Kirchenbauten, führt. Die kleinen Häuser des sauberen Ortes sind meistens mit Stroh gedeckt und haben kleine viereckige Fenster. Auf dem weiten Marktplatze steht das „Croß", das meine Aufmerksamkeit besonders anzog.

Croß oder Kreuz nennt man in Schottland alle Denksäulen, die als Markt- oder Stadtzeichen auf einem öffentlichen Platze aufgestellt sind und gleichsam als eine Art ehr-

würdiger Roland des Ortes gelten. Es ist dabei nicht nothwendig, daß sie Kreuzform besitzen, im Gegentheil, nur wenige sind mit dem Zeichen des Kreuzes geschmückt; sie wechseln von der einfachsten Säule bis zum complicirten Bauwerke (wie z. B. in Aberdeen) ab. Fast überall aber findet man daran eine Sonnenuhr und das Wappen Schottlands angebracht. Mit kirchlichen Kreuzen, wie sie in katholischen Ländern am Wege stehen, haben diese Crosses nichts zu thun, wenngleich sie ursprünglich aus solchen entstanden sein mögen. In rohen und gesetzlosen Zeiten war kein Vertrag, keinerlei Uebereinkunft rechtskräftig und bindend, wenn sie nicht unter dem Zeichen des Kreuzes abgeschlossen wurden. So ward der Platz, etwa der Markt, auf dem ein bekanntes Kreuz stand, ein Handelsplatz; das Kreuz verlor seine religiöse Bedeutung und wurde zum einfachen „Market Croß". Man benutzte es auch zugleich als Schandpfahl, und an manchen dieser schottischen Kreuze fand ich noch eiserne Ringe eingelassen, an welchen einst die Ketten befestigt waren, die den Verbrecher fesselten.

Kreuze der Art sind in Schottland durchaus nicht selten, und ich habe sie in Edinburg, Perth, Aberdeen, Beauly, Elgin und an anderen Orten beobachtet. Das alte Edinburger Croß, das mit verschiedenen Wappen geschmückt war, und auf seiner Spitze das schottische Einhorn zeigte, ist 1756 abgetragen worden; doch existiren noch Ueberbleibsel von demselben. Es stand neben der Kirche St. Giles. Bei der Tolbooth, dem alten Rathhause von Canongate, steht aber in

Edinburg noch ein Croß, eine einfache Säule mit crennelirtem Kapitäle, aus dem sich ein Kreuz mit dem Canongatewappen erhebt. Auch sind daran noch die eisernen Zapfen erkenntlich, die zur Befestigung des an den Pranger Gestellten dienten.

Das Marktkreuz von Melrose steht auf dem Marktplatze des Städtchens, doch hat es schon ungemein vom Zahne der Zeit gelitten. Auf der achteckigen Säule, die sich aus einem rohen Unterbau erhebt, ist das jetzt ganz verstümmelte springende schottische Einhorn angebracht, das den Wappenschild mit dem Löwen zwischen den vier Füßen hält. Auf dem Kapitäl der Säule steht die Jahreszahl 1645, das Wappen von Melrose und eine Sonnenuhr. Diese Zahl weist jedenfalls nur auf eine Restauration hin, denn dem ganzen Ansehen nach ist dies Croß älter als die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Die herrlichste Zierde des Ortes aber ist die großartige Abteiruine. Sie ist das schönste Bauwerk im verzierten gothischen Style (Middle pointed), dessen Aera in jenem nordischen Reiche mit dem Jahre 1286 beginnt. Der Glanz mittelalterlicher Romantik, den Walter Scott um Melrose gewoben hat, machte die Abtei weit berühmter als ihre Missionswirksamkeit; denn von Melrose wurden Apostel nach dem nordöstlichen Frankreich und den Niederlanden ausgesandt, um das Christenthum zu predigen. Der Charakter der Architektur, die graziöse Symmetrie, die ausgezeichnete Steinmetzarbeit sind in Walter Scott's letztem Minstrel eingehend geschildert, so genau, daß die Beschreibung in Reisehandbücher auf-

genommen wurde. Geborsten und zersprungen, mit eingestürztem Chor und Transept und nur noch theilweise überwölbtem Schiff, liegt die Abtei vor uns. Auf den Thürmchen und Strebepfeilern hausen Dohlen und verwilderte Tauben, im Maßwerke der Fenster zwitschern Schwalben und zanken sich Sperlinge. Grüner Rasen deckt den Boden der Abtei, und duftender Flieder faßt Wurzel in den Ritzen der von Epheu überzogenen Mauern. Da liegen einzelne Kragsteine mit menschlichen Fratzen, allerlei Werkstücke umher, und selbst für die Häuser des Ortes scheint die Abtei längere Zeit eine Fundgrube von Baustoff gewesen zu sein. Das ehrwürdige alte Aussehen, der frische zartgrüne Rasen des Friedhofs mit seinen eingesunkenen Grabsteinen; die feierliche Stille der Umgebung, die nur durch das sanfte Säuseln des Windes in den Wipfeln der benachbarten Bäume oder das Schreien der Krähen unterbrochen wurde, all' dies übte einen unwiderstehlichen Zauber aus und gewährte mir einen hohen Genuß.

Der Stein, aus welchem die Abtei erbaut wurde, ist dermaßen hart und fest, daß alle Ornamente so scharf erscheinen, als ob sie erst heute gemeißelt worden wären. Die Form des Baues ist die eines lateinischen Kreuzes mit einem 84 Fuß hohen, halb zerfallenen Reiterthurm im Schnitt des Transeptes und Schiffes. Chor und Transept sind am besten erhalten. Vom Thurme sind zwei Seiten eingestürzt; ebenso Theile des Schiffes.

Der Haupteingang ist durch das reichgeschmückte Portal im Südtransept. Darüber erhebt sich ein großes, luf-

tiges Fenster von 24 Fuß Höhe und 16 Fuß Breite, das viergetheilt und mit dem schönsten Maßwerk verziert ist. Ueber demselben sind neun Nischen angebracht, aus denen aber die Figuren verschwunden sind. Die Consolen dieser Nischen jedoch zeigen sehr groteske Gestalten, welche uns die kühne Phantasie des Steinmetzen, der sie schuf, bewundern lassen. Im Schiff befinden sich acht Capellen, die jede durch ein schön erhaltenes spitzbogiges Fenster erleuchtet werden. Alle diese Capellen sind gleich groß und ziehen sich an der Südseite des Schiffes hin. Sie werden noch heute als Begräbnißort benutzt, und zeigen viele interessante Grabsteine. Die Ueberwölbung des Schiffes gegen den Thurm zu ist modern und erst 1618 ausgeführt. Der Chor, in der Form eines halben griechischen Kreuzes erbaut, zeichnet sich durch das westliche Schlußfenster aus. An der Nordwestseite der Abtei liegen die Ruinen des Klosters.

Unter den vielen Grabmälern zieht uns eine große Platte von polirtem Marmor an: sie deckt die Gebeine Alexander's II. Hier war auch das Herz von Robert Bruce, dem geliebten Schottenkönig, beigesetzt und liegen viele Glieder der mächtigen Familie Douglas. Eigenthümlich ist folgende Inschrift auf einem Grabsteine der Familie Ramsay vom Jahre 1769:

The earth goeth on the earth
Glistering like gold:
The earth goeth to the earth
Sooner than it wold:

The earth builds on the earth
Castles and towers:
The earth says to the earth
All shall be ours.

Was gegenwärtig von Melrose übrig ist, scheint nicht über das vierzehnte Jahrhundert zurückzureichen. Der letzte Baumeister ist ein gewisser John Morow gewesen, wenigstens machte man mich auf eine Inschrift an der westlichen Mauer des Südtransseptes aufmerksam, die schon sehr unleserlich geworden war und folgendermaßen lautet:

John : morow : sum : tym : callit
was : J : and : born : in : parysse :
certanly : and : had : in : kepyng :
al : masom : werk : of : santan
droys : ye : hye : kyrk : of : glas
gw : melros : and : paslay : of :
nydysdayll : and : of : galway
† pray : to : god : and : mari : bath
and : — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Die beiden letzten Zeilen sind nicht mehr zu entziffern. Nicht weit von dieser Inschrifttafel ist das Wappen dieses Baumeisters — zwei halbgeöffnete Zirkel, umgeben von drei Rosen oder Lilien — angebracht. Die Uebersetzung der Inschrift lautet etwa folgendermaßen: John Morow war ich genannt und zu Paris war ich geboren. Ich hatte im Auftrage alle Bauarbeit von St. Andrews, die Kathedrale von

Glasgow, Melrose und Paisley und Nithsdale und Galloway. Bete zu beiden, zu Gott und Maria und.....

Sehr häufig fand ich zu Melrose, namentlich im südlichen Theile des Transeptes, Steinmetzzeichen, gerade wie an den Kirchenbauten in Deutschland. Steinmetzzeichen sind die Stenographie der Arbeiter, welche die Steine behauen haben. Jeder Steinmetz führte sein eigenes Zeichen und wachte sorgsam darüber, daß ein anderer sich nicht seines Monogrammes bediente. Aus ihrem gleichzeitigen Vorkommen an verschiedenen Kirchen und Gebäuden kann man oft auf deren Gleichalterigkeit schließen, da derselbe Steinmetz oft erst an der einen, dann an der andern Kirche arbeitete. Meist sind es, wie in Melrose, einfache Striche, die zu allerhand geometrischen Figuren, Dreiecken, Pentagrammen u. s. w. verbunden sind.

David I., dessen aus Stein gemeißeltes gekröntes Haupt noch in der Abtei gezeigt wird, gründete Melrose im Jahre 1136. Aber erst zehn Jahre später ward der Bau vollendet und zu Ehren der Jungfrau Maria geweiht. David berief Cistercienser Mönche, die ersten ihrer Art, von Yorkshire hierher. 1322 wurde die Abtei von den Engländern unter Eduard II. zerstört, aber ein Jahr später von Robert Bruce in der herrlichen Weise, wie sie nun, leider verstümmelt, vor uns steht, wieder aufgebaut. Richard II. verbrannte sie 1385 wieder, und nun nahmen die Zerstörungen kein Ende, bis der Bildersturm in der Reformation ihr den Rest gab und

sie der traurigen Gestalt überlieferte, in der sie nun erscheint.

Weit und breit war in all' diesen Stürmen das umliegende Land verwüstet worden, und die socialen Folgen dieser Verwüstungen blieben nicht aus. Eine der merkwürdigsten ist nachstehende, die ein eigenes Licht auf die damaligen Zustände wirft. Südwestlich von Melrose, jenseit der Bergkette, die sich bei Moffat hinzieht, vereinigen der schwarze und der weiße Eskfluß ihr Wasser. Dort ward alljährlich der Markt gehalten, bei dem eine Menge Unverheiratheter beider Geschlechter zusammenkamen, die sich nach Gatten umsahen. Durch Handschlag (handfisting) ward der Ehevertrag eingegangen, die Paare gingen weg und lebten bis zum Markte des folgenden Jahres zusammen. Sie erschienen dann dort wieder und erklärten sich ihr gegenseitiges Gefallen oder Mißfallen. Wenn beide Theile standhaft blieben, so ward der Handschlag auf Lebenszeit erneuert; wenn dagegen ein Theil abgeneigt war, so ward die Verbindung aufgehoben und beiden Theilen stand eine neue Wahl frei. Doch mußte der unbeständige Theil die Obsorge für die Frucht des Probejahres auf sich nehmen. Diese Gewohnheit, welche bis in's siebzehnte Jahrhundert anhielt, rührte von dem Mangel an Geistlichen in der dortigen Gegend während der Zeit des Katholicismus her. Das Land gehörte zur Abtei Melrose, die aus Sparsamkeit zu wenig Geistliche einsetzte. Nur selten zog ein Priester zu Taufen im Lande umher — die Mönche blieben lieber daheim und führten dort ein gutes Leben. Das beweist

noch eine alte Ballade, die von den Melroser Mönchen sagt:

> The monks of Melrose made gude kail
> On fridays when they fasted,
> Nor wanted they gude beef and ale
> As lang's their neighbours' lasted.

Ueberall dasselbe — die Mönche verstanden es diesseit wie jenseit des Aermelcanals, die schönsten Plätze für ihre Klöster auszusuchen und das behaglichste Leben zu führen, Alles zur Ehre Gottes.

Etwa anderthalb Stunden westlich von Melrose liegt Abbotsford, wo Walter Scott lebte und dichtete. Da, wo der Tweed noch jung ist und kaum die Berge, die ihm das Leben schenkten, verläßt, dehnt sich die fruchtbare hübsche Gegend aus, in welcher der Wohnsitz des großen Schotten steht. Das Thalbett des Flusses, der sich hier in mannichfaltigen Krümmungen hinwindet, ist im rothen Sandstein ausgewaschen und weit und breit mit abgeschliffenen Kieseln übersät. Schöne Nadelwaldungen ziehen sich zu beiden Seiten hin und breiten ihre Schatten über das silberhelle Flüßchen aus, in dem der Forellenangler am liebsten seine Schnüre auswirft. Aus einem wohlgepflegten Parke leuchtet uns in dieser schönen Landschaft das im mittelalterlichen Burgenstyle erbaute, zinnengekrönte Abbotsford entgegen. Auf den Giebeln thront Schottlands Distel, und wechselt der Stern und Halbmond aus dem Wappen der Scotts mit der Lilie der Stuarts ab. Reiche Waffensammlungen im Innern, spitzbogige Fenster, geschnitzte Möbel und eichenholzgetäfelte Wände ver-

setzen uns Jahrhunderte zurück, und diese Umgebung war auch für Scott nöthig, um die vom Geiste des Mittelalters durchdrungenen Romane zu schaffen. Specifisch schottische Gemälde herrschen an den Wänden vor, und an Reliquien: Tabaksdosen, Meerschaumpfeifen, Spazierstöcken u. s. w. war durchaus kein Mangel.

Eine ziemlich corpulente ältere Dame, ganz in schwarze Seide gekleidet, führte mich umher und machte die Erklärerin. In der Hand hielt sie ein spanisches Rohr, das sie genau wie ein Mordgeschichten-Erzähler handhabte. Dabei roch sie bedenklich nach Whisky, und nahm von Zeit zu Zeit eine Prise Spanioltabak, wodurch ihr Riechorgan zu einem bedeutenden Umfange angeschwollen war und gleich Bardolph's Nase wie ein Meteor leuchtete. In der Waffenhalle zeigte sie Andreas Hofer's Büchse, die aus den Tyroler Bergen hierher an die Ufer des Tweed gelangt war, und bemerkte, dieselbe stamme von einem „Switzerland patriot." Diese Dame war entschieden eine unangenehme Zugabe in den Räumen, wo die Lady of the lake geschrieben war.

Im Eßzimmer zieht unter vielen Gemälden namentlich das Haupt der Maria Stuart unsere Aufmerksamkeit an. Todtenblässe deckt den schönen Kopf, das Auge ist geschlossen und ein Tuch um den blutigen Hals gewunden. Dieses Bild soll am Tage nach der Enthauptung gemalt worden sein, doch sind die Gesichtszüge von den gewöhnlichen Vorstellungen, die wir von Maria Stuart haben, sehr verschieden. Es geht ihr in dieser Beziehung wie Shakespeare, von dem

wir auch sehr abweichende Portraits besitzen. Ich sah Bilder der Maria Stuart in Hampton Court, in Holyrood Palast, in der Londoner National-Portraitgallerie, den Grabstein in Westminsterabtei — aber alle, alle hatten ein ganz verschiedenes Gesicht, nur der breite Kragen und die bekannte Frisur blieben sich überall gleich.

Im Studirzimmer steht die Marmorbüste Sir Walter's von Chantrey. Nach dem Urtheile jener, die den großen Schotten noch bei Lebzeiten gekannt, ist diese Büste die ähnlichste, die wir von ihm besitzen; sie giebt auch zugleich die ganze geistige und liebenswürdige Persönlichkeit Sir Walter's wieder. Beim längeren Anschauen wurde mir, als müsse der Stein Leben erhalten und die hohe edle Stirn sich vorbeugen. Schön ist das Gesicht freilich nicht zu nennen. Die Entstehung dieser Büste erzählt Scott's Schwiegersohn Lockhardt folgendermaßen. Während eines Besuches, den Sir Walter in England machte, wurde er in London zu Chantrey eingeladen, bei dem er einen kleinen Freundeskreis versammelt fand. Ohne irgend eine Absicht durchblicken zu lassen, wurde von den Anwesenden das Gespräch auf Gegenstände gelenkt, von denen man wußte, daß sie vor allen anderen geeignet waren, das Interesse Sir Walter's auf das lebhafteste in Anspruch zu nehmen und die zartesten und eigenthümlichsten Saiten seines Gemüths in Schwingung zu versetzen. Scott ging in die ihm so fein gelegte Falle; des Dichters Mund wurde immer beredter, sein Auge belebter, die übrige Gesellschaft schweigsamer; es ließen sich nur selten noch einzelne,

die Steigerung des bereits angefachten Feuers bezweckende Worte vernehmen. Aber auch diese verhallten endlich ganz, und über Walter Scott kam eine jener Begeisterungen, deren allein künstlerische Gemüther fähig sind, in denen die ganze schöpferische Kraft ihres Genies zur Thätigkeit kommt und die feinsten Eigenthümlichkeiten ihrer geistigen Natur sich entfalten. Chantrey, vor den unmittelbaren Blicken seines Gastfreundes hinreichend geschützt, säumte nicht, diesen günstigen Augenblick für seine künstlerischen Zwecke zu benutzen und die Züge Walter Scott's in dem Momente fest zu fassen, wo sie die edelste Seite seiner Persönlichkeit ausdrückten.

Hatte ich so den Ort geschaut, wo Sir Walter im Leben gewirkt, so wollte ich es auch nicht versäumen, seinem Grabe einen Besuch abzustatten. Ich kehrte nach Melrose zurück, von wo aus ich noch eine Stunde in östlicher Richtung längs des Tweed zu fahren hatte, um nach den Ruinen von Dryburgh Abbey zu gelangen. Die Hängebrücke, welche über den Fluß führte, war kurz vorher zerrissen, und so mußte ich denn auf einem kleinen Nachen übersetzen. Mitten in der bogenförmigen Windung, welche der Tweed hier macht, liegen zwischen hohen alten Bäumen die Ruinen der Abtei. Sie ward im Jahre 1150 während der Regierung König David's I. gegründet und mit Prämonstratenser Mönchen besetzt. Die Architektur ist mannichfaltig; wenn auch eine gute Phantasie dazu gehört, um sich aus den vorhandenen Ueberresten das ganze schöne Gebäude im Geiste wiederherzustellen, so erfreut sich doch das Auge an den einzelnen noch erhaltenen Theilen,

die aus demselben rothen harten Sandsteine bestehen, aus dem Melrose erbaut ist. Dryburgh ist älter als Melrose; es zeigt noch an manchen Stellen den Rundbogen, an anderen den frühesten, einfachen Spitzbogen; nirgends Theile, die an den verzierten gothischen Styl erinnern. Ein mächtiger Epheuwuchs überwuchert große Flächen der Mauerreste und umrankt ein großes Rosenfenster, das zwölf Fuß im Durchmesser hat.

Am besten erhalten sind die luftig geschwungenen Bogen des Marienflügels, und dort liegen, unter einer rothen Marmorplatte, die sterblichen Reste Walter Scott's. Am 26. September 1832 wurde er hier beigesetzt. Zur Seite liegt sein ältester Sohn, nicht weit davon sein Schwiegersohn und Biograph John Gibson Lockhardt. Kein besserer Ort konnte für die irdische Hülle des großen schottischen Barden gewählt werden. Da liegt er, umgeben von der Asche manches Mönches, manches kühnen Ritters aus seinem eigenen Clan, im Herzen der Scenen, die er besungen, im Thale des silbernen Tweed, den er so sehr liebte.

Dryburgh hat vermöge seiner südlichen Lage viel von den englischen Einfällen zu leiden gehabt. Eduard II. verbrannte es 1322; seitdem ist es nie wieder ganz aufgebaut worden. Jetzt liegt es still und einsam da, und nur die Tritte des Wanderers, der zum Grabe Sir Walter's wallfahrtet, klingen von den zerbröckelnden Mauern wieder.

St. Andrews.

Eine der ältesten Stätten des Christenthums in Schottland ist das an der Ostküste von Fifeshire gelegene Städtchen St. Andrews, und ein Ausflug dorthin, der in drei Stunden von Edinburg ab bewerkstelligt werden kann, sehr lohnend. Ich fuhr mit der Eisenbahn nach dem Hafenorte Granton am Firth of Forth, der sich durch seine gut erbauten steinernen Hafendämme ausgezeichnet. Der große, ziemlich unsaubere Dampfer mit rothem Schornsteine, welcher uns über den Meeresarm nach dem gegenüberliegenden steil abfallenden Ufer von Fifeshire bringen sollte, lag bereit. In einer halben Stunde war der sechs englische Meilen breite Firth of Forth durchkreuzt und ich stieg in dem freundlich gelegenen Badeorte Burntisland auf die Eisenbahn. Die Bahn geht erst eine Strecke lang an dem abschüssigen Meeresufer hin und führt dann in nordöstlicher Richtung weiter. Fifeshire hat ein recht einladendes Aeußere, der Ackerbau herrscht vor, und nur hier und da zeigten die Städtchen, die ich berührte: Kirkaldy, Cupar, Leuchars, ein industrielles Ansehen. Einzelne Farmhäuser sind über das ganze Land zerstreut; in den Feldern stehen große Gebäude, in welchen man Tauben hegt, die man hier als nützlich für die Landwirthschaft betrachtet. An hübschen einzelnen Baumgruppen war kein Mangel, aber Wälder fehlten, doch zeigte die ganze Gegend einen blühenden, lachenden Charakter.

Bei Leuchars geht die Zweigbahn nach Andrews ab.

Sie führt zunächst über den Fluß Eden, welcher hier einen kleinen Meerbusen bildet. Es war zur Ebbezeit, als ich diese Strecke am Meere passirte, und weite, schlammbedeckte Watten dehnten sich nach allen Seiten aus, auf denen Seevögel nach Schalthieren suchten. Bei St. Andrews selbst wird aber die Küste wieder steiler, und ein dürrer sandiger Boden umgiebt die hoch am Meere gelegene Stadt.

Durch ein massiv gebautes altes Thor trat ich in das alterthümliche Städtchen ein, das etwas über 5000 Einwohner zählt und durch seine Universität, wie durch die berühmten Ruinen der Kathedrale weithin bekannt ist. Eine breite saubere Straße führt zum Meeresufer hinab, das aus weißen Sandsteinfelsen gebildet und mit Klippen umsäumt ist. Rollend und donnernd brach sich die wilde Brandung der Nordsee an diesem Felsgestade, von dem aus der Blick weithin über die blauen Wogen des deutschen Oceans schweift. Am fernen Horizonte tauchten Segel auf, einzelne Dampfer sandten, auf der Fahrt von Edinburg nach Aberdeen begriffen, ihre schwarzen Rauchsäulen gen Himmel, und die Klippen des Ufers waren von Badenden beiderlei Geschlechts bedeckt, die sich lustig in der salzigen Fluth umhertummelten.

Auf einer der Klippen stehen die Ueberreste eines alten Schlosses, das im Jahre 1200 vom Bischofe Roger gegründet und 1547 zerstört wurde. Sie verleihen dem Ufer etwas ungemein Malerisches, und man übersieht von diesem Punkte aus am besten den kleinen und unbedeutenden Hafen, der

wegen der Felsen im Meere und überaus starken Brandung nur eine gefahrvolle Annäherung gestattet.

Die älteste Geschichte von St. Andrews verliert sich im Dunkel; der ursprüngliche gaelische Name war Mucroß, das ist Wildschweinsort. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts strandete hier der heilige Regulus, und noch tragen die geringen Ueberreste einer Kirche und der wohlerhaltene viereckige Thurm dabei seinen Namen. An der Küste zeigt man noch die Meereshöhle dieses Heiligen, und an anderen Orten des schottischen Gestades sollen ähnliche Stellen zu sehen sein, in welchen sich die Troglodyten vom Geräusche der Welt zurückzogen. St. Martin von Tours, das Licht der Christenheit im vierten Jahrhundert, und St. Benedict, der Vater des europäischen Mönchswesens, bewohnten auch solche Höhlen. Die des ersteren werden noch heute an den Felsenufern der Loire, die des letzteren zu Subiaco im oberen Thale des Anio gezeigt. Die Höhle des heiligen Regulus, die mitten in einen in das deutsche Meer hineinragenden Felsenvorsprung zu St. Andrews gehauen ist, besteht aus zwei Kammern. Die äußere ist beinahe rund, hat zehn Fuß Durchmesser und einen rohen Altar an der Ostseite. Dort trotzte der Heilige der mächtig anstürmenden Brandung, und kasteiete sich zur Ehre Gottes. So beschreibt auch Walter Scott im Marmion einen Betenden:

To fair St. Andrews bound
Within the ocean-cave to pray
Where good St. Rule his holy lay

From midnight to the dawn of day
Sung to the billows sound.

Die Capelle des heiligen Regulus (Rule) wird für eine der ältesten schottischen Kirchenbauten angesehen. Der viereckige Thurm ist 108 Fuß hoch und hat 24 Fuß im Geviertе. Im Innern führt eine sehr enge und finstere Wendeltreppe nach der Spitze, von wo aus man eine schöne Aussicht auf das Meer und die Stadt hat. Der Stein, aus welchem dieses Bauwerk errichtet wurde, ist ungemein hart und hat allen Stürmen der Zeit getrotzt. Ob aber das achte Jahrhundert schon diesen Thurm gesehen, ist fraglich; neuere Forscher wollen ihn nicht über das zwölfte hinaus versetzt wissen.

St. Andrews war ein Hauptsitz der Culdees, die, von Jona kommend, hier, in Dunkeld und auf St. Serfs Island ihre Hauptstationen aufschlugen und für die Verbreitung des Christenthums thätig waren. Wie in der orientalischen Kirche durften sich diese Mönche verheirathen, sie wählten ihre eigenen Bischöfe und widersetzten sich lange Zeit dem Papste, bis David I. überall das römische Christenthum einführte. Der Name Culdees wird verschiedenartig abgeleitet, entweder von Cultores dei oder vom keltischen Keledei, Zellenbewohner.

Das Wichtigste in St. Andrews sind aber die Ruinen der alten Kathedrale, die, nicht weit von den Schloßruinen und der Kirche des heiligen Regulus, sich in ihrer zerfallenen Pracht am Meeresufer erheben. Es war dies die längste

Kirche Schottlands *), aber nur die beiden Ostthürme, einer der Westthürme und geringe Theile des Schiffes und Transeptes sind erhalten, und da, wo einst die Vigilien der Mönche klangen, braust und donnert jetzt unaufhaltsam die Brandung des Meeres. Inmitten der Ruinen dehnt sich der Friedhof des Städtchens aus, und die glatten, geschmacklosen Leichensteine der Spießbürger, die nie vergessen haben, sich ihren Beruf tailor oder grocer auf den Stein setzen zu lassen, stehen in unangenehmem Gegensatze zu dem alten Gemäuer ringsumher.

Die Kathedrale wurde 1159 vom Bischof Arnold gegründet, aber erst im Jahre 1318 vollendet. Hieraus erklären sich auch die verschiedenen, in ihr vertretenen Stylarten, in denen man den einfachen Rundbogen und den verzierten gothischen Spitzbogen beobachten kann. Das schöne Werk stand nicht lange. Als John Knox, der große Reformator und Kirchenzerstörer Schottlands, in St. Andrews predigte und heftig gegen den Bilderdienst der Katholiken declamirte, schritt man zum Kirchensturm, der neben so mancher herrlichen Abtei auch die Kathedrale von St. Andrews in Ruinen legte. „Wenn Ihr die Krähen vertreiben wollt, so müßt Ihr

*) Die Kirchenbauten in Schottland sind bedeutend kürzer, als die in England, wie man aus folgender Zusammenstellung sehen kann:

Schottland:		England:	
St. Andrews	385 Fuß	Winchester	545 Fuß
Glasgow	283 „	York	524 „
Elgin	282 „	Canterbury	513 „
Jona	115 „	Salisbury	474 „

deren Nester zerstören," das waren die Worte, welche zündend einschlugen und eine gründliche Aufräumung unter den Mönchen und Kirchen Schottlands veranlaßten. Die Schüler gingen noch weiter in Alle dem, was gegen die „popery" gerichtet war, sie lehrten, daß Sacrilegium keine Sünde sei, und ein alter Bericht sagt, man pflegte in den Kirchen „to eat, to drink and even to smoke."

Das Städtchen St. Andrews ist sehr still. Selbst am Hafen war Alles wie todt. In einem Theile des Ortes saßen die Fischerfamilien vor ihren kleinen strohgedeckten Hütten, die Kinder öffneten Miesmuscheln, schmutzige Weiber befestigten den Köder an Angeln, und die Männer flickten Netze.

Die Universität von St. Andrews ist die älteste in Schottland, denn Bischof Wardlaw gründete sie bereits 1411. Sie besitzt reiche Sammlungen und besteht aus verschiedenen Colleges, die jetzt miteinander vereinigt sind. Die Zahl der Studenten ist aber sehr gering; sie erreichte im Sommer 1864 kaum 200. So ist St. Andrews das Greifswal Schottlands. Es giebt außerdem noch Universitäten in Glasgow, Edinburg und Aberdeen. Hier ist die Frequenz eine bessere.

Das niedere Volk in Schottlands Städten ist eine böse Rotte, ein Pöbel par excellence, der in Bezug auf Trunkenheit seines Gleichen sucht, wofür ich später die Beweise beibringen will. Wenn eine solche angetrunkene Schaar noch durch Predigten fanatisirt wurde, dann mußte allerdings der schrecklichste Vandalismus im Gefolge sein. Ich versetzte mich lebhaft in die Zeit des Kirchensturmes zurück, denn —

ich hatte das Unglück, in St. Andrews mit einem Edinburger „Vergnügungszug," Excursion train, zusammenzutreffen und mußte mit der rohen Masse wieder in demselben Dampfboot am Abend über den Firth of Forth zurückfahren. Der Schnaps dominirte. Das war ein Gröhlen, Zanken und viehisches Getreibe, daß mir Hören und Sehen vergingen. Kein fröhliches Lied erklang, kein heiterer Rausch war zu sehen, Alles war roh und bestialisch. Von der Gesellschaft waren schließlich nur die Kinder nüchtern, und obgleich die Frauen meistens seidene Kleider und Glanzhandschuhe trugen, so gaben sie ihren Männern doch nichts nach. Der Unterschied zwischen erster und zweiter Klasse auf dem Dampfer ward willkürlich aufgehoben, und trotzdem der Firth of Forth sehr ruhig war, fanden doch nach allen Seiten hin Expectorationen statt, die an die Seekrankheit erinnerten. Am widerwärtigsten waren die vielen betrunkenen Weiber. „Miß Lizzie," so redete ein biederer Edinburger, der sicher auf Highstreet oder Grasmarket wohnte, seine Dame an, „trinken Sie nicht zu viel!" Miß Lizzie schlug die Beine übereinander wie ein Reiter, so daß die Kniee zu sehen waren, und versetzte ihrem Freunde eine Ohrfeige, wofür dieser sie um Verzeihung bat. Am Schornstein boxten ein Paar Soldaten um den warmen Platz, denn es war empfindlich kalt geworden. Allgemeines Jauchzen und Halloh erklang bei jedem wohlgeführten Faustschlage. Die Luft auf dem Schiffe war verpestet, wozu die „Vesuvians," eine Art Streichhölzer, die auch im Winde brennen, viel beitrugen. Auf dem Boden lagen allerhand

Speisereste, namentlich die Schalen der Garneelen (Shrimps) umher, die massenhaft verzehrt wurden. Schmutz an allen Enden und Ecken auf dem Schiffe, bis zu den Hemdärmeln der Stewarts herab, die mit lauter, gellender Stimme das bereits im höchsten Grade betrunkene Publikum zum weiteren Genusse von Ale, Stout oder Schnaps aufforderten.

Stirling.

Man kann von Edinburg auf zweierlei Art nach Stirling gelangen. Entweder man fährt mit dem Dampfschiff den Firth of Forth hinauf, oder man wendet sich mit der Eisenbahn nach Westen. Ich wählte den letzteren Weg und verließ die herrliche Stadt nach zwölftägigem Aufenthalte, nicht ohne einen sehnsüchtigen Blick nach dem Schlosse und Caltonhill, nach Arthursseat und den grauen Giebelhäusern der Altstadt zurückzuwerfen. Der Eindruck bleibt gewiß Jedem unvergeßlich. Die eigenthümliche Anordnung der Gebäude, die ganze Lage der Stadt sind zu unvergleichlich, und in Deutschland kenne ich nur Prag, das ein verwandtes Gefühl in mir wachrufen konnte.

Die Gegend bietet anfangs keine besonderen Anziehungspunkte dar; der erste Ort von Bedeutung ist Linlithgow, oder schlechthin Lithgow, ein Städtchen von 4000 bis 5000 Einwohnern, dessen alte Palastruinen von der Eisenbahn aus sehr gut zu übersehen sind. Hier hielten sich die schottischen Könige gern

auf, und Walter Scott, den wir in Bezug auf schottische Geschichte so oft citiren müssen, sagt:

Of all the palaces so fair
Built for the royal dwelling
In Scotland, far beyond compare
Linlithgow is excelling.

Das meiste Interesse haben die Schloßruinen für uns aber dadurch, daß hier im Jahre 1542 die unglückliche Königin Maria Stuart geboren wurde. Westlich von Linlithgow gelangt man zu dem hübsch gelegenen Falkirk, das ganz von Eisenwerken umgeben ist, die der Gegend ein sehr industrielles Ansehen verleihen. Schon nach anderthalbstündiger Fahrt lag Stirling vor mir, das durch seine Lage so berühmt ist und mit Edinburg einige Aehnlichkeit hat.

Der hervorragendste Platz in dieser kleinen Stadt von 13,000 Einwohnern ist das Schloß, zu dem ich gleich hinaufging und einen ächt schottischen Anblick als Belohnung empfing. Rekruten des 42. Hochländerregiments exercirten auf dem Platze vor dem Castle zur Dudelsackmusik. Die zehn oder zwölf Pfeifer, welche die Bande bildeten, traten zu ihren Instrumenten mit den bloßen Beinen den Tact, die bunten Bänder an den Strümpfen und Dudelsäcken flatterten im Winde, und lustig zogen die Soldaten mit ihren großen federgeschmückten Bärenmützen hinterdrein. Man erkennt hieraus schon, wie lieb dem Schotten sein Dudelsack sein muß, und Ihrer britischen Majestät Armee ist gewiß die einzige, bei

der dies vorweltliche Instrument eingeführt ist. Eine eigenthümliche Erscheinung sind diese Soldaten in schottischer Tracht immerhin. Gehen sie auch nicht stets mit dem kurzen Kilt und nackten Beinen, so tragen sie doch gewöhnlich zu der rothen oder weißen Jacke buntgewürfelte Hosen. Wir kennen sie ja schon von alten Bildern der Schlacht bei Waterloo, auf denen wir den „eisernen Herzog“ Wellington auf dem Schlachthengst Kopenhagen, umgeben von den kräftigen Gestalten der Bergschotten, sehen. Die Bergschotten haben sich bei Belle Alliance ausgezeichnet, und der Ruhm ihrer Tapferkeit erschallte weithin. Hiernach müßte man glauben, daß Großbritannien, welches alle seine Truppen anwirbt, in den Hochlanden einen bedeutenden Rekrutirungsbezirk habe. Dem ist aber nicht so, und schon die geringe Bevölkerung der Hochlande macht eine ausgiebige Versorgung der britischen Armee mit Soldaten von dieser Seite her unmöglich. Die Hochländer sind durchaus nicht im modernen Sinne eine militärische Race. Sie folgten einst willig ihren Häuptlingen, wenn diese und ihr Clan dieselben Interessen hatten, aber sie hören jetzt ungern auf den Ruf der Werber. Zu Raub- und Fehdezügen waren sie früher allezeit gern bereit, die sagten ihnen zu, wie etwa heute noch den Montenegrinern und anderen ähnlichen Bergvölkern. Was man aber jetzt als „Bergschotten“ anwirbt, ist Volk, aus den Straßen Edinburgs und Glasgows aufgelesen, unter dem sich wohl auch der eine oder der andere Hochländer befinden mag. Während des russischen Krieges konnten in ganz Inverneßshire nur neun

Mann angeworben werden, und die Abneigung des Hochländers, in das stehende Heer einzutreten, ist offenbar.

Sehr auffallend ist das von Jacob V. erbaute Hauptgebäude des Stirlinger Schlosses, welches in seinem Aeußern eine seltsame Mischung von gothischen Verzierungen und mythologischen Renaissancefiguren zeigt. Die vielen weitläufigen Paläste und Gelasse, aus denen das Castle besteht, liegen unsymmetrisch ohne Ordnung nebeneinander. Für schottische Localgeschichte ist hier ein reiches Feld, doch sind alle diese Mordthaten, Belagerungen und Vertheidigungen für einen deutschen Leser von zu geringem Interesse, als daß ich sie hier erwähnen sollte.

Die Aussicht von den Zinnen des Schlosses ist eine der schönsten in Schottland, namentlich von dem Punkte, der den Namen „Lady's look-out" führt. Man sieht die Hochlandberge mit dem stattlichen blauen Ben Lomond, die gleichgestalteten Ochilberge und das auf dem Hügel erbaute Städtchen mit den winkligen, alten Straßen, in denen man kaum fahren kann, die spitzdachigen Giebelhäuser und die neun Kirchen, die größtentheils neu sind. So ist es in den meisten schottischen Ortschaften, überall eine Menge Gotteshäuser, die Sonntags auch alle voll sind.

Unter den älteren Kirchen zieht die Greyfriars' oder Franciskaner Kirche besonders an. Sie liegt einzeln, nahe beim Schlosse, und ist von einem herrlichen Friedhof umgeben, der sich von den sonst so einfachen und tristen schottischen Kirchhöfen durch freundliche Gartenanlagen und

hübsche Monumente auszeichnet. Die Kirche wurde 1494 von James IV. erbaut und zwar im mittelgothischen Style. In England blühte damals bereits überall der Perpendicularstyl, aber die Schotten hielten sich lieber an die Muster ihrer Freunde, der Franzosen, und fuhren dabei auch viel besser. Der abgestumpfte Thurm gleicht dem eines Schloßthurmes, denn er ist mit burgartigen Zinnen versehen. Die Kirche ist bis auf das zerstörte Transept wohlerhalten und zerfällt jetzt in zwei Gotteshäuser, deren Trennung an der Stelle des alten Transeptes angebracht ist. In einer dieser Kirchen war der berühmte Ebenezer Erskine als Pfarrer angestellt, welcher Gründer der schottischen Freikirche wurde und 1859 zu Stirling starb. Seit dem Abfalle vom römischen Katholicismus und der Einführung der evangelischen Religion in Schottland (1560) herrschte dort die Presbyterianische Kirche allein, und die Zahl der über das Land zerstreuten Katholiken war nur gering. Im Jahre 1843 trat aber ein großer Kirchenstreit ein, und die freie Kirche (free church) trennte sich von der presbyterianischen ab. Die Sache ist im Wesentlichen dieselbe geblieben, nur die Form ist eine andere geworden. Gegenwärtig giebt es über 800 freie Kirchen in Schottland, die alle in den letzten zwanzig Jahren erbaut wurden. Die Geistlichen derselben werden durch einen eigenen Fond (sustentation fond), sowie durch freiwillige Beiträge unterhalten.

Die Macht der Priester ist in Schottland eine außerordentliche, die Strenggläubigkeit eine sehr große, und

von allen protestantischen Ländern ist Schottland sicher dasjenige, wo der Lauf der Dinge einer weiten Verbreitung des Aberglaubens am günstigsten gewesen ist. Unwissenheit und Gefahr sind die beiden Hauptquellen des Aberglaubens — die Unwissenheit, welche die Menschen mit natürlichen Dingen unbekannt läßt, und die Furcht vor der Gefahr, welche sie zu übernatürlichen ausschmückt. Das Alles ist dazu geeignet, die Macht der Priester zu stärken. Die langen blutigen Kriege, welche über Schottland hereinbrachen, hoben die Macht der Geistlichkeit — denn, wenn in Folge der äußeren Gefahren Noth und Elend über das Volk kamen, suchte dieses bei höheren Mächten Schutz und Hilfe. Der Priester machte sich dann mehr als je zum Verkündiger Gottes und erlangte eine gewaltige Autorität.

Dem langweiligen Gottesdienste habe ich in Schottland öfter beigewohnt und viele Leute darin schlafen sehen; aber das störte den Geistlichen nicht, er machte es nicht wie jener schottische Prediger, von dem man erzählt, daß er von der Kanzel während des Gottesdienstes herabrief: „Jenny, have ye got a preen (Nadel) about ye? — Yes minister! — Then stick it into that sleeping brute by your side.“ Gewiß ein erbauliches Gespräch während der Kirche!

Den schönsten Anblick bietet die fruchtbare Ebene bei Stirling, the Carse of Stirling, durch welche der Fluß Forth seine schlangenartigen Krümmungen, the Links of Forth, hinzieht. Diese liegen oft so eng bei einander, daß man von einer Krümmung zur andern nur wenige Schritte zu

thun und von Alloa bis zur Stirlinger Brücke in gerader Linie sechs Meilen zu machen hat, während die Entfernung zu Wasser genau das Doppelte beträgt. Der Boden zwischen diesen Links ist ungemein fruchtbar und gab so zu dem Reime Veranlassung:

The lairdship of the bonnie links of Forth
Is better than an earldom of the North.

Auf einer der Halbinseln, die durch diese Krümmungen gebildet werden, liegen die Ruinen von Cambuthkeneth Abbey, welche David I. 1147 gründete und mit Augustinermönchen besetzte. Von der Kirche sind nur geringe Ueberreste, ein Thurm aber noch vollständig vorhanden. Kurz darauf, nachdem ich diese Abtei besucht hatte, ließ im Sommer 1864 die Royal Academy of Scottish Artists im Verein mit dem Stirlinger Magistrate im Thurme Nachforschungen anstellen. Die untere Halle, welche bei meiner Anwesenheit mit allerhand Gerümpel erfüllt war und das Licht einzig durch die Thür empfing, soll wieder hergestellt werden. Man entdeckte dabei das Grab Jacob's III. von Schottland. Es war mit einer Marmorplatte bedeckt, welche Spuren von eisernen Bändern trug. Doch war der ganze Zustand der Art, daß das Grab schon einmal geöffnet sein mußte. Der Magistrat von Stirling beschloß dann auf den Wunsch der Königin Victoria hier ein Denkmal aufzustellen.

Die Stirlinger sind noch stolz darauf, daß durch eine Parlamentsacte vom Jahre 1437 ihrer Stadt der schottische Normalwispel als Maß für alle trockenen Früchte zum Auf-

bewahren gegeben wurde. Edinburg erhielt damals die Elle, Perth den Normalhaspel und Lanarck das Pfund, nach denen sich ganz Schottland richten mußte. Maß und Gewicht, sowie das Münzwesen lassen in Großbritannien noch Manches zu wünschen übrig. Die praktischen Briten haben es hierin nicht viel weiter gebracht als wir Deutschen, während uns doch die politische Trennung viel mehr Schwierigkeiten verursacht. Uns beiden können die Franzosen als Muster dienen. Neben dem Pfund rechnet man noch nach Guineen, das Pfund ist nach dem Decimalsystem in Schillinge getheilt, diese jedoch wieder nach dem Duodecimalsystem in Pence. Man sieht auch hieran, wie schwer sich alteingebürgertes Herkommen ausmerzen läßt.

Der berühmteste Platz in der Umgebung Stirlings ist das Schlachtfeld von Bannockburn, etwa zwei Miles südlich von der Stadt entfernt. Der 24. Juni 1314 war ein großer Tag für die Schotten; denn an diesem schlug ihr Robert Bruce hier mit 30,000 Mann 100,000 Engländer, und wenn ein Schotte gegen einen Engländer gereizt ist, so pflegt er zu sagen: Je'll never forgie us Bannockburn!

Loch Leven.

Waren Holyrood Palast in Edinburg und das Städtchen Linlithgow die ersten beiden Orte in Schottland, welche mich an Maria Stuart erinnerten, so schloß sich ihnen jetzt Loch Leven, der stille See in Kinroßshire an, wo diese

romantische Königin eins ihrer merkwürdigsten Abenteuer erlebte.

Ich fuhr zunächst mit der Bahn von Stirling über Alloa nach Tillicoultry. Die Bahn fährt an den vielverschlungenen Krümmungen des Forth vorbei durch eine freundliche und gesegnete Landschaft. Nach Norden zu erhebt sich Abbey Craig, ein steiler, reichbewaldeter, 560 Fuß hoher Hügel, auf dem ein hoher Thurm erbaut ist, zum Andenken an den großen Schotten Wallace, welcher am 13. September 1297 am Fuße dieses Hügels die Engländer schlug. Abbey Craig ist der südlichste Ausläufer der Ochilberge, unter denen der 1345 Fuß hohe Damiat besonders hervorleuchtet, und die durch ihre gleichmäßige Form das Auge fesseln. In dem kleinen, gewerbreichen Flecken Tillicoultry hat die Bahn ein Ende, und ich miethete zum weiteren Fortkommen einen Wagen. Doch hielt es mir erst schwer, mich in dieser Beziehung verständlich zu machen, bis ich herausgebracht hatte, daß ein Wagen hier „Maschine" genannt wird. Es ist das eine ähnliche Wortverwechselung, wie man das Gebäude einer Kirche in England als „Fabrik" bezeichnet.

Die Fahrt ging nun in östlicher Richtung durch das reizende Thal des Flüßchens Devon weiter. Das Wasser schlängelt sich in mannichfachen Windungen durch kleine Waldungen und Gebüsch, und bildet auch hier und da kleine Wasserfälle, denen dann gleich die Prädicate „splendid, majestic und most beautiful" beigelegt werden, obgleich eigentlich herzlich wenig daran ist und es sich keinenfalls einer besondern Reise



lohnt, wie dies von schottischen Touristen meistens geschieht. Bei Rumpling Bridge sind zwei Brücken übereinander gebaut, und der Devon rumpelt in einer engen Felsenspalte unten durch; alte Bäume schießen aus dem Gestein auf, das sie mit ihren knorrigen Wurzeln umspannen; geschäftige Bachstelzen trippelten auf den einzelnen Steinen im Flußbette umher, über welche sich schäumend in kleinen Cascaden das Flüßchen hinwälzte. Diese Felsspalte ist etwa 70 Fuß hoch, sehr eng, und der tosende Widerhall der Gewässer hat der hier erbauten Doppelbrücke den Namen Rumpelbrücke eingetragen.

Ich berührte auf der Fahrt noch das freundliche Städtchen Dollar, dessen Name mit dem Geldstücke gleichen Namens nichts zu thun hat, sondern gut gaelisch ist, eigentlich Dal-ard heißt und Hochthal bedeutet. Nicht weit davon erhebt sich auf einem Berggipfel die noch hübsch erhaltene Ruine von Castle Campbell, einst ein Sitz des mächtigen Geschlechts Argyll, das den Familiennamen Campbell führt.

Hinter Rumpling Bridge wird die Gegend flacher, sie nimmt ganz den Charakter eines Oberharzplateaus an, die Berge treten zurück, der Boden ist wellig, gut bebaut; doch zeigen sich keine Dörfer nach unserem Begriffe. Wiesen sind vorherrschend, und zwischen ihnen stehen die einzelnen Pachtgehöfe.

Das Städtchen Kinroß, der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, zählt etwa 2700 Einwohner. Es bietet in keiner Beziehung etwas Bemerkenswerthes; Alles geht

dort still zu, und es war mir unmöglich, dort eine Cigarre bei allen „Tobacconisten“ aufzutreiben. Außer Schnupftabak und dem festen Lady Twist war nichts zu finden, was an das Kraut Nicotiana erinnert. Aber dies war schon viel, weiter nördlich in Schottland hört auch der armselige festgepreßte Rauchtabak auf, und die Virtuosität im Schnupfen nimmt zu. —

Vor mir dehnte sich der See aus; man kann ihn trotz der niedrigen Lage von Kinroß von hier aus ziemlich übersehen. Er hat eine unregelmäßig eiförmige Gestalt und einen Umfang von elf englischen Meilen. Die nach Nordosten zu liegenden über 1700 Fuß hohen Lomond Hills treten ziemlich weit zurück, die Ufer sind kahl, und Möven, Kibitze und allerhand Wassergeflügel trieb sich am sumpfigen Rande im Schilfe umher. Die Forellenfischerei im See ist berühmt; die Erlaubniß zu angeln kostet für eine Stunde eine halbe Krone (25 Groschen).

Im See erheben sich zwei kleine Inseln, und beide sind mit Schottlands Geschichte innig verwebt. Auf der ersten, kleineren und freundlich bewaldeten Insel stehen die massigen Ruinen eines Schlosses, das in architektonischer Beziehung gar nichts Anziehendes bietet. Hier ward die Königin Maria Stuart im Jahre 1567 eingekerkert; aber einer ihrer zahlreichen Anbeter, der junge Douglas, entführte sie am 2. Mai 1568 wieder und brachte sie in Sicherheit nach dem Schlosse Niddry bei Linlithgow. Bei ihrer Flucht verriegelte Maria die Schloßthür hinter sich und warf die Schlüssel in den

See. Später sind bei niedrigem Wasserstande mehrere Schlüsselbunde aufgefunden worden, welche das Museum der archäologischen Gesellschaft in Edinburg bewahrt. Doch wird sich wohl schwerlich beweisen lassen, ob dies, wie man glaubt, die Schlüssel der Maria Stuart sind.

Der südöstliche Thurm des Schlosses, der den Namen Glassin Tower führt, wird als Wohnort der Königin während ihrer Gefangenschaft bezeichnet. Das einzige Fenster nach außen zu befindet sich aber nur neun Fuß über dem Boden, und da man gerade von diesem Platze aus am leichtesten aus dem Schlosse entkommen konnte, so dürfte die Tradition wohl unrecht haben, daß die Königin gerade hier gefangen gehalten wurde.

Ein Stündchen weiter östlich liegt St. Serf's Island, das, obgleich es einst in Schottlands Kirchengeschichte eine wichtige Rolle spielte, nur wenig besucht wird. Gegenwärtig dient die Insel als Weideland für Rindvieh und Schafe, und die alte Capelle — sic transit gloria mundi — ist in einen Stall verwandelt worden. Die Insel erstreckt sich von Osten nach Westen in der Länge von einer Viertelstunde. Gegen das Ostende hin, wo die Capelle liegt, steigt der Boden allmälig an und erhebt sich bis zu vierzig Fuß über den Seespiegel. Die zerfallene, höchst einfache Capelle ist nur dreißig Fuß lang und zwanzig breit. Die übrig gebliebenen Mauern sind gegen drei Fuß dick und zwölf Fuß hoch. Die Thür liegt auf der Südseite. Auf das alte Gemäuer hat man ein neues Dach gesetzt, wie es auf allen Hütten in der Um-

gebung vorkommt. Aber auch dieses ist schon durch die Unbill der Witterung zerstört. Die Sparren desselben gähnen uns theilweise unbedeckt entgegen, und das Heu und Stroh, welches zur Belegung diente, flattert im Winde. Statt eines Thürmchens mit tönender Glocke, welche einst die Gläubigen von den Ufern des Sees hierher berief, starrt eingeschwärzter Schornstein in die Luft, und da, wo einst der Altar stand, hat man einen Kamin angebracht.

Als die Culdees von Jona aus die christliche Religion über Schottland verbreiteten, legten sie zu Dunkeld, St. Andrews und auf dieser kleinen Insel Klöster an. Schon 700 Jahre vor der schottischen Reformation stand hier eine Culdeeabtei (761). Macbeth und sein Weib, Lady Gruach, beschenkten sie reichlich mit Land. Der erste Prior war Servanus, und nach ihm erhielten Insel und Kirche den Namen. 400 Jahre lang blühte dies Kloster, dann wurde es mit dem Bischofssitze St. Andrews vereinigt, wohin auch die äußerst werthvolle, an Manuscripten reiche Bibliothek gelangte.

Die Culdees von St. Serf's Insel waren fleißige Menschen; sie schrieben schöne Bibeln und waren in der Kunst, das Pergament zu bereiten, weit vor allen ihren Genossen an anderen Orten voraus. Und diese Kunst ist jetzt noch in der dortigen Gegend erhalten geblieben. Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzte sich dieser Industriezweig fort, und gegenwärtig fabricirt die Familie Birrell zu Kinneswood am Lochleven das beste Pergamet in ganz Schottland, das zu allen wichtigen Urkunden allein benutzt wird. Die Geheim=

nisse der Bereitung sind seit uralten Zeiten nur dieser Familie bekannt, sie vererbten sich vom Vater auf den Sohn, und sind so ein ehrwürdiges Vermächtniß der Culdees von St. Serf's Island.

Perth.

Die Fahrt mit der Eisenbahn von Stirling nach Perth führt nur durch die schönsten Culturlandschaften. Vorüber ging es an dem freundlichen Badeorte Bridge of Allan und an den gleichförmigen Ochilbergen, vorüber an der gothischen Kirche von Dunblane, die, vollständig erhalten, dem Sturme der Reformationszeit entging. Perthshire, die schönste Provinz Schottlands, war betreten, das Paradies Caledoniens, dem die anderen Grafschaften willig die Palme der Schönheit zuerkennen. Hier vereinigt sich Berg und Ebene, und die abfallenden Gelände zwischen beiden, so reich an malerischen Scenerien, nehmen die größte Strecke der Provinz ein. Hier brechen die rauschenden Ströme aus ihrer Bergheimath, dehnen mächtige Waldungen über die Thäler aus und ziehen sich fruchtbare Getreidefelder hin, die es den besten englischen an Güte gleich thun. Hier traf der sächsische Germane der Ebene auf den keltischen Gaelen der Berge und begann den unaufhaltsamen Vernichtungskampf gegen letzteren.

Je mehr ich mich der Hauptstadt dieser Grafschaft näherte, desto entzückender wurde die Landschaft; die freundlich bewaldeten Berge Moncrieffe und Kinnoul lehnten sich an

den Tay und den Earn an, der hier seine Gewässer mit dem ersteren verbindet. Gleich einem breiten Strom erstreckt sich die Tayföhrde weit in's Land hinein, bedeckt mit Schiffen, die bis hierher überseeische Producte bringen. Wie die Edinburger darauf stolz sind, die Lage ihrer Stadt mit der von Athen vergleichen zu können, so stellen die Perther ihren Fluß neben die Tiber und nehmen für ihre Stadt und die 25,000 Einwohner die stolze Bezeichnung „Rom des Nordens" an. Die Römer haben allerdings lange Zeit in dieser Gegend gestanden, und römische Lager gehören, ebenso wie römische Grabsteine, Münzen, Waffen und dergleichen, hier keineswegs zu den Seltenheiten; ob sie aber wirklich beim Anblicke der Gegend, wo jetzt Perth steht, gerufen haben: Ecce Tiber! Ecce Campus Martius! bleibt wohl noch nachzuweisen.

Perth soll eine sehr alte Stadt sein; sie galt bis 1437 als Hauptstadt Schottlands, war die Residenz der Könige, der Sitz des Parlaments und der Gerichtshöfe. Doch ist ihr Anblick jetzt ganz modern, gar nicht verschieden von dem anderer englischer und schottischer Städte, charakteristische Abwechselung ist nicht vorhanden, und nur ein Theil von St. John's Church erscheint alt. Man muß sich lange nach Spuren des Alterthums umsehen, und aus dem Mittelalter ist nur wenig bewahrt geblieben. So hat man die Thüreinfassung des alten Gerichtshofes in die des neuen eingebaut und damit folgende passende Inschrift bewahrt:

This hovse loves peace, hates Knaves, crimes pvnisheth,
Preserves the laws, and good men honovreth.

Eine steinerne Statue Walter Scott's, die am Ende von Highstreet am Ufer des Tay steht, ward dem schottischen Barden aus Dankbarkeit von den Bürgern gesetzt, weil er ihre Stadt durch den Roman „the fair maid of Perth" berühmt gemacht hat. Dicht dabei stehen einige russische Kanonen, die von der Eroberung Sebastopols herrühren. Solche Kanonen sind über ganz Großbritannien als Siegestrophäen verbreitet, ich fand sie bereits früher in Edinburg, Leith, St. Andrews, Stirling und später an anderen weiter nördlich gelegenen Orten.

„Saxon flanell shirts" an den Ladenfenstern als Zeichen, daß die deutsche Industrie bis hierher weit nach Norden vordringt, und der hier und da unter den drei Federn angebrachte deutsche Wahlspruch des Prinzen von Wales: „Ich dien'" erinnerten ebenso wie das deutsche Wort „flesher" für butcher an die liebe Heimath. Beinahe hätte ich mich in heraldischer Beziehung in Perth noch geirrt, denn ich glaubte an allen Enden und Ecken den deutschen Doppelaar zu finden, aber das Gotteslamm im Mittelschilde und der Wahlspruch: „pro rege, grege et lege" darüber bewiesen mir, daß ich es mit dem Wappen der guten Stadt zu thun hatte.

An den Ufern des Tay ziehen sich nördlich und südlich von Perth zwei große schöne Wiesen, Inches, hin, und auf North Inch ward im Jahre 1396 zwischen den feindlichen Clans Chattan und Kay auf ähnliche Weise eine Fehde ausgeglichen, wie einst zwischen Horatiern und Curatiern. Auf jeder Seite wählte man dreißig Streiter, die in Gegen-

wart des Adels und Königs den Kampf ausfechten mußten. Allein einer von den Fechtern des Clan Chattan erschien nicht, und da man keinen McKay dahin bringen konnte, zurückzubleiben, um die Zahl gleich zu machen, so ward das Anerbieten Heinrich Winds, eines Sattlers, angenommen, an die Stelle des Fehlenden einzutreten. Seiner Tapferkeit und Körperstärke hatte der Clan Chattan allein den Sieg zu verdanken. Von den Siegern blieben zehn und der Freiwillige, alle schwer verwundet, übrig, und nur ein McKay rettete sich, indem er in den Tay sprang und das gegenüberliegende Ufer glücklich erreichte. Walter Scott hat auch diese interessante Episode der schottischen Localgeschichte in seinen „Tales of a Grandfather" verewigt.

Das romantische Element herrscht überhaupt in Schottlands Localgeschichte sehr vor. Da ist fast überall eine heldenmüthige und kühne oder räuberische und grauenhafte Geschichte zu erzählen, die von der Ortsgeschichte anderer Gegenden wesentlich abweicht. Das Volk lebte von der Hand in den Mund, stand nominell unter einem Könige, in der That aber unter einem großen Herrn, der es möglichst aussaugte. Zuweilen glaubten mehrere solcher Lords Anspruch auf einen Theil der Bevölkerung zu haben, und dann wurden die Einwohner um die Wette ausgeplündert und ihnen zum Schlusse, wenn sie nichts mehr besaßen, noch womöglich die Haut abgeschunden. Konnten jene Herren nun auch diese nicht mehr erpressen, dann gingen sie sich zur Abwechselung selbst an die Kehlen, und so

wechseln denn Angriff und Vertheidigung, Raub, Mord und Todtschlag, Flucht und Verbannung mit einander ab, nur Alles noch viel grausamer, als bei uns zu den Zeiten des Faustrechts und der Stegreifritter. Denn eine oberste Gewalt, die hier und da hindernd eintrat, wie der Kaiser, gab es nicht, oder sie war diesem Treiben gegenüber nur ein Schatten von einem Schatten.

Das schottische Volk liebt es wie kaum ein anderes, sich in die fernsten Zeiten seiner Geschichte zurückzuversetzen und jede That seiner ausgezeichneten Männer, sowie den Ort, der hiervon Zeuge gewesen, im Andenken zu erhalten. Maria Stuart und der viel ältere Robert Brüce stehen bei ihm in eben so großem Ansehen wie Prinz Charlie, der erst vor 100 Jahren existirte. Der Reformator Knox ist in Aller Munde, so gut wie Martin Luther bei uns. Die Achtung vor dem Geschichtlichen ist eine allgemeine und geht selbst in die tiefsten Schichten des Volkes hinab. Und alles das beruht mehr auf Tradition, als auf Schulunterricht, und bleibt deshalb auch wohl frischer und fester im Herzen der patriotischen Schotten sitzen.

Der Tay wird bei Perth durch eine schöne Brücke überwölbt, von der aus man eine herrliche Aussicht auf die Stadt hat. Am jenseitigen linken Ufer liegt etwa zwei Meilen nordwestlich das alte Scone, wo sich nun ein Schloß des Grafen Mansfield auf der Stelle erhebt, wo einst der schottische Krönungspalast, ein zweiter Kaiserstuhl, stand. In der Kirche der dabei befindlichen Abtei ward der berühmte Krönungsstein

aufbewahrt. Wie die Schotten erzählen, hatte er zuerst dem Erzvater Jacob als Kopfkissen gedient, war dann nach Spanien gebracht, wo er von Gethalus, einem Zeitgenossen Moses, als Richterstuhl gebraucht wurde, kam dann nach Dunstaffnage und später nach Scone! Im Jahre 1296 nahm ihn Eduard I. der Schottenhämmerer, mit nach der Westminsterabtei in London, in der er noch aufbewahrt wird.

Ein künstlicher Tumulus, the Mot hill of Scone, liegt dicht beim Schlosse. Er soll von Erde aufgeworfen sein, die aus allen Theilen Schottlands hierher gebracht wurde. Dort saßen einst die Könige und sprachen Recht; denn Mot bedeutet im Keltischen einen Gerichtsplatz.

Dunsinan und Glamis.

Empfindsame Seelen haben auf Werther's Grabe ihren Thränen freien Lauf gelassen; man hat in Böhmen den Ort gezeigt, wo getreu nach des schwedischen Hauptmanns Bericht Max Piccolomini seine Heldenseele ausgehaucht, und im guten Glauben an die Wahrheit der Thatsachen noch einmal all' die süßen Scenen aus Wallenstein im Geiste vorüberziehen lassen. Was thut es auch dem gläubigen Gemüthe, daß unter den Knochen der 11,000 Jungfrauen in der Ursulakirche zu Köln, die von den „Hunnen" erschlagen wurden, sich nach der Meinung der Anatomen viele Männer- und selbst Thierknochen befinden! Die Wirkung bleibt dieselbe. Wozu die zersetzende naturwissenschafliche Kritik? Der Gläubige er-

baut sich einmal daran, ob echt, ob unecht — ihm gilt es gleich. Die Beispiele ließen sich mehren und, wollte man alle Reliquien der Kirche aufzählen, die Analyse an viele Alterthumsmuseen legen, bis in's Unendliche fortsetzen.

Und bei allen civilisirten und halbcivilisirten Völkern finden wir dasselbe. Entspringt doch der Reliquiencultus aus dem ganz natürlichen Gefühle, noch etwas Irdisches, Greifbares von untergegangenen, einst hervorragenden Personen zu besitzen, an das die Erinnerung anknüpfen kann. Und wer einmal darin befangen ist, der betrachtet das Schwert, mit dem Schinderhannes hingerichtet wurde, wenn auch nicht mit dem gleichen Gefühl, so doch mit dem gleichen Interesse, wie den Marschallsstab eines berühmten Feldherrn. Bei unseren „teutonischen Vettern" jenseit des Kanals ist die Reliquienhascherei, die Sucht, die Stellen zu zeigen, „die ein großer Mann betrat," in noch weit höherem Grade rege, als bei allen Völkern des Continents. Wie manches unechte Stück wanderte für schweres britisches Gold nach dem glücklichen Albion hinüber, um dort neben Echtem zu prunken; wie rührend zeigt man die Plätze in Schottland, wo einst die Heldenfiguren aus Walter Scott's Romanen gehaust! Und liegt diesen auch oft eine geschichtliche Person zu Grunde, so knüpft sich doch das Besuchen der Orte, wo diese geweilt, zunächst an die Romanfigur, denn erst hierdurch wurden jene Stellen dem Volke bekannter.

Macbeth vor Allem ist erst durch und seit Shakespeare bekannter geworden. Die Acten, welche seine Geschichte auf-

klären sollen, sind noch lange nicht geschlossen, nur so viel steht fest, daß er bei weitem nicht so schrecklich war, wie ihn uns der große Dichter vorführt. Sein eigener Vater war vom König Malcolm ermordet worden, und so erschlug er wieder aus Blutrache — wie Einige meinen, im offenen Zweikampfe — dessen Sohn, König Duncan, im Jahre 1039. Dann bestieg Macbeth den Thron und regierte zur Zufriedenheit des Volkes. Aber Duncan's Familie ruhete nicht. Die immer noch mächtigen Glieder desselben verbanden sich mit Siward, dem dänischen Earl von Northumberland, sowie mit Macduff, dem Maormor von Fife, und zogen im Jahre 1054 mit einem großen Heere gegen ihn aus. Bei Dunsinan Hill war das Zusammentreffen, in dem Macbeth unterlag. Geschlagen und von vielen seiner Anhänger verlassen, entfloh er nach dem Norden Schottlands, wo er sich noch zwei Jahre gegen die Uebermacht hielt, bis er am 5. December 1056 im siebzehnten Jahre seiner Regierung in einem Gefechte bei Lumphanan in Aberdeenshire fiel. Seine Frau, Lady Gruach, die in der Tragödie eine so hervorragende Rolle einnimmt, war aus königlichem Blute. Auch ihren Großvater, König Kenneth IV., ihre Brüder und ihren ersten Mann, den Maormor von Moray, hatte König Malcolm ermordet, umsomehr Grund für Macbeth, an dessen Sohn Duncan die Blutrache auszuüben.

Das sind in kurzen Zügen die geschichtlichen Verhältnisse. Aber das Volk hält an der Macbethgestalt fest, die ihm Shakespeare so nahe geführt, und wallfahrtet nach den

Orten, die im Drama als Schauplatz der gräßlichen Thaten aufgeführt werden. Ich folgte auch dem Zuge und betrat all' diese Plätze mit dem gemischten Gefühle des Zweifels an der Echtheit und der Verehrung für den großen Briten, der von uns Deutschen doch besser verstanden wird und uns näher steht, als seinen eigenen Landesleuten.

Um nach Dunsinan und Glamis zu gelangen, benutzte ich die von Perth aus nach Nordosten durch Forfarshire führende Eisenbahn. Die Landschaft ist anfangs sehr einfach, doch gut bebaut, meist flach. Dann erheben sich im Süden der Bahn die Sidlaw-Hügel, und aus ihnen tritt deutlich der Dunsinan Hill hervor, wo Macbeth zuerst seinen Feinden unterlag; hier stand sein Schloß und hier empfing er die niederschmetternde Nachricht des Boten:

„Als ich den Wachtdienst auf dem Hügel that, —
Ich schau nach Birnam zu, und sieh, mir däucht,
Der Wald fängt an zu gehn."

Nach Chalmers in seiner Caledonia (Vol. I. p. 412) brachte Macbeth zehn Jahre von seiner siebenzehnjährigen Regierung hier zu. Der Ort heißt nun im Volksmunde Carn-beth oder Macbeth's Schloß. Nahe dabei, in dem fruchtbaren Thale Strathmore, erhebt sich ein künstlicher Erdhügel, der „Lawton" genannt, auf dem Macbeth Recht sprach, und auf dem benachbarten Berge selbst lag der Königssitz, von dem aus man den Birnam-Wald sehen konnte. Dort ging Siward's Northumbrische Armee über den schönen Tayfluß und, wie eine alte Chronik aus dem Ende des vierzehnten

Jahrhunderts erzählt, „ilka man baring until his hand of that wode there,“ Jedermann trug einen Zweig von dem Holze dort in der Hand. Das ist der erste Bericht von der Sage vom wandernden Birnamwald.

Macbeth's Namen war lange Zeit in Schottland berühmt, und das Volk in der Umgebung Dunsinans kennt ihn heute noch. Aber sein altes Schloß ist gänzlich verschwunden. Da Macbeth sehr reich war und plötzlich fliehen mußte, so glaubte man, er habe seine Schätze zurückgelassen, und bis zum heutigen Tage giebt es daher noch Schatzgräber in Dunsinan, die freilich kein Gold, aber manches interessante Alterthum zu Tage gefördert haben.

Dunsinanhügel erhebt sich 800 Fuß über die benachbarte Ebene und 1114 Fuß über den Meeresspiegel. Er unterscheidet sich leicht von den umliegenden mit Haide bewachsenen kleineren Hügeln durch seine konische Form und saftig grüne Rasendecken. Die Aussicht vom Gipfel ist prächtig. Im Süden dehnt sich die wellenförmige Oberfläche der Sidlawhügel und die Carse of Gowrie aus; über diese hinweg erblickt man die Föhrde des Tay und schaut bis nach St. Andrews und den Hügeln von Fife. Im Norden liegt Strathmore vor uns und schweift der Blick bis zu den Grampians. Rohe Ueberreste von Befestigungen, Erdwälle und ein paar unterirdische Kammern, in denen man Schädel fand, sind noch vorhanden. Ob dies aber von Macbeth's Schloß herrührt, ist mehr als unwahrscheinlich. Vielleicht gehören diese Ueberbleibsel einem

späteren Fort an, wie ähnliche durch ganz Farfarshire verbreitet sind.

Aber es galt heute noch Glamis zu erreichen, und der Zug führte mich weiter. Es war ein nebliger Morgen, als ich mich dem alten Thanensitze nahete; trübe Wolken hingen an den düsteren Kiefern, die sich aus dem sandigen Boden erheben und den Platz umschatten, auf dem angeblich König Duncan ermordet worden war.

Vor dem Eingange, der zum Park des alten Schlosses führt, steht eine kleine Schenke, in der ich zunächst einkehrte. Die Schwelle vom „Glamis inn" war, wie dies bei den meisten schottischen Gasthäusern der Fall ist, blau angestrichen, zum Zeichen, daß Gäste willkommen sind. Drinnen war es sehr sauber. Deutsche Lithographien hingen an den Wänden, Gipsfiguren, allerhand Nippes und Porzellantassen mit Inschriften, wie „for a good girl", standen auf dem Sims des Kamins. Alles genau wie bei uns in kleinbürgerlichen Verhältnissen.

Ich trat meine Wanderung durch den Park an. Schöne Laubholzgruppen, prächtig gewachsene einzelne Eichen, die sich düster von dem sorgfältig gehaltenen Rasen abhoben, wechselten mit dunklen Tannenwaldungen. Beinahe eine halbe Stunde dauerte der Weg, bis mir endlich das alte Schloß mit der imponirenden Menge seiner kleinen Thürme und Erker entgegenleuchtete. Von dem Hauptstocke ziehen sich im rechten Winkel verschiedene kurze Flügel nach den vier Weltgegenden hin, runde Thürme stoßen an eckige, zinnenge-

krönte Gebäude, und auf den spitzen Dächern wechselt Schottlands Distel mit der Lilie der Stuarts und dem Löwen der Strathmore ab. Diese alte schottische Burgenarchitektur, so ansprechend, reich und mannichfaltig in ihrer äußeren Erscheinung, war zur Zeit der Stuarts aus Frankreich eingeführt und erlangte eine große Verbreitung durch das ganze Land. Glamis Castle erinnert lebhaft an manche Häuser auf der Highstreet in Edinburg und stammt auch, wie diese, aus dem sechszehnten Jahrhundert. So wie das Schloß heute vor uns steht, erbaute es Earl Patrik von Strathmore im Jahre 1578; er selbst mit seiner Perrücke ist über dem Haupteingange angebracht. Die Verzierungen an den Fenstern und die vielen Wappen an der Außenseite stammen aus der Renaissanceperiode — aber schwerlich reicht ein Theil des Schlosses in die Zeit Macbeth's zurück.

Der Besitzer dieses schönen, charakteristischen Baues ist der Earl von Strathmore, der als redendes Wappen — sein Familienname ist Lyon — einen blauen Löwen führt, der denn auch verschwenderisch als Zierath hier überall angebracht ist. Die mächtigen Räume des Erdgeschosses können wohl ein hohes Alter beanspruchen, aber „der Than von Glamis" sah sie nie. Jetzt dienen sie als Jagdhalle und eine schöne Sammlung alter Rüstungen und mächtiger Hirschgeweihe ziert die Wände. Die oberen Stockwerke zeigen ein Labyrinth von Schlafzimmern; eins reiht sich an das andere, und überall stehen Himmelbetten, alle vollständig hergerichtet, die der Liebhaberei eines früheren Grafen von

Strathmore, jede Nacht des Jahres in einem andern Bette zu schlafen, ihre Entstehung verdanken. Da wird auch das Bett gezeigt, in dem einst Walter Scott in seiner Jugend schlief, und endlich das kleine Zimmer, in dem Duncan ermordet wurde. „Dies ist das Bett, in dem ihn Macbeth überfiel," erklärt die in schwarze Seide gekleidete Führerin, und gläubig betasten die edlen Briten die Vorhänge desselben, übersehen dabei aber, daß darauf das welfische Wappen angebracht, daß es also höchstens in die Zeit der George zurückreicht! Aber der Glaube macht ja selig!

Glamis wurde nach der Zeit Malcolm's von den schottischen Königen häufig als Residenzaufenthalt benutzt, namentlich von Alexander III. (1263—1264). An die Familie Lyon kam das Schloß erst unter Robert II., doch fiel es später eine Zeit lang wieder an die Krone zurück.

Dunkeld.

Da, wo die schottischen Hochlande so recht eigentlich beginnen, am „mouth of the highlands," wo der freundliche Bergstrom Tay über abgerundete Kiesel durch waldige Bergkuppen hinrauscht, liegt das idyllische Städtchen Dunkeld von etwa 1000 Einwohnern. Ich halte es für den lieblichsten Platz in ganz Schottland, und nur mit schwerem Herzen konnte ich mich nach achttägigem Aufenthalte von diesem Orte trennen, um die wüsten Glens und zerrissenen Küsten zu durchwandern, die allerdings eine großartigere, aber lange nicht

so ansprechende Scenerie aufzuweisen haben. Dunkeld ist in mehr als einer Beziehung ein interessanter Punkt, hier ist nämlich die Grenze zwischen der schottischen und gaelischen Sprache, oder eigentlich der erste verlorene Außenposten der letzteren. In einem der folgenden Abschnitte (die Gaelen) werde ich auf die Nationalitätsverhältnisse Schottlands näher eingehen. In den Kirchen und Schulen Dunkelds wird bereits nur in englischer Sprache gepredigt und gelehrt, so daß es mir schwer ward, noch Leute aufzufinden, welche „die Sprache Ossian's" redeten. Grund und Boden bei Dunkeld bis weit hinauf in den Norden gehört dem Herzoge von Atholl, der in der That als ein Herr „Kannitverstan" uns erscheint, denn fragst du: Wem gehört jener Wald, jenes Feld, jene Ruine? stets erhältst Du die Antwort: Dem Herzog von Atholl. Jene schönen Parks, die sich am Tay hinziehen, aus denen uns die epheuumkränzten Ruinen einer alten gothischen Kathedrale entgegenblicken, sie gehören dem Herzoge. Die düsteren Tannenwaldungen voller Wild, sie sind sein Eigenthum so gut wie die reizenden, forellenreichen Lochs, die von Bergen eingeschlossen der Umgebung von Dunkeld einen so lieblichen Anstrich verleihen. Dem armen gaelischen Pächter, der in den aus rohen Feldsteinen auferbauten und mit Stroh gedeckten Hütten wohnt, blieb nichts. Der Grund und Boden gehört hohen Lords. So verfolgt uns der ungeheure Abstand zwischen Reich und Arm, dies große sociale Uebel Britanniens, bis in diese friedlichen Hochlande.

Die am Ufer des Tay stehende Kathedrale, bei der nur der Chor wenig entsprechend restaurirt ist, war eine der frühesten Sitze des schottischen Christenthums, wohl so alt wie St. Andrews. Es sind verschiedene Baustyle (selbst der Rundbogen) in dieser Ruine vertreten. Das Schiff ist 122 Fuß lang und 62 breit. In dem wiederhergestellten Chor, wo auch ein Erbbegräbniß der Atholls sich befindet, wird jetzt noch Gottesdienst gehalten.

Eine luftige, schön geschwungene Brücke führt über den Tay. Wir überschreiten sie und haben zur Rechten den wilden Braanfluß mit seinen Wasserfällen (bei der sogenannten Ossian's Hall und der Rumpelbrücke); zur Linken aber den weitberühmten Birnamhügel. Zwar nennt man ihn „Hügel," doch ist er ein ganz anständiger Berg von 1580 Fuß Höhe, der durch seine vereinzelte Lage und mächtig aufsteigende Masse weithin sichtbar wird. Aber der Berg ist kahl, erfüllt sind die Worte der „Erscheinung," die einst prophezeite:

Macbeth wird nie besiegt, bis einst hinan
Der große Birnams-Wald zum Dunsinan
Feindlich emporsteigt.

Der Wald ist ausgewandert, an seiner Stelle erheben sich junge Lärchensprößlinge, Lärchen, die kaum seit hundert Jahren erst in Schottland von Tyrol aus eingeführt wurden. Die Grunddecke der Vegetation bilden Haidekräuter. Da steht neben unserer gewöhnlichen Haide die schöne Moorhaide mit ihren blaßrothen an den Gipfel gestellten Glocken, und die

schottische Haide (Erica cinerea) mit ihren tief purpurrothen, fast violetten Blüthen, die ganze Strecken des nackten Thonschiefergesteins mit einem brennenden Teppich überkleiden, der weithin, namentlich bei Sonnenbeleuchtung, wie ein glühendes Feuer glänzt. Zwischen die Haidekräuter stellen sich Farrn, die in Schottland mit seltener Ueppigkeit gedeihen. Vor Allem der hohe kräftige Adlerfarrn und das nordische Blechnum, eine schlanke graziöse Form, die bei uns in Deutschland sehr selten ist. Der Weg zum Gipfel ist bequem und wird in einer Stunde leicht zurückgelegt.

Ein Schieferhaufen bildet die Spitze des Birnamhügels, auf der die jungen Lärchen langsam heranwachsen. Als fremdes Nadelholz werden sie einst die Stelle des berühmten sagenhaften Tannenwaldes einnehmen, von dem die letzten Reste in Dunkeld zu allerlei kleinen Holzwaaren verarbeitet wurden, die der Besucher des Birnam sich zum Andenken mitnimmt. Die Aussicht vom Gipfel ist eine prächtige. Nach Westen zu treten hohe Berge auf; im Osten rauscht zu unseren Füßen der Tay durch düstere Waldungen, aus denen die freundlichen Häuser Dunkelds hervorblicken; im Norden dehnt sich das weite Moor von Dalnacardoch aus, und im Süden schweift der Blick bis in die Landschaft von Perth.

Alljährlich gegen Ende des Monats Juli findet in Dunkeld eine große Hochlandsversammlung statt, bei der gegen 6000 Besucher erscheinen und den kleinen Ort überfüllen. Da werden alle speciell schottischen gymnastischen Künste, das Steinwerfen, Tanzen, Ringen und Fechten ge-

trieben, da spielt der nationale Dudelsack, und es sind Preise ausgesetzt für diejenigen, die in der schönsten Hochlandstracht erscheinen. Obgleich ich nun zur bestimmten Zeit in Dunkeld anwesend war, so unterblieb dies Fest doch leider, da der Protector desselben, der Herzog von Atholl, kurz vorher gestorben war. Er war ein großer Beschützer aller specifisch schottischen Dinge, und seinem Einflusse ist es auch zu danken, daß in der Umgebung von Dunkeld und Blair Atholl die Hochlandskleidung häufiger ist, als an irgend einem andern Orte Schottlands. Wer unter den Adligen noch Sinn für das alte Keltenthum hat, der legt wohl auch noch seinen Familientartan an, wenn er zur Jagdzeit auf seinem Landsitze eintrifft. Der verstorbene Herzog von Atholl ging nie anders als in Murraytartan, und darum sieht man auch diesen grün und blau gewürfelten, mit einem rothen Streifen durchzogenen Tartan in Dunkeld nicht selten.

Kleidung der Hochländer.

Die Kleidung der Hochländer ist jedenfalls eine originale, und nicht, wie Manche glauben, der Tracht der alten Römer entlehnt, mit der sie eine entfernte Aehnlichkeit hat. In alten Zeiten unterschied man drei verschiedene Arten der Bekleidung bei den Schotten, die aber in einander übergingen.

Im Jahre 1700 beschreibt Rev. James Broome, in seinen Reisen in England, Schottland und Wales, die Hochländer folgendermaßen: Sie tragen Mäntel, die verschieden-

artig gefärbt und gestreift sind, über die Schulter geworfen. Diese nennen sie „pladden"; am Körper tragen sie einen eng anliegenden Ueberrock; die Schenkel sind nackt; an den Füßen haben sie Sandalen; die Weiber sind ähnlich gekleidet.

Der französische Kosmograph Nicolaus d'Arfeville besuchte Schottland gegen Ende des 16. Jahrhunderts und veröffentlichte über seine Reisen, die er im Gefolge des schottischen Königs Jacob V. unternahm, im Jahre 1583 zu Paris einen Bericht. „Sie tragen," sagt er, „wie die Irländer, ein langes mit Saffran gefärbtes Hemd, und über diesem ein nur bis zum Knie gehendes grobwollenes Kleid. Das Haar lassen sie lang wachsen, der Kopf bleibt unbedeckt. Viele gehen ohne Strümpfe und Schuhe, Andere tragen Halbstiefel."

Ein anderer Franzose, welcher im Jahre 1548 mit französischen Hilfstruppen in Schottland war, erwähnt schon die verschiedenen Farben der Kleider. Die historischen Nachrichten reichen noch bis in's 15. Jahrhundert zurück, und überall finden wir darin den Grundtypus der jetzt abgestorbenen Hochländertracht.

Aber da, wo die schriftlichen Aufzeichnungen über diese alte Kleidung aufhören, treten uns andere noch viel ältere Zeugnisse für dieselbe entgegen. Es giebt vielfach in Schottland alte Grabsteine, unter denen Häuptlinge begraben liegen. Auf ihnen sind die Bildnisse dieser Führer in voller Rüstung .und Hochlandstracht angebracht. In dem Dorfe Kilmory in Knapdale steht ein altes sehr gut erhaltenes Kreuz, das unter dem Namen Mac Millans Croß bekannt ist. Es stammt nach der Form der Inschrift: „Crux Alexandri

Macmillan“ mindestens aus dem 14. Jahrhundert. Auf der einen Seite ist ein Hochländer abgebildet, wie er einen Hirsch jagt, und seine Kleidung gleicht ungemein der heutigen Hochlandstracht.

Wir haben aber auch ein untrügliches Zeugniß aus dem 11. Jahrhundert. Der norwegische König Magnus Barfuß eroberte im Jahre 1093 die westlichen Inseln und einen großen Theil der Hochlande. In den alten nordischen Sagen hat sich nun über ihn folgender Passus erhalten: „Als Magnus von seinem Zuge gen Westen heimkehrte, hatte er die Tracht jener westlichen Lande angenommen, und mit ihm ein großer Theil seines Gefolges. Sie gingen mit bloßen Beinen, trugen kurze Röcke und Oberkleider, und wurden deshalb die Barbeinigen oder Barfüße genannt.“

Die Kleidung des gemeinen Volkes wich in etwas von der des Adels ab, doch treten auch bei ihm die lebhaften Farben in Streifen und Würfeln auf.

Von einer besondern Tracht ist jetzt bei den Frauen gar keine Rede mehr; sie tragen die allgemein übliche; nur in einigen Fischerdörfern an der Ostküste, z. B. Newhaven bei Edinburg, und weiter nördlich hinauf fand ich bei ihnen eine etwas abweichende Kleidung. Da aber diese Fischerbevölkerung fast durchweg germanischer — angelsächsischer oder scandinavischer — Abkunft ist, so kommt ihre Tracht hier nicht in Frage, wo wir es mit altkeltischer Kleidung zu thun haben. Die vornehmen Damen in den größeren Städten Schottlands tragen höchst selten Tartan, durchaus nicht so viel wie bei uns in Deutschland, und Deutschland, namentlich Sachsen,

ist es, das Schottland mit einem großen Theile seiner gewürfelten Tartanstoffe versieht.

Fragen wir nun, wie steht es heute mit dieser alten Hochlandstracht, so muß man antworten: sie ist als Kleidung des Volkes bereits gänzlich abgestorben; das aber, was wir heute noch daran sehen, ist künstlich gemacht, nicht viel mehr oder weniger als eine Maskerade. Das Tragen des Kilts ward 1746 von den Engländern verboten, und hierdurch wurde der Untergang dieser alten Kleidung jedenfalls mit befördert.

Kommt man jetzt nach Schottland, so findet man, daß die Knaben aus den wohlhabenderen Ständen bis zum vierzehnten Jahre noch häufig mit dem Kilt und nackten Beinen gehen, sonst aber bereits eine mehr civilisirte Tracht angenommen haben. In den größeren Städten erblickt man höchst selten einen erwachsenen Mann in Kilt und Plaid, und nur auf dem Lande draußen, in den Bergen, in der freien Natur erlauben sich einzelne, die mit guten Waden und Schenkeln beglückt sind, die Komödie der Hochlandstracht. Oft sind es Engländer, die, um sich den rechten Hochlandsanstrich zu geben, in Schottlands Bergen den Kilt anziehen, oder doch sich wenigstens in dieser Tracht photographiren lassen. Bei den meisten Photographen liegen „Highland garbs" vorräthig, damit Liebhaber nach einer schnellen Metamorphose sich in diesem Costüme abconterfeien lassen können. Die Dienerschaft, die Heger, Wildhüter und Hundedressirer der schottischen Adligen gehen meist auf den Landsitzen derselben in Hochlandstracht — aber das gemeine Volk nirgends, und

darum erscheinen uns diese Leute ausgezeichnet, wie etwa die gelbröckigen Briefträger in Sachsen.

Die bunt gewürfelten Stoffe, die bei dieser Tracht unentbehrlich sind, nennt man Tartan. Alle die Tartans zu unterscheiden und zu wissen, welchem Clan sie angehören, ist gewiß ohne anhaltendes Studium nicht möglich, doch giebt es darüber eigene Werke, die mit derselben Gewissenhaftigkeit wie ein heraldisches Buch abgefaßt sind und von den Clantartans handeln, das heißt, nur von den buntgewürfelten Stoffen, welche den alten Clans angehören. Ausgeschlossen sind die Phantasie- oder Fancy-Tartans, die auch in großer Menge getragen und nach berühmten Personen benannt werden, z. B. Victoria- und Albert-Tartan. Als dritte Art kann der Schäfertartan erwähnt werden; er ist klein, weiß und schwarz gewürfelt, und wurde ehedem von den Schäfern getragen. Wer sich näher über diese Tartans unterichten will, dem empfehle ich das Werk: Tartans of the clans and families of Scotland, das bei A. und C. Black in Edinburg erschienen und mit sechsundneunzig colorirten Tafeln versehen ist.

Gegenüber nun der gewöhnlichen Annahme, daß jedem Geschlechte aus keltischem oder normännischem Stamme in Schottland eigene Tartanfarben zukommen, tritt der gründlichste Kenner seines Vaterlandes, John Hill Burton in seiner Geschichte Schottlands*) auf, und behauptet, daß wir über diesen Gegenstand eigentlich so gut wie gar nichts wüßten.

*) History of Scotland from 1689—1748. 2 vol. London 1863.

Unter den Kelten Irlands ist keine Spur von der Hochlandstracht zu finden, eben so wenig zeigen die Familienportraits aus der Zeit vor König Karl I. Tartanfarben. Burton meint, daß so, wie auf dem Continente in verschiedenen Gauen nebeneinander ähnliche Trachten getragen werden, es auch in Schottland der Fall war, und daß diese Costüme einzelner Landstriche allmälig zu Geschlechtscostümen wurden. Auffallend ist sicher, daß keiner der älteren Schriftsteller die Clantartane erwähnt.

Ein wesentliches Erforderniß bei der Hochlandstracht ist noch die Purse, eine vor dem Leib über dem Kilt hängende Tasche, gewöhnlich aus Marder-, Otter- oder Dachsfell gemacht. Manchmal ist sie mit den ausgestopften Köpfen dieser Thiere, wohl gar mit den Schwimmfüßen der Otter verziert. Als Oberkleid dienen gewöhnlich Weste und kurze Jacke, über welche der Plaid in verschiedener Weise geschlungen wird. Auf dem Kopfe sitzt das dunkelblaue Bonnet, dessen Schnitt als „schottisch" allgemein bekannt ist; bei vollständigem Hochlandscostüm gehört noch eine Falkenfeder daran, gewöhnlich trägt man aber jetzt sein Clanzeichen oder eine silberne schottische Distel, das Wahrzeichen des Landes.

Etwas mehr Leben hat diese Tracht jetzt durch die Freiwilligen bekommen, die in Edinburg, Glasgow und den anderen großen Städten Sonnabends einmal, aber auch nur dann, in dieser Kleidung zum Exerciren ausziehen. Von den schottischen Regimentern tragen mehrere den Kilt, bei

anderen treten aber buntcarrirte Hosen an die Stelle, die dann ganz abscheulich aussehen.

Aber alle diese Anstrengungen, die Tracht aufrecht zu erhalten, werden zu keinem Ergebnisse führen; sie mag zu den Todten geworfen werden. Und so wie dieser Kleidung wird es vielen anderen sogenannten Nationaltrachten in Europa ergehen, sie verschwinden vor dem Alles nivellirenden Strome der neuen Zeit. Das beweisen die Beispiele an allen Ecken und Enden.

Bewaffnet trugen die alten Hochländer Helme und Kettenpanzer. Ihre Schwerter waren lang; Bogen und Pfeil, Speer, Schlachtaxt, Schild und Dolch fehlten nicht. Mit diesen Waffen angethan, sehen wir sie noch heute auf alten Grabmälern; zumal auf der Hebrideninsel Jona, wo der alte ehrwürdige Kirchhof, Reilig Orain, förmlich mit solchen Grabplatten gepflastert ist. Interessant erscheint uns jedenfalls der einfache Bogen; er war keine complicirte Armbrust, wie bei uns, sondern genau so gestaltet, wie ihn die Wilden noch heute führen. Der Engländer Moneypennie, welcher um das Jahr 1612 ein Buch über Schottland herausgab, schreibt: „Ihre Waffen gegen die Feinde sind Bogen und Pfeile, die mit Widerhaken versehen sind. Einige führen breite Schwerter und Aexte.“ Also noch im Beginn des 17. Jahrhunderts, als lange das Pulver erfunden worden und die Kriegswaffen schon ziemlich entwickelt waren, bedienten sich die Hochländer noch eines primitiven Bogens. Pfeil und Bogen spielen in der schottischen Heraldik auch jetzt noch eine

große Rolle; so führen die Earls of Strathmore drei blaue Bogen im Wappen; die altberühmten Gordons von Aberdeen haben einen Arm, der einen Bogen spannt, als Helmschmuck u. s. w.

Sammlungen solcher alten Waffen findet man in den meisten Schlössern schottischer Großen und in den Museen des Landes. Da hängen an den Wänden die kleinen runden, mit Metallbuckeln versehenen Hochlandsschilder und die Schwerter, Blades, die ich am besten mit den „Korbschlägern“ unserer deutschen Studenten vergleiche. Zur vollständigen Hochlandstracht gehört auch ein Dolch, der gewöhnlich mit einem großen Halbedelsteine am Griffe verziert ist, ein langes Messer, das im Strumpf an der rechten Wade getragen wird, und ein dicker, knotiger Stock zum Bergsteigen.

Halbedelsteine und Kiesel, Kinder der heimischen Berge, sind dem Schotten stets der liebste Schmuck. Große hellgelbe Topase, Rauchtopase oder Cairngorms, Achate, Amethyste und Jaspis werden, in Silber gefaßt, zu Broschen und anderen Schmucksachen verarbeitet. In der Aberdeener Gegend schleift man auch verschiedenartig gefärbte Granite und fertigt aus denselben kolossale Vorstecknadeln, Armbänder u. s. w. Originell sind diese Putzsachen jedenfalls, wenn auch nicht immer geschmackvoll, dem Schotten aber genügt es, daß sie aus den Hochlandsbergen stammen. Man findet auch in den Wohnungen Mancherlei mit diesen Halbedelsteinen verziert, so vor Allem jene kolossalen Schnupftabaksdosen (snuf mills), die aus Widderhörnern verfertigt sind und auf

dem Tische zwischen den Anwesenden hin und her geschoben werden. Am Ende des Horns befindet sich ein großer Amethyst in Silber gefaßt, der die schottische Distel vorstellt.

Sehr wesentlich für die Schotten ist auch ein Wappen. Diese sind in Schottland gleichsam zum Hausgeräth geworden, nicht nur der Adel führt sie, sondern auch bei den anderen Ständen sind sie im Gebrauche. Wer von einem keltischen Clan abstammt, ist gewiß auch im Besitze des Clan- oder Familienwappens, und kann er dasselbe nicht irgendwo ganz anbringen, so trägt er wenigstens den Helmschmuck als Brosche, Leibschnalle u. s. w. Die Wirthshausschilder zeigen gewöhnlich das Wappen der nächstwohnenden adligen Familie. So giebt es in Dunkeld ein „Atholl arms hotel" und ein „Royal arms hotel," in Braemar ein „Invercauld arms hotel" und ein „Fife arms hotel". Die schottischen Wappen sind ungemein complicirt und weichen in vieler Beziehung von unseren deutschen ab. Da treten uns heraldische Figuren entgegen, von denen wir keine Ahnung haben, und denen gegenüber unsere Bären, Adler, Löwen, Eber, Greife und Hirsche sehr gewöhnlich erscheinen. Namentlich sind die Schildhalter merkwürdige Wesen, wie aus folgenden Beispielen zu ersehen ist. Die Macniel haben zwei Lachse als Supporters, dies Geschäft versehen bei den Maclean zwei Seehunde, bei den Robertson eine Schlange und eine Taube, bei den Macintosh und Farquarson Katzen, bei den Grahams Störche, bei den Urquhart Windhunde. Den Schild der Makay halten ein paar Soldaten in der Uniform des vorigen Jahrhunderts, während

vollständig costümirte Hochländer das Wappen der Macnab, Macfarlane, Skene und Macpherson stützen.

Loch Tay.

Hinüber ging's über die Brücke des Tay bei Dunkeld, der Birnam blieb südlich liegen, und die hübsche, hügelige Gegend, die sich am rechten Ufer des Flusses hinerstreckt, wurde schnell mit dem Wagen durchflogen. Aber alle Augenblicke hielt der Kutscher an und nickte mit dem Kopfe rückwärts, ein Zeichen, daß die höchst lästigen und ungewöhnlich hohen Tolls, Weggelder, bezahlt werden mußten. Die Vegetation war ungemein kräftig; zwischen abgerissenen Waldgruppen stellten sich saftige Wiesen mit bunten Blumen. Ueberall leuchteten mir Landsitze entgegen, die Gegend ward immer schöner, und nach Nordwesten zu erhoben hohe Highlandsberge ihre mächtigen Gipfel. Bei Logierait fließt der Tummel in den Tay, und nun führte die Straße in östlicher Richtung weiter fort nach dem Flecken Aberfeldy, wo ich die drei Moneßwasserfälle besuchte, die mir durchaus nicht imponirten, obgleich sie von den Schotten für „most beautiful, splendid and glorious" erklärt wurden. Aber sie halten keineswegs den Vergleich mit vielen anderen Wasserfällen aus und sind, wie die meisten derartigen Dinge, nur für Geld zu sehen. Wo eine schöne Aussicht ist, wo ein kleines Thal, ein Wasserfall rc. den Besucher anlockt, wird gleich ein Zaun mit Thür und Schloß errichtet, und ein „Keeper"

stürzt schillingswüthig über den arglosen Fremdling her, führt ihn hastig zur Sehenswürdigkeit, und treibt ihn eben so schnell wieder zurück. Jeder Fleck Wald ist eingezäunt, nirgends kann man seinen Fuß frei hinsetzen, als auf die Landstraße, und Gesetztafeln, die stets beginnen: Smoking is prohibited, no dogs admitted, oder trespassers will be prosecuted, stören im Verein mit den zudringlichen Führern überall den Genuß. Was würden wir sagen, wenn z. B. der Graf von Stolberg den Ilsenstein nur für Geld zugänglich machte! Meine Führerin zu den Moneßwasserfällen war eine Gaelin, die aber sehr gut englisch sprach. Sie erzählte mir, daß seit zehn Jahren in der Schule zu Aberfeldy nicht mehr gaelisch, sondern nur englisch unterrichtet würde; daß der Morgengottesdienst englisch, dagegen der Nachmittagsgottesdienst gaelisch sei, daß Jedermann dort englisch verstehe und die Kinder bereits auch englisch untereinander redeten. So geht das gaelische Element schrittweise unter.

Da, wo der Tay, den ich immer aufwärts verfolgte, aus dem Loch Tay heraustritt, entwickelt sich vor dem Auge des Beschauers eine paradiesisch schöne Landschaft, die zu den herrlichsten in ganz Schottland gehört; denn hohe Berge, schöne Wälder, ein friedlicher See und plätschernder Strom vereinigen sich zu einem lieblichen Bilde. Hier liegt am Ostende des Sees Taymouth Castle, ein Besitzthum des Earl of Breadalbane, dicht dabei der kleine Weiler Kenmore mit seinem Kirchlein. Aus den düsteren Tannenwaldungen, die sich längs der Straße hinziehen, treten

Rehe und Hirsche auf die Wiesen heraus, um zu äsen; Jäger in Hochlandstracht, mit Falkenfedern auf dem schottischen Bonnet und großen Koppeln der schönsten Jagdhunde, begegneten mir, und Heerden des wilden langhaarigen Rindviehs weideten auf abgeschlossenen, eingehegten Wiesen.

Am Ausflusse des Stromes aus dem See spannt sich eine steinerne Brücke über das Gewässer. Der Loch Tay selbst mit seinem tiefschwarzen Wasser war zwischen hohe Berge eingeklemmt, unter denen besonders der majestätische Ben Lawers (3984′) mit seinem bis weit in den Sommer mit Schnee bedeckten Gipfel hervorragte. Die nördliche Seite des Loch ist waldig und mehr bebaut als die Nordseite, obgleich diese ebener ist. Die ganze Gegend wimmelt von Wild. Außer dem Hochwild fehlen Haselhühner nicht. Der Schneehase streift in seinem grauen Sommerkleide umher und gilt bei der gaelischen Bevölkerung als Wetterprophet, denn es soll Sturm geben, wenn er seinen eigenen Mist frißt. Der See ist fischreich: Hechte, Barsche, Lachse und Forellen kommen in Menge vor; auch Aale, vor denen aber das gemeine Volk wegen der Schlangenähnlichkeit einen großen Abscheu hat.

Aus diesem See entspringt der wasserreichste Strom Großbritanniens, der Tay. Als Dochart hat er seine Quelle in dem Districte Brealdalbane (d. h. höchster Theil Albans oder Schottlands) nicht weit von der Westküste des Landes; aber er fließt östlich weiter durch den kleinen See Dochart, um bei Killin sich in den langen schmalen Loch Tay zu ergießen.

Bei Kenmore tritt er aus demselben heraus, nimmt die Wasser des Lyon und Tummel auf, fließt in südlicher Richtung bei Dunkeld und dem Birnamhügel vorbei, und vereinigt den Braan mit sich. Ehe der Tay Perth erreicht, bis wohin Ebbe und Fluth gehen, fallen noch die Isla, der Shochie und der Almond in ihn; später der Earn. Er bildet dann seine Mündung, den Firth of Tay, an welchem Dundee, die drittgrößte Stadt Schottlands, liegt, und vereinigt nun seine Fluthen mit denen der Nordsee. Die Lachsfischerei im Tay ist die bedeutendste in Schottland, und der Wasserreichthum des Flusses übertrifft den der Themse dreimal. Während die Themse per Minute nur 80,000 Cubikfuß Wasser dem Meere zusendet, rollt der Tay 273,000 Cubikfuß in jeder Minute dem deutschen Ocean zu. Er ist der schönste Strom Großbritanniens, ihm gebührt vor allen anderen die Palme und die lieblichste Scenerie, wie die wildesten Berglandschaften; Unfruchtbarkeit und Oede wie lachende Culturgelände, freundliche Städte, große Handelsplätze und alte zerfallene Abteiruinen, die mit Schottlands Geschichte eng verwachsen sind, ziehen sich an seinen malerischen Ufern hin.

Das Land am Loch Tay gehörte erst den wilden Macgregors, deren Name in Schottland einen Klang hat, wie bei uns ihn etwa die Berlichingen besitzen. Erst später kam es an den mächtigen Clan Campbell, und Sir Colin Campbell war es, der 1580 den Grund zu Taymouth Castle legte, das zuerst den gaelischen Namen Balloch, Ausgang des Sees, führte. Als man den Erbauer fragte,

warum er sein Schloß an das Ende seiner Besitzungen gestellt habe, antwortete er, weil ich es bald zum Mittelpunkt gemacht haben werde. Doch hat das Land der Breadalbane sich in entgegengesetzter Weise ausgedehnt und reicht nun von Aberfeldy bis an den atlantischen Ocean. An der Stelle des alten Schlosses steht der neue weiße Palast mit seinen Thürmen und Zinnen und einer luxuriösen Einrichtung, die ihres Gleichen sucht.

Am Eingange des herrlichen Parkes, der sich zu beiden Seiten des Tay hinzieht, in dem die weitläufigsten Terrassenbauten und die schönsten großen Lindenalleen miteinander abwechseln, empfing mich ein alter Wildhüter als Führer. Der alte McFarlane war eine prächtige Hochlandsgestalt, er hatte die achtzig hinter sich, doch war er frisch und kräftig für sein Alter; der Gang war noch gerade und aufrecht, das Haar silberweiß, die Wangen rosig gefärbt. Die nackten Waden, die unter dem kurzen Kilt in Campbell-Tartan hervorschienen, waren so straff wie bei einem Jünglinge, und die Jahre hatten das Feuer seiner Augen nicht zu löschen vermocht; sie leuchteten besonders hell, wenn eraus seinem vielbewegten Leben erzählte. McFarlane war frühzeitig zum Militär gegangen und war Wellington in den spanischen Kriegen gefolgt. Später focht er mit dem 42. Hochländer Regimente bei Waterloo, gegen das Napoleon's gepanzerte Reiter anrückten, von dem wenige übrig blieben, das aber niemals wich. Er hatte dann die französischen Adler fliehen sehen und war heimgekehrt in die Berge seines geliebten Schottland.

Es fehlt in Taymouth Castle nichts, um es zum würdigen Jagdschlosse eines britischen Großen zu stempeln. Leider hatte man in Folge des Todes des letzten Besitzers gerade die Bilder und die meisten Möbeln entfernt; aber auch so noch bot es viel Interessantes und Anziehendes. In der mit schön geschnitztem Eichenholze ausgetäfelten, mit Fahnen, Rüstungen und bemalten Fenstern ausgeschmückten Baronetshalle lag auch das für fürstliche Personen bestimmte Fremdenbuch. Die Kaiserin Eugenie, Helene von Orleans, viele französische, spanische, schwedische Fürsten und Grafen schrieben sich da in ihrer Muttersprache ein. Aber ich mußte als Deutscher schamroth werden, als ich dort deutsche Könige und Prinzen in englischer Sprache höchsteigenhändig verzeichnet fand; von welch geringem Nationalgefühl zeugt doch dies!

Wie auf den meisten Landsitzen britischer Großen war auch in Taymouth Castle eine schöne Bibliothek aufgestellt, die sich durch ihren Inhalt und die Nettigkeit der Einbände auszeichnete. Nimmt auch der Sport beim Landaufenthalte einen großen Theil der Zeit in Anspruch, so bleibt doch noch viel zum Lesen guter Bücher übrig. Ich fand neben den englischen und alten Classikern unsern Goethe, Schiller, Lessing und Humboldt in guten Ausgaben vertreten, und man sah es der Bibliothek an, daß sie mit Vorliebe gepflegt und auch benutzt worden war.

In dieser Bibliothek wird auch das berühmte „black book of Breadalbane“ aufbewahrt, welches eine Menge Portraits der Bredalbane-Familie enthält. Dies kleine

werthvolle Buch ward von Anfang bis zu Ende von Master William Bowie geschrieben, der eine Art Geheimsecretär war. Er begann seinen Bericht, wie er selbst erzählt, im Monate Juni 1598. Die letzten Nachträge von fremder Hand sind aus dem Jahre 1648. Er wird da weitläufiger, wo die eigentliche Familiengeschichte der Breadalbanes beginnt, als diese sich im Anfange des 15. Jahrhunderts von den Argyles abzweigten. Sein Hauptinteresse wendet das Buch den Erwerbungen der Familie zu, aber es beschreibt auch ihre Waffenthaten, ihre Bemühungen um Cultivirung der umliegenden Gegend, ihre Bauthätigkeit und ihre Kämpfe gegen die verhaßten McGregors.

Sir Colin Breadalbane war ein großer Gemäldeliebhaber, und in der angeführten Familienchronik findet sich folgende Stelle, die mich besonders interessirte, weil sie sich auf einen deutschen Maler bezieht, „whom he (Sir Colin) entertainet in his house aucht moneth and that for painting of threttie broads of the Kingis of Scotland and of the said Coline his awn and his predecessors portraits, wilkis portraits are sett up in the hall and chalmer of dais of the house of Balloch and who had for his labour one thousand pounds.“

Leider konnte ich den Namen unseres Landsmannes nicht auffinden, der hier im fernen Norden im 16. Jahrhundert deutsche Kunst vertrat. Ob die Bilder noch existiren? Wie ich bereits oben bemerkte, waren alle Gemälde von den Erben aus Taymouth Castle fortgeschafft worden.

Ich konnte mich nicht satt sehen an dem schönen Schlosse

und vor Allem an der zauberischen Gegend mit dem langgestreckten See zwischen hohen Bergen. In einem Kahne wiegte ich mich lange Zeit auf den schwarzen Wogen und ruderte dann hinüber zu der kleinen, dicht mit Bäumen bestandenen Sibyllen-Insel, auf der unzählige Krähen ihre Nester aufgeschlagen haben, und auf der verdeckt und überwuchert von Buschwerk die Ruinen einer Abtei stehen, in denen Sibylla, die Gemahlin Alexander's I. von Schottland, begraben liegt. Wegen der außen und innen dicht das alte zerbröckelte Gemäuer umgebenden Bäume konnte ich keinen Totaleindruck desselben gewinnen, aber so viel vermochte ich zu sehen, daß die Ueberreste ohne allen architektonischen Werth sind. Sibylla ward heilig gesprochen und am 12. Juni, ihrem Todestage (1122), wird noch zu Kenmore eine Messe abgehalten, die unter dem Namen „Feill nam ban naomdh", Messe der heiligen Frau, bekannt ist.

Nicht fern von der Stelle, wo der Tay aus dem See fließt, liegt noch ein interessanter Ort, das Dörfchen Dull, einst berühmt durch seine Schulen und durch sein Kloster, von dem aber keine Spur mehr zu entdecken ist. Der „Comharba" oder Abt von Dull im elften Jahrhundert, St. Cuthbert, wurde der Stammvater der langen Reihe schottischer Könige, denn die altschottischen Geistlichen oder Culdees durften sich verheirathen und erkannten den römischen Papst nicht an. Der Mann war sehr fromm und kasteiete seinen Körper auf alle mögliche Art und Weise. In den Felsen des Berges Doilweme ließ er eine Badewanne aushauen, die mit kaltem

Wasser angefüllt wurde und in der er tagelang liegend sich frommen Gebeten hingab. Wahrscheinlich war dies nur im Sommer der Fall, denn das von der schottischen „Surtees Society“ herausgegebene Leben St. Cuthbert's meldet nicht, ob er in Folge seiner langen Bäder an Rheumatismus gelitten habe.

Aus seiner Zeit sollen auch die vier großen rohen Steinkreuze bei Dull stammen, welche als ein Asyl für verfolgte Verbrecher galten, weil in deren Bereich diese vor der rächenden Hand der Justiz sicher waren.

Die schottischen Heiligen waren wunderliche Männer. Ein ähnliches Bad wie St. Cuthbert, hatte sich auch St. Kentigern bei Glasgow errichtet. Beide werden nicht mehr gezeigt, dagegen machte mich ein Schotte auf die östlich von Arran liegende Holy Isle aufmerksam, und erzählte mir, daß dort in dem steinernen Bade St. Maoliosas noch kranke Kinder gebadet werden, die davon besser genesen sollen, als vom Gebrauche der Heilquellen in den schottischen Badeorten Moffat, Crieff oder Strathpeffer.

Blair Atholl und Loch Tummel.

Bei dem Ausfluge nach dem Loch Tay hatte ich das rechte Ufer des schönen Taystroms kennen gelernt; bei dem dreitägigen Aufenthalte in Blair Atholl wurde ich mit der linken Seite des Flusses bekannt, und obgleich nach dem genannten Weiler, sowie weiter nördlich bis Inverneß, bereits Eisenbahn

führt, so benutzte ich doch lieber einen Wagen, der, von einem stattlichen Jockey geführt, eine bessere Gelegenheit zum Beobachten der Landschaft bot. Die herrlichste Vegetation und wildeste Flußscenerie begleitete mich auf der ganzen Strecke. Die Sorgfalt, mit der man hier alle Abfälle der Eiche benutzt, zog zunächst meine Aufmerksamkeit an. Man kappt die Aeste des Baumes, während er noch steht, und schält sie darauf sorgfältig ab, dann wird auch der Stamm seiner Rinde entkleidet, und nun steht er kahl und weiß zwischen den anderen Bäumen, mit deren Grün er seltsam contrastirt. Die Borke, welche nur eine sehr schlechte Lohe liefert, wird hier noch sorgfältig aufgestapelt und verkauft, während sie bei uns meistens weggeworfen wird oder nur den Waldboden düngen hilft. Nirgends sieht man Holz in Klaftern stehen; einen andern Gebrauch, wie den als Stammholz, scheint man gar nicht zu kennen. Vorherrschender Waldbaum wird nördlich von Dunkeld und bei Blair Atholl die Lärche, und zwar ist sie hier in einer Ausdehnung cultivirt, wie ich sie vor dem nirgends sah. Es ist auffallend, wie gut das Klima und der Boden diesem Baume hier zu bekommen scheinen; schlank und kerzengerade schießt der Stamm in die Höhe, der fast gar nicht von den graugrünen Flechten zu leiden hat, die ihn in Deutschland so sehr mitnehmen. Mit dem Nadelholze wechseln Laubwälder ab, namentlich Birkenbestände, in denen die knollige Waldwicke (Orobus tuberosus) in ungeheurer Menge wächst. Die knolligen Wurzeln dieser schmetterlingsblüthigen Pflanze, die auch bei uns in Deutschland häufig vorkommt,

werden von den Hochländern Cor=meille (sprich Karmel) genannt und sorgfältig gesammelt. Sie enthalten Zucker und einen scharfen Stoff. Entweder zerstößt man sie mit Wasser und läßt sie gähren, um eine Art Branntwein daraus zu gewinnen, oder man genießt sie getrocknet, wo sie dann belebend, ja hungerstillend, ähnlich wie die Coca wirken und Brustbeschwerden aufheben sollen. So erzählte man mir wenigstens in Blair Atholl; mir ist keine Analyse oder physiologische Untersuchung dieser Knolle bekannt geworden; es wäre aber nicht unmöglich, daß sie ähnlich wie die Coca wirken kann.

Bei Logierait beobachtete ich nochmals den Zusammenfluß von Tummel und Tay, und ergötzte mich an den vielen angelnden Schotten, die hier ein Hauptquartier für ihre geduldfordernde Passion aufgeschlagen hatten. Auf dieser Strecke ist Alles gaelisch. Man sieht keine Dörfer, aber hier und da die Anhäufungen elender schottischer Hütten, die mit den prächtigen Landsitzen im grellen Widerspruche stehen. Im Flecken Pitlochrie mengen sich diese Cottages mit schiefergedeckten kleinen Häusern, die etwas besser, doch in demselben Stile aufgeführt sind. Hier und da steht ein Rosenstrauch oder ein rankendes Gaisblatt vor der Thür, und ein kleiner Kohlgarten, dessen Umzäunung aus rohen Steinen gebildet ist, giebt dem Ganzen ein freundliches Ansehen. Das sind aber seltene Ausnahmen an der Heerstraße, abseits von dieser sind die Hütten alle so elend, wie ich sie im folgenden Abschnitte schildere. Pitlochrie liegt sehr an=

genehm an einen Berg angelehnt, und nicht weit davon schießt ein Wasserfall über 100 Fuß hoch die Felsen herab. Weiter nördlich wird das Thal des Tummel immer enger, die Landschaft wilder, der 2800 Fuß hohe Ben Brachy steigt gerade von der Straße aus auf, und die hohen kahlen Bergkuppen contrastiren seltsam mit dem freundlich bewaldeten Thale, das nun, beim Einflusse des Garry in den Tummel, zu einer tiefen Schlucht zusammenrückt, durch welche die Eisenbahn auf hohem Viaduct hinführt. Diese Stelle heißt der Paß von Killiekrankie. Er ist nicht allein durch seine wilde erhabene Natur berühmt, sondern jedem guten Schotten durch die Schlacht bekannt, welche hier im Jahre 1689 zwischen den Hochländern unter Viscount Dundee und den Engländern unter General Mackay ausgefochten wurde. Obgleich Dundee, der Stolz der Schotten, blieb, wurden die Engländer doch geschlagen und zurückgetrieben. Ein roher Stein bezeichnet die Stelle, wo Dundee die tödtliche Wunde empfing. Aber sollte man es glauben, auch in diesem Passe, auf öffentlicher Heerstraße, belästigen Führer den Fremden, den sie als willkommene Beute betrachten.

Die Gegend bei Blair Atholl genießt eines großen Rufes, doch fühlte ich mich anfangs, mit der Erinnerung an das liebliche Dunkeld im Herzen, sehr enttäuscht. Der Weiler liegt am Garry und besteht aus zwei Hotels, einer Eisenbahnstation, dem langweiligen Stammsitze der Herzöge von Atholl, zwanzig bis dreißig Hütten und zwei sehr großen neuen Kirchen, deren eine genug Platz für die ganze Bevölkerung

und sämmtliche Fremde hat. Alljährlich im September kommen hier die schottischen Sportsmen zu einem Meeting zusammen.

Aber nach allen Seiten hin kann man von Blair Atholl oder Athole (die Schreibart steht nicht fest, eben so gebraucht man Argyll und Argyle) die herrlichsten Ausflüge machen. Durch den Park von Athollhouse — ein weißangetünchtes, drei Stockwerk hohes, unschönes Gebäude — gelangt man nach dem höchst interessanten Glen Tilt, das als ein gutes Beispiel eines ächten Hochlandthales aufgeführt werden kann. Anfangs stehen hohe Fichten und Lärchenwaldungen zu beiden Seiten des Fahrweges, und die prächtigste Farrnvegetation, die man sich denken kann, tritt an die Stelle des Unterholzes, welches die lichten schottischen Waldungen nicht kennen. Adlerfarrn (Pteris aquilina) und wieder Adlerfarrn, in seltener Größe und Ueppigkeit, überdeckt mit seinem frischen Grün in mannshohen Wedeln den Waldboden. Nur an einzelnen Stellen verdrängen ihn Aspidiumarten. Zwischen den Bäumen und Felsen durch rauscht der Tilt. Die Bäume hören auf und nun liegt ein Glen vor uns, wie es nicht charakteristischer sein kann. Zu beiden Seiten thürmen sich kahle hohe Berge auf, deren Gipfel in gerader Linie kaum eine halbe Stunde von einander entfernt sein mögen, und hinter denen sich wieder die Kuppen höherer Berge erheben. Rechts Ben-y-Gloe, der Nebelberg (3725′), links Ben Dearg, der rothe Berg (3550′). Der Anblick des Thales ist ungemein traurig; Alles erscheint todt, das gelbe Gras zieht sich nur bis zur halben Höhe der Berge hinauf, dann folgen oben nackte Felsen und Steingeröll

von Gneiß und Granit, die, nebst Kalksteinen, das Glen Tilt zusammensetzen. Ueberall stürzen zwischen den Felsen kleine Geriesel in tausend Cascaden herab und bilden, am Boden des Thales angelangt, sumpfige Strecken, in denen Rosenwurz, das Wollgras (Eriophorum angustifolium) und Moorhaide wuchern. Kein Baum in dem ganzen langen Glen, nur hier und da verkrüppelte Erlenbüsche zwischen den Steinen am Ufer des Tiltbaches. Für Leben sorgen muntere Bachstelzen, die an dem eiskalten Wasser hintrippeln, einzelne Raben krächzen in der Luft, und die zahllosen wilden Kaninchen flüchten scheu bei unserer Annäherung in ihre Erdlöcher. Da ist es denn eine Abwechselung, wenn man plötzlich auf die zerfallenen Ueberreste einer Hochlandshütte trifft; angelehnt an das schwarze Gemäuer steht ein Hirt im Kilt, mit umgeschlungenem Plaid und nackten Knieen, bei ihm ein großer wolfsartiger Hund, und vor ihm eine wilde Rotte Hochlandsrindvieh mit langen Haaren, rothbraun oder schwarz, mit schmalen langen Hörnern, die Stirn mit krauser Wolle bedeckt, mähnig und mit haarigem Schwanze. Ein ächtes Hochlandsbild.

Kahle Bergkuppen, eine hinter der andern aufsteigend, bilden den Charakter der Hochlande bei Blair Atholl. Ich bestieg den 1200′ hohen Tulloch Hill. Nach Osten zu erhoben sich, über das Glen Tilt hinaus, etwa ein Dutzend kahle Berge, alle von Brockenhöhe; im Norden sah man das Moos von Dalnacardoch, im Süden den Paß von Killiekrankie und viele schöne bewaldete Thäler. Darunter das Thal des Bruar mit seinen Wasserfällen, welche ich auch besuchte, die aber,

eben so wenig wie die Fälle des Garry einer besonderen Beschreibung bedürfen. Der Gipfel von Tulloch Hill ist moorig; Bärlappen und Haidearten wechseln dort mit verschiedenen Sumpfpflanzen ab.

Die Landstraßen sind in diesen Hochlandsgegenden überall sehr gut, und die Brücken, welche über Flüsse und Thaleinschnitte führen, stets aus Stein, nie aus Holz erbaut. Die Weggelder sind aber überall übertrieben hoch, und ich glaubte in Sutherland und Caithneß später in einem Paradies zu sein, als diese Plage dort wegfiel.

Meine letzte Excursion in der Gegend von Blair Atholl galt dem Tummelthal. Der Tummelfluß kommt aus dem Rannochsee, bildet dann den Loch Tummel, verläßt diesen wieder und fällt bei Logierait, nachdem er vorher den Garry aufgenommen hat, in den Tay. Das Thal bietet eine herrliche Scenerie, wenn auch die Wasserfälle nicht den Ruhm verdienen, mit dem sie allgemein bedeckt werden. Sie sind nur 16 Fuß hoch, haben aber das ganze Jahr hindurch viel Wasser. Loch Tummel, den ich von einer felsigen Anhöhe aus übersah, lag wie ein breiter Silberspiegel in der hügeligen Landschaft vor mir. Er ist klein, nur drei englische Meilen lang und eine halbe breit. Statt der Lärchen, die bisher vorherrschten, war die Landschaft mit Birken bestanden. Aber so gut auch die Lärche gedeiht, so traurig sieht hier merkwürdigerweise die Birke (schottisch: Birk) aus. Ihre Krone ist so dünn, daß sie bis auf ein Minimum zusammenschrumpft, der Stamm bis oben hin grobborkig, aufgerissen, schwarz, mit

Flechten überdeckt, kaum blickt hier und da das hübsche Atlasweiß hindurch. Und der ganze Baum, bei uns so luftig und graziös, erscheint hier fast plump.

Die Birke, einer derjenigen Bäume, die am weitesten nach Norden gehen, scheint selbst dies schottische Klima nicht vertragen zu können. Es war Ende Juli, ich fror aber, daß mir oft die Zähne klapperten, und bedauerte den Mangel an Winterkleidung auf meiner Reise ungemein. Der Regenfall ist in Schottland stets sehr bedeutend. Die mittlere Jahrestemperatur für das ganze Land (zwischen 54° 38′ und 58′ 40′ nördl. Breite) beträgt 47° Fahrenheit.

Die Gaelen.

Es kann als eine Thatsache, die nur wenige Ausnahmen zuläßt, angesehen werden, daß in fast allen größeren Ländern der Erde, die politisch eins sind, verschiedene Nationalitäten neben einander wohnen. Nur in ganz kleinen Staaten, z. B. in Portugal, Holland, finden wir vorzugsweise einen einzigen Volksstamm angesessen, während von größeren europäischen Reichen Italien das einzige ist, bei dem eine ziemlich gleichmäßige Bevölkerung das Land inne hat.

Die britischen Inseln scheinen vermöge ihrer vereinzelten Lage zur Bühne eines einheitlichen Lebens geschaffen zu sein, und doch treffen auf ihnen zwei so verschiedene Volksstämme zusammen, wie wir sie heterogener im civilisirten Europa kaum noch einmal nebeneinander finden. Das keltische

Element, aus seinem alten Besitzthum durch die überwältigende Macht germanischer Einwanderung verdrängt, liegt hier schon lange in den Todeszügen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wenn dort die letzten Laute in kymrischer, ersischer oder gaelischer Zunge erklingen werden. Die Römer fanden im Jahre 55 vor Christus ein rein keltisches Land, in dem fünf Jahrhunderte später die Angelsachsen landeten und allmälig jene großartige Umwälzung hervorbrachten, deren Ergebnisse wir jetzt vor uns sehen.

Wenden wir uns speciell nach Schottland, so finden wir dort in dem Landstrich, welcher nördlich von den Föhrden des Clyde und Forth liegt, soweit historische Nachrichten reichen, eine einzige Nation, welche die Römer zuerst Caledonier, später Picten nannten. Zu diesen gesellte sich im Beginn des sechsten Jahrhunderts eine irische Colonie, die unter dem Namen der Dalriads bekannt war, und den südlichen Theil des heutigen Argyleshire einnahm. Von diesen alten Völkerschaften stammen die heutigen keltischen Bewohner Schottlands ab; von den verschiedenen Nationen, die mit ihnen im Laufe der Zeit in Berührung kamen, wurden sie Albiones, Caledonii, Picti, Dicaledones, Cruithne, nördliche Picten, Reddschankes, wilde Schotten und Hochländer genannt.*) Sich selbst aber nennen diese Kelten Albaneich, Gael Albaneich oder einfach Gael.

Während des elften und zwölften Jahrhunderts war der

*) Skene, the highlanders of Scotland. London 1837. 2 Bde.

von ihnen bewohnte Theil Nordschottlands in verschiedene große Districte eingetheilt, deren Namen sich fast alle noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gerade so, wie bei uns in Deutschland alte Gaunamen, die keine politische Bedeutung mehr haben, fortbestehen. So finden wir schon damals die Districte Athol, Moray, Roß, Mar, Garmoran und Buchan. An der Spitze eines solchen Gaues stand ein Maormor, ein hoher Würdenträger, der gleich nach dem Könige folgte und der in den nordischen Sagen „Scotajarl", Schottengraf, genannt wird.

Und wie die Namen dieser alten Districte noch heute vorhanden sind und uns daran gemahnen, daß einst alles Land hier keltischer Boden war, so thun dies auch noch fast alle anderen Ortsbezeichnungen Schottlands. Es ist daher ein Eingehen auf die topographischen Namen an diesem Orte geboten.

Genau so, wie wir in der Osthälfte Deutschlands an den slavischen Namen nachweisen können, wie weit einst das Slaventhum westlich vorgedrungen war, genau so können wir auch in dem jetzt germanischen Theile Schottlands durch die Ortsnamen die vormalige Ausdehnung des keltischen Elements constatiren. Im Grunde genommen umfassen diese gaelischen Namen ganz Caledonien, aber wir finden doch einige Gegenden, wo rein germanische Namen vorherrschen, die von alten Ansiedelungen stammen; oder der keltische Name mußte einem sächsischen Platz machen, oder endlich es entstanden ganz neue Orte mit neuen Bezeichnungen, die dann natürlich germanisch

sind. Aber im Allgemeinen gelten keltische Namen in der physischen Geographie Schottlands, die auch von den germanischen Bewohnern vollkommen angenommen worden sind. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Hohe Berge, wilde von Wasserfällen durchrauschte Thäler und romantische Seen bilden im Wesentlichen den landschaftlichen Charakter der Hochlande — und für sie alle hat man gaelische Bezeichnungen beibehalten. Man benennt freilich auch Berge mit dem Ausdrucke Hill oder Mountains, aber ein großer, durch seine Formen von den übrigen abstechender Berg heißt stets Ben, so Ben Nevis, der höchste Berg Schottlands und Großbritanniens überhaupt; Ben-muich-dhui, der zweithöchste bei Braemar, Ben-mor oder der große Berg auf der Insel Mull. Es ist derselbe Ausdruck, den wir in dem Worte Penninen wiederfinden, der uns auf eine ehemalige Besiedelung Italiens durch Kelten hinweist, wie ja auch das Wort Alpen keltischen Ursprungs ist.*)

Für Wasserfall gebraucht man das Wort Linn, z. B. Linn of Dee, der Wasserfall des Dee bei Braemar; Cora Linn, der schöne Wasserfall, den der Clyde bei Lanarck bildet. Thäler werden im Gaelischen zweifach bezeichnet, einmal als Glen, dann als Strath. Ein strenger Unterschied scheint zwischen beiden nicht vorhanden zu sein; doch habe ich gefunden,

---

*) Die Bergschotten nennen sich ja selbst Albaneich. Neben Ben gilt noch Tulloch als Bezeichnung eines Berges, so sagt man Tulloch-hill (bei Blair-Atholl), und vereinigt so den keltischen und germanischen Ausdruck.

daß wüste, enge Thäler, die fast vegetationslos sind und durch die höchstens Schafhirten mit ihren Heerden hindurchziehen, in denen selbst die elenden Hochlandshütten selten anzutreffen sind stets Glens genannt werden, wie z. B. das Glen Tilt, Thal des Tilt bei Blair Atholl; Glen beg, das kleine Thal bei Braemar; Glen Coe, das Thal der Cona bei Ballahulish. Dagegen erschien mir ein Strath meistens cultivirt, mit Bäumen bewachsen, ausgedehnter als ein Glen und manchmal kleine Ebenen in sich schließend. Ich erwähne das schöne breite Strath Glaß, das westlich von dem Städtchen Beauly in Inverneßshire liegt und in das zwei kleinere Thäler einmünden, die wieder Glens benannt werden.

Loch ist die gaelische Bezeichnung für einen See. Gleichviel, ob ein rings vom Lande eingeschlossener Süßwassersee, wie der größte aller schottischen Seen, der Loch Lomond, oder die tief sich an der Westküste in das Land hineinziehenden Salzwasserföhrden, sie heißen stets Loch.

Da das Verständniß dieser keltischen Namen viel zur Erklärung der Topographie Schottlands beiträgt, so setze ich noch einige Erläuterungen hierher. Dun bedeutet eine mäßige Höhe, auf der gewöhnlich ein befestigter Platz lag. So lautet der keltische Namen für die Hauptstadt Edinburg: Dunedin, und hiernach ist der jetzt gebräuchliche, den die Schotten aber Edinboro aussprechen, nur eine Uebersetzung. Ganz erhalten hat sich der alte Name in der Stadt Dunedin auf Neuseeland. Dunkeld, eigentlich Dunchalden, bedeutet Haselhügel. Dunrobin ist der Name des schönsten Schlosses in Groß-

britannien; seine Bedeutung ist Robertsschloß, und wenn wir von Dunrobin-Castle reden, gebrauchen wir einen Pleonasmus. Weiter ist Bal ein umfriedigter Platz, ein Städtchen, und so sind denn Namen wie Balmoral, das Lustschloß der britischen Königsfamilie am Dee, Ballater und Balahulish darauf zurückzuführen. Roß ist eine in's Meer vorspringende Landzunge, Roß of Mull, die granitische Halbinsel dieses Eilandes, welche sich nach Iona hinwendet. Tober eine Quelle, daher Tobermory, Marienquelle, die Hauptstadt von Mull. Sehr häufig kommen die Worte Aber und Inver in Zusammensetzungen keltischer Namen vor; sie bedeuten beide dasselbe, nämlich Mündung; also Aberdeen = Mündung des Dee, Inverneß = Mündung des Neß.

Wenden wir uns nun zu den germanischen Namen in der Topographie Schottlands, so dürfen wir wohl zunächst die auf -hill und -burgh sich endigenden als solche ansprechen. Sie kommen sehr häufig vor. Sind aber die auf town ausgehenden Ortsnamen ursprünglich keltisch oder germanisch? Dies merkwürdige Wort ist durch Europa weit verbreitet, es entspricht unserm hochdeutschen Zaun, dem niederdeutschen und scandinavischen Tun, und Palacky will es in dem tschechischen tyn wiederfinden, germanisirte Form „Tein" (Teinkirche, Bischofteinitz) und so von den vorgermanischen und vorslavischen Bewohnern Böhmens, den keltischen Bojern, herleiten.

Von zwei Seiten drangen Germanen in das schottische Keltenland vor; von Süden die Angelsachsen, welche die

Niederungen oder Lowlands im Südosten und Osten einnahmen, von Norden her Scandinavier, die den nordöstlichen Gegenden und Orten meist scandinavische Namen gaben.

Gleichzeitig etwa mit der Eroberung Englands durch die Normannen bereitete sich in Schottland langsam, stillschweigend und fast blutlos eine großartige Revolution vor, welche das nördliche Königreich gänzlich umgestaltete. Nicht allein neue Herren und Gesetze, nein, ein ganz neues Volk, eine neue Sprache traten an die Stelle der alten. Die Kelten waren hinfort Diener im Lande, in dem sie einst geherrscht, und obgleich ein Fürst aus ihrem Stamme auf dem „Lia fail", dem heiligen Krönungssteine zu Scone, saß, obgleich er in keltischer Sprache als „König von Albany" angeredet wurde, so war doch alle Macht vom gaelischen Volke gewichen. Angelsächsische Flüchtlinge, scandinavische Wikinger, normännische Abenteurer, Soldknechte aus Flandern und Brabant herrschten im Lande. Diese mächtige Umwälzung, die von gleichzeitigen Schriftstellern nur ungenügend erwähnt wird, wartet noch auf den Geschichtsschreiber, der sie aufklären soll.

Jenseit des Tweed ging zwischen Germanen und Kelten derselbe Proceß vor sich, wie zwischen Germanen und Slaven jenseit der Elbe; hier wie da dauerte der Hauptkampf vierhundert Jahre, und hier wie da wird er fortgesetzt bis auf den heutigen Tag. Der Untergang des wälschen Reiches am Clyde, die Bürgerkriege in Schottland zur Zeit Macbeth's, die Zerstörung des angelsächsischen Reiches in England, alles dies trug wesentlich zur Vernichtung der Kelten bei; mehr

aber als alles dies noch die heilige Margaretha von England, die tugendhafte, christliche Gemahlin des rohen Königs Malcolm II. (Kan more), welche 1093 starb. Sie führte englisches Christenthum in Schottland ein, und ihre drei Söhne, Edgar, Alexander und der heilige David, setzten ihr Werk fort. Das gaelisch-irische Christenthum St. Columbas war gebrochen. David, der schottische Kirchenbauer, entlehnte seine Vorbilder von England. So wurde das Kapitel von Glasgow dem von Salisbury nachgeahmt; eben so das von Dunkeld. Elgin bildete sich nach dem Muster von Lincoln, und so die anderen Klöster und Kirchen auch. Mit dem Einzuge der englischen Kirchenordnung und Religion trat auch immer mehr germanisches Element in dem keltischen Norden auf. Wo der germanische Ansiedler, ein Sachse von altem Blute, der dem normännischen Joche im Süden entrinnen wollte, ein Normanne der daheim als jüngerer Sohn kein Erbe erhielt, oder ein eingewanderter Flaming sich niederließ, baute er einen Weiler und eine Kirche dabei, zu der die Priester aus England kamen.

Den Anstoß hierzu hatte aber die heilige Margaretha gegeben, und ihr verdankt es Schottland vor Allem, daß es heute wesentlich germanisch ist. Sie steht, nur viel friedfertiger, neben dem Finkler, Heinrich dem Löwen, Markgraf Gero, welche den Osten Deutschlands unserm Stamme wiedergewannen. St. Margaretha baute die Kirche zu Dunfermline, an dem Orte, wo sie mit König Malcolm, dem Kelten, getraut wurde. Dort liegt sie mit ihrem Gemahl und ihren

Kindern begraben. Und wie die Zwillingsgötter für Rom fochten, San Jago das Banner Spaniens hoch hielt, so stieg sie, ein anderer Barbarossa, hervor aus ihrer Gruft, schritt durch das nördliche Thor der Kathedrale und kämpfte gegen die eindringenden Norweger, als Beschützerin ihres geliebten Schottlands. Dem Volke erschien die luftige Gestalt als eine blühende Matrone von königlichem Wesen, zur Rechten begleitet von einem gekrönten Ritter in vollem Harnisch, ihrem Gemahl, zur Linken gefolgt von ihren drei gleichfalls gewappneten Söhnen.

Aber noch bevor die heilige Margaretha diese mächtige Umwandlung in Schottland hervorrief, waren einzelne Theile des Landes bereits vollständig germanisirt. W. F. Skene hat nachgewiesen*), daß bereits im Jahre 374, also vor der angelsächsischen Einwanderung nach England, eine Friesenschaar unter Octa und Ebissa an den Küsten Schottlands landete und sich hauptsächlich am nördlichen Ufer des Firth of Forth in Forfarshire und Kinkardine niederließ. Damals hieß diese Föhrde „mare fresicum.“ In das Innere dehnte sich diese Ansiedelung nicht weiter als bis zu den Ochill- und Sidlawbergen aus; dort heißen auch noch die Berge Laws, nicht Ben, wie in den gaelischen Theilen.

Waren es so im Süden Angelsachsen und Friesen, welche in Schottland germanisirend wirkten, so vollbrachten diese Aufgabe im Norden Scandinavier. Sie nannten das Land,

*) Proceed. of the Soc. of Antiquaries of Scotl. Vol. IV. p. 169. 1862.

welches sie, vom Norden kommend, zunächst antrafen, Suderland, Südland. Es ist das heutige Sutherland, welches den nordwestlichen Theil Schottlands einnimmt, meistens von Gaelen bewohnt ist, aber den germanischen Namen bewahrt hat. Der größte Theil der benachbarten nordöstlichen Grafschaft Caithneß jedoch ist germanisch, und die Namen der Orte, wie die Bewohner selbst, weisen auf scandinavischen Ursprung hin. Nur in drei von den zehn Kirchspielen dieses Ländchens, in den im Innern gelegenen Parishes Reay, Hallkirk und theilweise Latheron, wird noch gaelisch gesprochen. Die Küsten, das Meer gehören auch hier dem Germanen — der unbetriebsame Kelte ist in die Berg- und Moorgegenden zurückgedrängt.

Im Jahre 910 machte Harald Schönhaar, König von Norwegen, der auf den Orkneys saß, einen Einfall nach dem schottischen Hauptlande. Er wurde aber wieder zurückgetrieben, und erst später gelang es dem Norweger Sigurd, sich in Caithneß, Sutherland und Roß, also dem ganzen Norden Schottlands, festzusetzen. Ihm folgten zahlreiche scandinavische Colonien, welche an den Küsten sich niederließen, Schifffahrt und Fischfang betrieben und das gaelische Element stets mehr zurückdrängten. Bis zum Jahre 1330 blieb Caithneß den scandinavischen Jarlen der Orkneys unterthan.

Betrachten wir die Leute an den Küsten von Caithneß, so sehen wir den scandinavischen Charakter entschieden vorherrschen, wenn auch eine keltische Beimischung nicht zu verkennen ist. Wenige sind ganz blond, viele dunkelblond, einige schwarz. Es sind hohe Gestalten mit vorherrschend scan-

dinavischen Namen, tüchtige Seeleute, die ein Glas Whisky nicht verschmähen und es mit der Moralität in vielen Punkten nicht genau nehmen.

Den germanischen Charakter des Landes beweisen am besten die Ortsnamen. Besonders häufig ist die Endung ster, abgeschwächt von stadr oder steading, was einen Wohnort bedeutet. Sie findet sich in Scrabster, Camster, Scister, Ulbster, Thurster, Webster, Lybster u. s. w. Es sind wohl meistens Eigennamen des Orts- oder Wohnungsgründers, welche hier mit dieser Silbe vereinigt sind; auch die Städte in Caithneß führen germanische Namen. Vor Allem die Hauptstadt, das durch seine bedeutende Häringsfischerei bekannte Wick, welches an einer ziemlich weit in das Land hineingehenden Bucht oder Weichung liegt; daher der Name, gerade wie bei Wick, der Hauptstadt der Insel Föhr. Oder muß man an vicus denken, das in den germanischen Sprachen auch als Wick erscheint? (Bardowick, Braunschweig.) Die zweite Stadt von Caithneßshire ist Thurso und zugleich die nördlichste des britischen Hauptlandes; ihr Name soll vom Gotte Thor herkommen und aus Thors-a, Thorsfluß, entstanden sein. Andere scandinavische Ortsnamen an der Ostküste Schottlands sind noch Berriedale, Helmsdale und Dingwall: sie alle sind beredte Zeugen der germanischen Ansiedelung, ebenso wie das Wort Firth, das für alle Meerbusen an der Ostküste gebraucht wird. Es ist das deutsche Wort Föhrde, das scandinavische Fjord. An der Westküste dagegen finden wir nur den Firth of Clyde, alle anderen in das Land ein-

schneidenden Meeresarme führen dort den keltischen Ausdruck Loch. Aber germanische Namen fehlen auch an der Westküste keineswegs, dahin gehört vor Allem Staffa, was Stabinsel bedeutet, von dem stabförmigen Ansehen der schwarzen Basaltsäulen.

Die gaelische Bevölkerung Schottlands, wie wir sie heute noch finden, ist auf die niedrigsten Klassen der Gesellschaft beschränkt. Alles, was aus diesem engen Kreise heraustritt, sich Bildung aneignet, zu höheren Stellungen gelangt, anglisirt sich damit vollkommen und vergißt dabei gar bald seine keltische Herkunft. Auf diese Weise nimmt das angelsächsische Element fortwährend gaelisches Blut in sich auf, während bei den keltischen Bewohnern das Umgekehrte in ungleich geringerem Maße der Fall ist; Niemand findet darin einen Vortheil, sich zu diesem aussterbenden Volksthum zu bekennen, das darum auch in nationaler Beziehung viel reiner als das angelsächsische uns entgegentritt. Freilich haben wir, namentlich auf den äußeren Hebriden, auch einige Beispiele, daß dort scandinavische Niederlassungen, die weit abgeschieden vom Mutterlande und ohne Nachschub von demselben waren, die gaelische Sprache annahmen; allein dies sind Ausnahmefälle. Jene altscandinavischen Colonien zeichnen sich noch von den umwohnenden Kelten dadurch aus, daß sie den Fischfang und die Schifffahrt schwunghaft betreiben. Dies thaten die Kelten nie; obgleich allseits die britischen Inseln vom Meere umfluthet sind, wagten sie sich doch nie weit auf das Salzwasser hinaus; der Schiffbau blieb stets bei ihnen

auf einer untergeordneten Stufe. Während die kühnen germanischen Wikinger weit auf dem Meeere umherschwärmten, während normännische Seefahrer schon 500 Jahre vor Columbus an den Küsten der heutigen Neuenglandstaaten landeten, fuhren die Kelten Großbritanniens noch in Kähnen aus Flechtwerk von Ufer zu Ufer. Es ist kein Zufall, daß die Ostküsten Schottlands eine seetüchtige Bevölkerung und blühende Fischerstädtchen aufweisen, denn dort wohnen ja Leute unseres Stammes, während der gaelische Nordwesten für Schifffahrt und Fischerei fast todt ist. Freilich tragen hierzu die gefährlichen, klippenreichen Küsten im Westen das Ihrige mit bei, aber der Unterschied ist zu auffallend.

Es ist in einem Lande, wo Menschen zweier Stämme sich vielseitig vermischten, schwer, durchgreifende Unterschiede für das Aeußere derselben zu finden. Bei meinem mehrjährigen Aufenthalte in Böhmen ging es mir so mit Deutschen und Tschechen, und von Schottland möchte ich fast dasselbe sagen. Im Allgemeinen glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß bei den Gaelen härtere Gesichtszüge, dunklere Hautfarbe, meist schwärzere oder doch dunkelbraune Haare, kleinere Gestalten, rundere Gesichter vorherrschen, als bei den Menschen germanischer Abkunft. Da wir dieses Volk überall nur in den untersten Schichten der Bevölkerung finden, so muß es uns nicht Wunder nehmen, daß es im Ganzen einen unvortheilhaften Eindruck macht. Wer die Lebensweise dieser Leute gesehen hat, der wird mir gewiß nicht Unrecht geben; im Allgemeinen befinden sie sich auch in so schlechten Ver-

hältnissen, und der Druck der Armuth lastet so auf ihnen, daß auch Menschen anderen Stammes in dieser Lage uns elend erscheinen würden.

Die Gaelen sind Hirten, kleine Pächter, Fischer und Küstenschiffer im beschränkten Maße, und hie und da Handwerker in den kleinen Städten.

Die Hirten sind Knechte der Großgrundbesitzer oder der größeren Pächter; statt des Lohnes erhalten sie eine Hütte zur freien Benutzung, dabei etwas Land, auf dem sie Kartoffeln, Hafer und Rüben bauen. Auch dürfen sie einige Kühe oder Ziegen halten, die sie mit den Schafen zusammen austreiben. Mißräth die Kartoffel- oder Hafterernte, so gerathen diese Leute nicht selten in große Noth und ziehen dann bettelnd in die Städte der Nachbarschaft.

Schottland kennt keine Dörfer nach unserem Begriffe; es giebt dort nur sehr wenig Ortschaften, die dem gleich kommen, was wir nach Zahl und Beschäftigung der Bewohner ein Dorf nennen können. Aber über all' die halbwüsten Berge und Thäler stehen die Hütten vereinzelt oder in kleinen Gruppen zusammen. Das ist charakteristisch für die Hochlande. Werden die Hütten zahlreicher, so dauert es auch nicht lange, bis sie „Stadt" genannt werden. Diese Hütten nun zählen zu den elendesten menschlichen Wohnungen in Europa, und man kann sich bei ihrem Betreten des Gedankens nicht erwehren, warum England durch seine Missionen so viel und mit so wenig Erfolg unter Völkern fremder Erdtheile für die Civilisation und das Christenthum thut,

während ihm in der nächsten Nähe daheim noch eine solche Aufgabe erübrigt. Freilich wird der Raum, den jene schrecklichen Behausungen einnehmen, von Jahr zu Jahr kleiner, gerade so wie das Keltenthum verschwindet, aber es ist hier noch ein weites Feld für Civilisationsarbeit offen. Ich will es versuchen, eine solche Hütte zu schildern; sie gleichen sich so ziemlich überall im ganzen Nordwesten und auf den Hebriden. Die vier Wände sind bei den meisten aus rohen Feldsteinen, wie sie der Boden eben bietet, aufgeführt; von Mörtel ist keine Rede, an seiner Stelle dient Moos oder Haidekraut, mit dem man die Ritzen und Fugen verstopft, und über das eine Lage von Lehm geschlagen wird. Das Dach, welches über einigen schwachen Holzsparren aufgeführt ist, hat häufig eine an der First abgerundete Form und erinnert dadurch an die Hütten der Wilden. Als Material zu diesem dienen gewöhnlich große Rasenstücke, die im Sommer lustig grünen und aus denen allerlei Unkraut aufschießt, so daß man einen bewachsenen Schutthaufen statt des Daches einer menschlichen Wohnung vor sich zu haben glaubt. In anderen Fällen belegt man das Dach mit einer dicken Schicht Haidekraut, mit Ginster oder dem in Schottland so üppig gedeihenden Pfriemkraut (Spartium Scoparium). Damit diese lockeren Materialien vom Winde nicht fortgeführt werden, zieht man Seile, die aus Haidekraut oder Stroh geflochten sind, querüber und beschwert diese am unteren Ende mit Steinen. In der Mitte ist die sehr niedrige Thür; zuweilen zu beiden Seiten derselben je ein Fenster, zuweilen fehlen diese aber in den

Mauern, wenn ich die Hauswände so nennen darf, ganz; statt ihrer sind dann einige Scheiben in das Haidekraut des Daches eingesetzt. Treten wir nun ein. Der Fußboden besteht aus hartgestampfter Erde und zeigt bedenkliche Unebenheiten, das Regenwasser dringt häufig durch die Thür von außen herein, da eine Schwelle oft fehlt und selbst bei einigen Hütten, so z. B. am Loch Tummel, statt einer hölzernen Thür eine solche aus Weidenruthen geflochten sich fand. Oft bestand das Innere nur aus einem einzigen Raume, gewöhnlich ist es aber in zwei Hälften geschieden. Sind Schornsteine und Kamine an den beiden Giebelseiten vorhanden, so mag das Ganze noch als höchst ärmliche und elende Menschenwohnung hingehen, wo dies aber nicht der Fall, und häufig genug kommt das vor, so glaubt man einen Stall, aber keine Behausung vernünftiger Europäer vor sich zu haben. Dicht auf dem Fußboden glimmt dann zwischen ein paar Steinen ein qualmiges Torffeuer, über dem an einem eisernen Haken ein eiserner Topf hängt. Rauch erfüllt die Luft und setzt sich als schwarze glänzende Kruste an die Wände, die wenigen Geräthschaften und das Haidekraut des Daches. Für seinen Abzug ist durch ein Loch im Dache gesorgt, über das man zuweilen, um den Zug zu befördern, eine alte unbrauchbar gewordene Häringstonne stülpt. Die innere Einrichtung ist die einfachste, die sich denken läßt: Stuhl, Tisch, eine Art Koje oder Kiste mit Strohsack und groben Decken als Bett und ein roher Wandschrank zur Aufbewahrung der wenigen besseren Habseligkeiten, unter denen eine Bibel in gaelischer

Sprache selten fehlt. Ich nehme das specielle Bild zu diesen Hütten von den elenden Behausungen, wie ich sie im Kirchspiel Latheron der Grafschaft Caithneßshire fand, bemerke aber, daß sie auf den Hebriden noch schlechter bestellt sind. Wird eine solche Hütte ganz baufällig, was natürlich bald der Fall ist, so verläßt sie der Eigenthümer und baut sich nicht weit davon eine zweite. Die alte zerfällt nun allmälig, und von ihr bleibt nur ein Haufen Steine und Lehm übrig. Ich habe solche Ruinen zu Hunderten in den Hochlanden gesehen, und Niemand schien an ihre Wegräumung zu denken.

Unter den Geräthschaften, welche die gaelischen Bewohner in manchen abgeschiedenen Glens und auf den Hebriden heute noch gebrauchen, erwähne ich nur die Handmühlen. Bruchstücke von kleinen Mühlsteinen fand ich hier und da mit in die Mauern eingebaut, die erste Handmühle oder Quern sah ich aber auf Iona, einer der inneren Hebriden. In Thätigkeit war sie freilich nicht, aber sie wird noch zum Schroten oder Mahlen des Hafers und der Gerste dort benutzt, da auf jener Insel weder eine Windmühle steht, noch ein Bach vorhanden ist, um eine Wassermühle zu treiben. Es bestand die Handmühle aus zwei flachen granitenen Steinen, jeder von etwa anderthalb Fuß im Durchmesser. Mittelst eines hölzernen Zapfens, der im unteren Steine festsitzt, greift der obere in diesen ein; der obere Stein wird als Läufer benutzt und durch einfaches Umdrehen mit der Hand in Bewegung gesetzt. Nun, da überall Mehl leicht hingeführt wird, kommen diese Handmühlen ganz außer Brauch.

Auf dem Hauptlande sind sie schon sehr selten. Ein anderes urthümliches Instrument, das auf den Hebriden noch im Gebrauche ist, ist der Hakenpflug oder Gaschrom, der aus einem einfachen hölzernen Stabe mit eiserner Spitze besteht.

In den Küstengegenden ist der Häring ein Hauptnahrungsmittel im Winter und Sommer: dazu kommt die Kartoffel und der trockene, geschmacklose Haferkuchen, der aussieht, als wäre er aus Sägespähnen zusammengepreßt. Aber da er eine schottische Nationalspeise ist, so fehlt er so wenig wie die merkwürdige Hotsch-potsch-Suppe auf den Tafeln des Hotels. Alle Schotten, gleichviel ob gaelischer oder angelsächsischer Abkunft, sind große Whiskytrinker. Die Zubereitung dieses nationalen Getränks erscheint uns sehr einfach, aber es giebt bei der Herstellung Feinheiten, die einem Fremden unbekannte Dinge bleiben. Ich muß sagen, daß ich in Schottland viel, sehr viel vom Whisky berauschte Leute getroffen habe, und daß namentlich in allen größeren Städten am Sonnabend, trotz der vielen Straßenprediger, betrunkene Leute fast so häufig waren, wie nüchterne.

Um den geistigen Zustand der Gaelen beurtheilen zu können, ist es nothwendig, den grassen Aberglauben, der unter ihnen noch mehrfach herrscht, zu kennzeichnen. Freilich wirken dem die überall verbreiteten Schulen vielfach entgegen. Aber es sind noch keine dreißig Jahre vergangen, daß in vielen gaelischen Gegenden von Schule und Kirche keine Rede war. Somit leidet die jetzt herangewachsene Generation noch an den Nachwehen ihrer Unbildung, und erst mit ihrem Absterben

werden vernünftige Ansichten allgemeiner sein. Aber wie viel ist denn noch vom gaelischen Volke übrig?

Trotz der sehr frühen Einführung des Christenthums in Schottland (St. Columba und seine Culdees errichteten bereits im Jahre 563 ihr Kloster auf Iona) und der langdauernden Einflüsse desselben hat sich eine große Menge abergläubiger Vorstellungen unter der gaelischen Bevölkerung erhalten, die mit der alten heidnischen Religion im Zusammenhange stehen.

Wir wissen ja, wie selbst bei uns noch heute eine Menge Vorstellungen, Sitten und Gebräuche aus unserer alten germanischen Religion im Volke gänge und gäbe sind, wenn auch diesem selbst der Schlüssel dazu fehlt und erst tüchtige Forscher im Gebiete unseres Alterthums uns darüber Aufklärungen gaben. In noch weit höherem Maße ist dies bei den gaelischen Hochländern der Fall. Sie haben drei Arten von Aberglauben. Zunächst glauben sie an übernatürliche, feenartige Wesen, die sie Daoine-shit nennen. Ferner, daß die Gestorbenen und deren umwandelnde Geister auf das Schicksal der Ueberlebenden einen großen Einfluß haben und deren Dasein gleichsam regieren, steht bei ihnen fest. Zuletzt spielt das zweite Gesicht unter ihnen eine große Rolle; viele behaupten, damit begabt zu sein, und man erzählt sich seltsame Dinge davon; den Lowländern, auf die der Hochländer stolz herabsieht, wird natürlich eine so außerordentliche Begabung abgesprochen.*)

---

*) Das zweite Gesicht heißt auf Gaelisch Darasuil, und ich weiß bestimmt, daß der Glaube daran noch heute, namentlich in der Gegend westlich von Inverneß, sehr verbreitet ist.

Auch einzelne Tage werden noch besonders von ihnen heilig gehalten, ohne daß gerade damit christliche Ideen verknüpft würden. So der erste Mai oder Beltain und der erste November oder Sanchuin; auf letzteren fällt auch der Allerheiligen Tag. In Caithneßshire giebt es noch viele Tumuli, welche in ihrem Innern alte, aus mehreren Zellen bestehende Wohnungen bergen, die man „Pechtish houses", Pictenhäuser, nennt. Nicht weit von Lybster zeigte man mir einen solchen Hügel und sagte mir dabei, daß das gemeine Volk vor demselben eine große Scheu habe und nicht wage, ihn aufzugraben, denn dort gingen die Feen um.

Da Quacksalberei und Medicasterei unter der gaelischen Bevölkerung eine bedeutende Rolle spielen, so kann es nicht Wunder nehmen, daß der medicinische Aberglaube bei diesem Volke stark verbreitet ist. Namentlich glaubt man die Epilepsie durch allerhand schreckliche Mittel heilen zu können; gewöhnlich legt man die mit dieser Krankheit Behafteten zu eben Verstorbenen in's Bett, indem man glaubt, das Uebel solle auf den Todten übergehen. In Roßshire und auf den Hebriden läßt man Epileptische ihr eigenes Blut trinken, oder man giebt ihnen das Wasser zu trinken, in dem ein gestorbener Verwandter abgewaschen wurde. In Caithneßshire wurde noch vor Kurzem der Schädel einer Selbstmörderin als Trinkbecher benutzt. Da, wo ein Epileptischer zum ersten Male niederstürzt, begräbt man stets einen lebenden schwarzen Hahn, zusammen mit einer Haarlocke und Nagelschnitzeln des Patienten, der hierdurch genesen

soll. Dieser Gebrauch ist sehr alt und ziemlich weit in den gaelischen Hochlanden verbreitet.

Daß der siebente Sohn durch einfache Berührung Scropheln heilen könne, wird allgemein im nordwestlichen Schottland geglaubt. Er legt die Hand auf das Haupt des Leidenden und spricht dabei: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Auch muß der siebente Sohn einer Familie gewöhnlich Medicin studiren. Dies ist natürlich denn nichts Anderes, als eine Modification des Aberglaubens unter dem Einflusse der Civilisation.

Aber keine Art Aberglauben ist im nordwestlichen Schottland weiter verbreitet als der Glaube an den bösen Blick. Das Unglück — moralisches sowohl als physisches — welches hierdurch angerichtet wird, heilt man durch das Gold- und Silberwasser. Man legt nämlich einen Schilling und einen Sovereign in ein Glas mit Wasser und besprengt dann mit letzterem den Patienten im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dann kann der böse Blick eines Andern nicht mehr schaden. Auch durch Wechselung des Familiennamens will man erblichen Krankheiten entgehen.

Ich bin der gaelischen Sprache nicht mächtig und im Ganzen zu wenig mit diesem Volke zusammengekommen, um über seinen Charakter ein Urtheil abgeben zu können. Ich setze daher Armstrong's Ausspruch hierher, der aus einer gründlichen Bekanntschaft mit den Gaelen hervorgegangen ist. „Der heutige Gaele, sagt er, ist ein indolenter und unindustriöser Mensch; wird ihm aber eine besondere Gelegen-

heit zur Thätigkeit und Anstrengung gegeben, so wird er selten übertroffen; dabei ist er bescheiden und nie stolz. Seine Höflichkeit und sein willfähriges Benehmen sind unstudirt und ehrlich gemeint; nie wird er durch ein Gefühl von Inferiorität zu linkischem Wesen veranlaßt. Er ist zänkisch, wißbegierig, intelligent, und hat stets seine Sinne gut beisammen. Für Güte ist er sehr empfänglich und der Dankbarkeit im hohen Grade fähig, dabei aber übermüthig, abergläubig, leidenschaftlich und rachsüchtig."

Das Interesse, welches die gaelische Bevölkerung Schottlands stets erregt hat, gründet sich hauptsächlich auf die vielen Eigenthümlichkeiten im Charakter und in den Sitten dieses Volkes. Wie alle Bergvölker hielten sie treu an alten Sitten und Gebräuchen, und liebten ihre Heimath; sie behielten ihre eigene Sprache und lange Zeit ihre eigene Tracht bei.

Vor Allem ist es aber ihre Eintheilung in Clans oder vielmehr Sippen, Stämme, welche als eigenthümliche keltische Einrichtung bei ihnen herrschte und theilweise noch herrscht, welche unsere Aufmerksamkeit erregt. Diese Eigenthümlichkeiten der Clans werden nirgends besser geschildert, als in dem Briefe eines englischen Officiers aus dem Jahre 1730, den Skene mittheilt.

„Die Hochländer zerfallen in Stämme oder Clans, die unter Häuptlingen stehen. Jeder Hauptclan ist wieder in Unterabtheilungen gespalten, die auch ihre eigenen Führer haben. Auch diese Unterabtheilungen zerfallen wieder in kleinere Abzweigungen von 50 bis 60 Mann, welche ihren

Ursprung direct von den Häuptlingen ableiten und auf diese als ihre natürlichen Beschützer hinschauen. Für den gemeinen Hochländer gilt es als die höchste Tugend, den Häuptling zu lieben und ihm blinden Gehorsam zu leisten, selbst wenn er zum Widerstande gegen die Regierung aufruft; denn erst kommt seine Liebe zum Stamme, dem er angehört, zuletzt zum ganzen großen Clan, dessen Namen er trägt. Als Hochländer lieben sie sich alle untereinander; sie verachten den Mann der Niederung, dem sie in Bezug auf persönliche Tapferkeit überlegen zu sein glauben, und den sie plündern, so oft es angeht; dies entspringt aus der Tradition, daß die Ebenen in früheren Zeiten ihnen unterthan waren.

Der Häuptling hat eine schiedsrichterliche Gewalt über seine Vasallen, schlichtet alle Streitigkeiten, die unter ihnen vorkommen, und erhebt bei außerordentlichen Gelegenheiten Steuern, wie beim Verheirathen einer Tochter, beim Bauen eines Hauses. Sollte Jemand diese Auflagen verweigern, so kann er einer schweren Strafe sicher sein; besteht er aber hartnäckig auf seiner Weigerung, dann wird er mit allgemeiner Beistimmung der übrigen Mitglieder aus dem Clan ausgestoßen. Die Macht der Häuptlinge braucht nicht durch großen Länderbesitz unterstützt zu sein, es wird nur die gerade Abstammung von den alten Familienpatriarchen verlangt; ihre Autorität bleibt, selbst wenn sie ihre Besitzungen verloren haben.

Gewöhnlich sind die Clans unter sich in Fehden verwickelt, die von Generation auf Generation forterben und so

manchmal Unglück und Elend über Leute bringen, deren Vorfahren vor vielen Jahren vielleicht einmal ein Verbrechen begingen."

In jedem Clan war ein Versammlungsort, der Carn a whin hieß, wohin jedes waffenfähige Mitglied sich auf ein bestimmtes Zeichen verfügen mußte. Dies Zeichen war das Umhersenden einer Stange, die an einem Ende verkohlt, am andern mit Blut bestrichen war, und an der noch ein Kreuz, Crosh-tarie, das Kreuz der Schande, angebracht war. Es sollte Schande über den bringen, der nicht erschien, und Feuer (worauf das verkohlte Ende deutete) und Blut sollten seiner harren. Die Stange, welche an den Budstock der scandinavischen Völker, an die Palitschka der Tschechen erinnert, womit diese die Gemeinde zusammenrufen, ging von Hütte zu Hütte, von Glen zu Glen; ja sie kam noch im Jahre 1745 während der Schilderhebung Prinz Charlie's in Anwendung, ohne jedoch großen Erfolg zu haben.

Die Geschichte dieser Clans ist eine der verwickeltsten, die es überhaupt giebt, bei weitem noch nicht hinlänglich aufgeklärt, und dem Ausländer schwer verständlich; das beste Bild erwirbt man sich noch durch Walter Scott's Romane. Von berühmten Clans erwähne ich hier den Clan Campbell, der noch in den Familien des Herzogs von Argyll und des Marquis von Breadalbane seine bedeutendsten Vertreter hat. Der Name ist nicht etwa normannischen Ursprungs (Campobello), sondern lautete früher rein keltisch Kambel. Clan Murray, als dessen Haupt der Herzog von Atholl angesehen

wird. Clan Neil, vertreten durch die Mac Neik; Clan Donnachie der aus den Robertsons bestand; Clan Chattan, aus Mac Phersons bestehend; Clan Kenneth, der Clan der Mac Enzies; Clan Gregor, der Clan der Mac Gregors. Dieser Letztere hat stets eine bedeutende Rolle gespielt, zu ihm gehörte auch der berüchtigte Rob Roy, den Walter Scott unsterblich machte, und dessen Blade (Schwert) ich in Abbotsford, dem Wohnsitze des großen Poeten, sah. Nach der unglücklichen Schlacht bei Culloden im Jahre 1746, wo die Reiter des Herzogs von Cumberland selbst die Highländer, die sich bereits ergeben hatten, noch niedermetzelten, wurden alle Highlandclans aufgehoben und die wilden Mac Gregors noch besonders verfolgt; man ging so weit, diesen Namen förmlich in Bann zu thun, und bedrohte diejenigen, welche sich fernerhin noch so nennen würden, mit dem Tode. Ja, das Tragen des Kilts ward untersagt, und man verordnete, daß Jedermann in den Hochlanden von nun an Hosen tragen müsse. Lange haben diese Vorschriften nicht angehalten. Freilich die Clans erstanden nicht wieder, und der Kilt ist fast ausgestorben, aber weniger durch das Verbot der Engländer, als durch die Macht der allgemeinen Tracht der civilisirten Völker. Aber die Mac Gregors führen ihren alten Namen wieder und sind sehr zahlreich. Ich ward mit einer jungen Dame bekannt, welche als Brosche einen silbernen gekrönten Löwenkopf trug, der sich aus einer Mauerkrone erhob und um den sich die gaelische Devise: S. riochail modhream, schlang. „Ich bin eine Mac Gregor," sagte sie, das ist unser Wahlspruch, er lautet: „Mein Blut ist königlich."

Römer, Griechen und Germanen waren es, welche die über den Westen und Süden Europa's ausgedehnte keltische Sprache fast ganz ausrotteten. Ihre Nachkommen sind es, die auch heute noch den siegreichen Kampf gegen die Ueberreste dieser einst so weit verbreiteten Sprache fortführen. Wie er enden wird? Darüber besteht kein Zweifel. Wie der Schnee vor der Sonne, so schmelzen die mehr passiven Kelten vor den thatkräftigen Germanen dahin. Heutzutage wird Keltisch nur in der Westhälfte Irlands, auf den Hebriden im nordwestlichen Schottland, auf der Insel Man, in Wales und endlich in der Bretagne gesprochen; in letzterem Lande soll aber die Sprache so stark mit Französisch vermischt sein, daß nicht die Hälfte des Sprachkörpers keltisch genannt werden kann. Ich habe es hier nur mit der gaelischen Sprache in den schottischen Hochlanden zu thun, die uns wie ein ehrwürdiger Sonderling aus altersgrauer Zeit erscheint. Zurückgedrängt durch die Germanen, wich sie Schritt vor Schritt und steht nun an den steilen Nordwestküsten Schottlands. Da klammert sie noch einmal sich krampfhaft an den Rand an, bevor sie gleichsam in das Meer hinabstürzt, um auf ewig zu verschwinden; in das Meer, das nie den Kelten hold war, das aber der Schauplatz für die Großthaten germanischer Völker wurde. Ueberall, wo ich in Schottland nach der gaelischen Sprache fragte, erhielt ich zur Antwort: sie geht unter. Ich habe mit alten Leuten, mit Predigern und Lehrern darüber gesprochen, man bestätigte mir immer dasselbe. Personen, die nur Gaelisch und kein Englisch sprechen oder verstehen, findet man nur

noch auf den Hebriden; auf dem Hauptlande wird in allen Schulen gaelischer Gegenden bereits vorzugsweise in englischer Sprache unterrichtet und in der Kirche in beiden Sprachen abwechselnd gepredigt. Sieht man sich die Leute beim Gottesdienste an, so findet man die Alten in der gaelischen, die Jüngeren dagegen in der englischen Predigt. Ich glaube, dies ist besonders bezeichnend und der sicherste Bürge für das endliche Aussterben der gaelischen Sprache. In Orten, die mir als Grenze der gaelischen Sprache angegeben wurden, fand ich nur noch einzelne Leute, welche dieses Idioms mächtig waren. Ob die Engländer, die so gern über Unterdrükkungen anderer Nationen in Sprachsachen, wie z. B. der Polen, das große Wort führen und an die Gerechtigkeit appelliren, hier selbst Gerechtigkeit üben, will ich dahingestellt sein lassen, denn sie thun Alles, um das Gaelische zu unterdrücken, nicht das Geringste, um demselben aufzuhelfen. Ich nehme an, daß etwa noch einige Hunderttausend Menschen Gaelisch verstehen und es als ihre Haus- und Familiensprache betrachten, und doch erscheint keine officielle Kundmachung in dieser Sprache, die Behörden verhandeln nur englisch. Freilich ist es noch keinem Gaelen eingefallen, die officielle Anerkennung seiner Muttersprache zu verlangen und eine „gaelische Nationalitätenfrage" heraufzubeschwören, im Gegentheil, sie bedienen sich nach außen hin selbst des Englischen, so fand ich z. B. in den ganzen Hochlanden kein Firmaschild in gaelischer Sprache; selbst auf den gaelischen Hebriden sieht man nur englische Schilder. Gaelische In-

schriften an Monumenten und Grabsteinen kommen wohl hier und da vor, aber äußerst selten; auffallend war mir in dieser Beziehung ein etwa sechs Fuß hoher steinerner Obelisk, der auf einer Brücke bei Golspie in Sutherland steht. Der Inhalt der gaelischen Inschrift — nach den Zeichen zu urtheilen, aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunders — betrifft die Zusammenberufung der benachbarten Clans durch den Herzog von Sutherland, und lautet:

Morfhear Chatt do Choann na Droichaite big
Cairm, Chlann, Chattich, nam Buadh. —

Ist das Untergehen der gaelischen Sprache zu beklagen? Cultur und Civilisation, Regsamkeit und Thätigkeit, mit einem Worte Alles, was zur Bildung gehört, finden wir auf Seiten der englischen Sprache. Wer ihrer mächtig ist, dem erschließt sich ein großes Culturgebiet, er kann sein Fortkommen diesseit und jenseit des Atlantischen Oceans finden. Wer aber in dem engen Kreise der gaelischen Sprache bleibt, dem verriegelt sich alles dieses von selbst. Sie genügt nicht einmal, um die Tausende von Begriffen, welche die neue Zeit in den Wissenschaften und der Industrie geschaffen hat, auszudrücken, sie ist stehen geblieben, ohne jegliche Fortentwickelung und ohne jede Literatur. Man überschreite nur einmal in Schottland die Sprachgrenze und sehe sich den himmelweiten Unterschied zwischen den niedrigen Volksklassen englischer und gaelischer Zunge an: von den Gebildeten rede ich hier nicht, denn die sind überall in Schottland Angelsachsen oder bereits germanisirte Kelten; kein

Städtchen trägt mehr ein gaelisches Gepräge, und der Fremde, der nur flüchtig Städte wie Inverneß und Beauly berührt, wird dort kaum das gaelische Element bemerken, so weit ist es dort schon zurückgedrängt. Von Tage zu Tage verliert es an Boden, zum Segen und Frommen derjenigen, welche diese alte Sprache reden.

Noch hört man in den westlichen Hochlanden den Begegnungsgruß: Cha mara sibhan diugh (sprich: kamarasch an ju) Wie geht es Euch heute? — Die Antwort lautet: Ta gu math (sprich: haguma). Recht wohl! — Aber kein armer Mann in den gaelischen Districten wagt es, einen gutgekleideten Menschen in seiner Muttersprache anzureden, von der er selbst voraussetzt, daß außer dem Herrn Pfarrer nur schlecht Gekleidete sie verstehen. Von den keltischen Sprachen haben sich die gaelische und irische am reinsten erhalten, in Folge der Abgelegenheit von anderen Ländern und begünstigt von dem Schutze, den Berge und Meer der Nationalität gewähren. Sie haben allerdings auch in ihrem ursprünglichen Wesen vielfache Verderbniß erfahren müssen; allein am schlimmsten ist diese Verderbniß in denjenigen Bestandtheilen, welche sie sich von fremden Sprachen angeeignet haben. Am schlechtesten von allen ist die Sprache der Bretonen, welche, wie schon gesagt, außer dem keltischen Grundstamm sehr viel Französisch und einige germanische Bestandtheile aufgenommen hat. Viel Germanisches hat sich auch in der kymrischen Sprache in Wales eingebürgert, eben so ist die Sprache der Manks auf der Insel Man nicht

frei von dänischen und englischen Einflüssen. Nur auf kleineren Inseln und in den Bergen hat das Keltische bei seiner großen Hartnäckigkeit sich erhalten können, in Ebenen und auf großen Festländern gar nicht. Geht man nach dem Namen, den die Kelten vielen Ländern hinterließen, so findet man Gallien, Wallis in der Schweiz, Wälschland, vielleicht die Galater in Kleinasien. Was ist da vom Keltenthum übrig? Nichts als ein Schall.

Wechselwirkungen zwischen keltischer und germanischer Sprache sind nirgends ausgeblieben, trotzdem beide Idiome doch ziemlich entfernte Aeste des großen indo-europäischen Sprachstammes sind. Einige Aehnlichkeit zeigt sich in den Benennungen der Zahlen, die ja überhaupt bei den verschiedenen Abtheilungen unserer Völkergruppe so vielfach übereinstimmen.

Die englische Sprache selbst hat manche keltische Worte aufgenommen, z. B. to kill, tödten, von dem keltischen ciolain. Cathaoir bedeutet Stuhl, daher das englische chair; dorcha, dunkel, daher dark; glan, sauber, daher clean. Diese Beispiele, welche sich vermehren ließen, mögen genügen. Ungleich mehr Germanisches ist dagegen in die keltischen Sprachen eingedrungen. So ist das gaelische geat, Pforte, aus dem scandinavischen und englischen gat, Loch, Thür, entlehnt, es ist dasselbe Wort, wie unser deutsches Gasse. Lagh, Gesetz, ist law. Straid, Straße, von street. Daß alle Ausdrücke, die sich in der gaelischen Sprache auf Künste und Wissenschaften beziehen, nur keltisirt sind, brauche

ich nicht zu erwähnen. Selbst für Geld braucht man das Wort peghinn, augenscheinlich aus penny, Pfennig.

Für unser Ohr hat die gaelische Sprache etwas ungemein Hartes und Rauhes, namentlich fällt das stark gesprochene ch auf, das noch unangenehmer als in der Schweiz betont wird, und sehr häufig vorkommt.

Es ist bekannt, daß die schottischen und irischen Dialekte der keltischen Sprache von einander abweichen, daß aber trotzdem in beiden dieselbe Rechtschreibung gebraucht wird. Diese Orthographie ist eine sehr alte, denn sie wurde bereits in den ersten christlichen Klöstern Irlands und Schottlands angewandt. Unserm Auge erscheinen die gehäuften Buchstaben gaelischer Wörter entsetzlich; aber das gewöhnliche Alphabet mit seinen 25 Schriftzeichen reicht für gaelische Worte nicht aus. So wird das oft vorkommende h als Aspirationszeichen angewandt; die Gaelen haben auch das harte l, wie viele slavische Völkerschaften, und namentlich sind die Kehllaute bei ihnen stark vertreten. Trotzdem haben sie noch keine neuen Schriftzeichen eingeführt und behelfen sich durch Anhäufung der alten. Ich hatte einen Bekannten, welcher der englischen Sprache nicht mächtig war, und wenn er manches englische Wort gedruckt sah und dann aussprechen hörte, pflegte er zu sagen: Die Engländer schreiben Müller und sprechen Meier! Was würde er erst von der gaelischen Orthographie gesagt haben!

Man hat sich darum auch einer phonetischen Schreibart der gaelischen Sprache bedient. So ist das Folgende der erste Vers

eines gaelischen Gedichts, das aus dem vorigen Jahrhundert stammt. Aus der Vergleichung des phonetischen und der allgemein gebräuchlichen Schreibart kann man den großen Unterschied zwischen beiden erkennen.

Phonetisch:

In nanir chun me mo chadul
Nach ro agum in nour a dusk me
Sha me ichuinichig nach boy uh
Yak in dortis er mo hulin
Cha dour me yit ach shola rouar
Strou nach ro im broutar batich
Go faikin gach nee mo court dut
Gin ouskle om houn go mattin.

Gewöhnliche Schreibart:

An ainnir a chunnaic mi a'm chodal
Nach robh agam an nair a dhuisg mi,
Is e mi chuimhneachadh nach beo thu
Dh'fhag an doirteadh's air mo shuilibh,
Cha d'fhuair mi dhiot ach se sealladh ruathar,
Struagh nach robh am bruadar 'n a b'fhaide
Gu 'm faicinn gach ni mu'n cuairt duit,
Gun m' fhuasgladh o'm shuain gu maduinn.

Das in Rede stehende Gedicht ist ein interessantes Beispiel der oft überschwenglichen gaelischen Poesie, und ich theile im Folgenden eine Uebersetzung desselben mit. Die englische Uebertragung ist in den Verhandlungen der schottischen archäologischen Gesellschaft (1862) abgedruckt.

Gesang eines Priesters auf den Tod einer Frau.

Das Mädchen, das ich im Traume sah,
Es war verschwunden, als ich erwachte;
Und die Erinnerung an ihren Tod ist es,
Die Thränen meinem Auge entlockte;
Ich konnte nur einen flüchtigen Blick auf Dich werfen,
Wie traurig, daß der Traum nicht länger währte!
Daß ich Alles an dir hätte sehen können
Ohne Unterbrechung bis zum Morgen.

Meine Augen würden dann, wie immer,
Die Schönheit deines Wesens erkannt haben:
Dein Antlitz, hellscheinend wie das Licht,
Das selbst die Liebe des Weisesten gewinnt.
Deinen Hals, flaumig wie das Gras der Berge;
Deine Zähne, so weiß, deinen lieblichen Mund;
Deine Gestalt gleich einer schlanken Pflanze;
Deine Glieder wie Alabaster.

Schon aus dem schönen Körper wußten die Menschen
Wie erhaben deine Natur war;
Aus der Form des Leibes erkannte man schon,
Daß drinnen Gewalt und Geist war.
In der Kindheit schon sagte man dir voraus
Daß du einst weiblich und sanft würdest,
Daß du schön und weise reden würdest,
Daß du sinnig und bescheiden würdest.

Du hast hierin auch Niemanden getäuscht:
Du wurdest das erlesenste Weib,
Du wurdest der Phönix der nützlichsten,
Du wurdest die reizendste, edelste.
Dein Rathschlag löste alle Schwierigkeiten,
Wo Andere rathlos dastanden.
Von Kühnheit und Muth warst stets du erfüllt,
Und alles Erhabene war mit dir verknüpft.

Wo soll die Weisheit nun wohnen,
Seitdem du, Anna, gestorben?
Wo die Treue und das Versprechen?
Wo soll die Wahrheit wohnen und die Reinheit?
Wo findet süße Rede ihren Aufenthalt?
Wo die Vernunft eine Stätte?
Wo wohnt nun die Weiblichkeit,
Seit du nicht mehr unter den Lebenden?

Ich beweine deine Kinder, die nun Waisen sind,
Ich betraure die sorgenerfüllten Freunde,
Ich beweine die thränengebadeten Schwestern,
Denn Alles ist nutzlos geworden.
Weh thun mir die tiefen Seufzer der Brüder.
Der Tod gab Dir keine Frist.
Bis zum jüngsten Tage werde ich Dich nicht wieder sehn;
Mein Segen gehe mit dir in Gottes Paradies.

Von einer Literatur kann eigentlich bei den Kelten Schottlands keine Rede sein, in den Wissenschaften und Künsten haben sie nichts geleistet, das ganze Denken und Trachten des armen Volkes geht heute in dem Gedanken „Brod" auf, und da können wohl die höheren Blüthen des menschlichen Geistes nicht zur Entfaltung gelangen. Es giebt keine Zeitung in gaelischer Sprache, und Alles, was heute in gaelischer Sprache gedruckt wird, besteht in der Bibel, einigen Katechismen und anderen religiösen Büchern.

Desto geschäftiger ist der Volksmund gewesen, und in der Tradition leben heute noch uralte epische Gesänge fort. Die Thaten der Vorfahren werden in ein episches Gewand gehüllt und gelangen so, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, bis in unsere Zeiten herab. Bei den Hochländern Schottlands ist dies besonders der Fall, denn die natürliche

Anlage dieses Hirten- und Jägervolkes zur Poesie ward noch durch die romantische Schönheit ihres Landes erhöht, die auf ihre phantasievollen Gemüther einen besondern Eindruck machen mußte.

Es kann nicht mein Zweck sein, auf die alten Volksgesänge hier näher einzugehen. Aber sie existiren in der That noch; wenn ich sie auch nicht selbst zu hören Gelegenheit hatte, so versicherten mir doch glaubwürdige, mit den Verhältnissen des Landes bekannte Männer, daß sie vorhanden seien.

Vor Allem sind es die sogenannten ossianischen Gesänge, die zu ihrer Zeit hohes Aufsehen erregten. Diese fingalische oder ossianische Poesie hat ihre ersten Keime in Irland; aber unter den Seekelten der Hebriden und Westschottlands hat sie sich zur blühenden Sagenpoesie entwickelt und ist endlich das ausschließliche Eigenthum der Gaelen der schottischen Hochlande geworden. Der schottische Held heißt Fingal, das ist, wie Clement erklärt, der helle Fremdling, oder Fin der Fremdling. Alles weist in diesen Liedern auf germanische Helden hin, die den Kelten hoch und erhaben erschienen, ja der dänische Archäolog Finn Magnussen hat gezeigt, daß die Religion der ossianischen Gedichte ein genaues Abbild der alten nordischen Religion ist.

Die Macpherson'schen Fälschungen und Ueberarbeitungen darf ich füglich hier übergehen. Sie sind seit Talvjs Buch über „die Unächtheit der Lieder Ossian's" in Deutschland

zur Genüge bekannt. Hier kommt es nur darauf an, die poetische Begabung der Gaelen hervorzuheben.

Wo bei einem Volke sich Anlage zur Poesie findet, fehlt auch selten die Schwester derselben, die Musik; so haben auch die Hochländer von je eine große Neigung zur Musik gehabt. Die Hochlandsmelodien sind sehr eigenthümlich, ungemein einfach, dabei wild und von starkem Pathos getragen.

Die Harfe scheint das alte Nationalinstrument gewesen zu sein; ihrer wird schon in sehr alten Urkunden gedacht; entweder schlug man sie einfach mit den Fingern, oder mit einer Art Plectrum; auch zeigt man in den schottischen Museen noch solche alte Harfen, die mit Halbedelsteinen besetzt sind. Ein schlagender Beweis für ihr Alterthum ist auch ihr Vorkommen auf alten steinernen Denksäulen, die zum Theil noch vor der Einführung des Christenthums aufgestellt wurden. Mit dem 17. Jahrhundert, zur Zeit, als die großen Bürgerkriege in Schottland begannen, gerieth der Gebrauch der Harfe allmälig in Verfall, und an ihre Stelle trat der mehr kriegerische Dudelsack (bag-pipe). Sein Ursprung in Schottland ist unbekannt; doch scheint er nach der ganzen Art und Weise seiner Anwendung eher ursprünglich schottisch als eingeführt zu sein. Man unterscheidet zwei Arten Dudelsack, eine größere und eine kleinere. Bei reichen Adelsfamilien werden Bagpiper in Jahressold gehalten, und die Mac Donalds und Mac Leods hielten vor Zeiten eigene Schulen für Sackpfeifer.

Herumziehende Dudelsackpfeifer werden immer seltener, doch sieht man unter ihnen eigenthümliche Gestalten, die an die alten ossianischen Barden erinnern. Auf dem Kirchhofe zu Melrose, bei den Ruinen der berühmten Abtei, fand ich auf einem Grabstein einen Dudelsack eingehauen, auf einem andern Flöte und Geige, doch kein Name stand dabei. Dort liegen gewiß solche alte Minstrels begraben, von denen aber die Nachwelt noch zu erzählen weiß, wie von dem berühmten Highland Sandy, der vor etwa 15 Jahren zu Selkirk im 99. Jahre seines Alters starb. Alexander Roß war in Roßshire an der Cromartyföhrde zu Hause; er war ein ächter Sohn seiner gaelischen Heimath, der mit der Bagpipe seiner Vorfahren hinaus zog in die Welt. Er trug die gaelischen Melodien aus uralter Zeit und aus den Tagen der Clans, deren gewaltmäßige Zersprengung den Schotten noch immer mit Wehmuth erfüllt, von Berg zu Berg, von Glen zu Glen zu den Ohren seiner Landsleute, die bei der schrillen Musik des urweltlichen Instruments, dessen Töne die Seele aufregen, wie der Sturmwind die Wellen, wunderbar ergriffen wurden. Im Lande der Sassanach, weit entfernt von seiner bergigen, meerumzogenen Heimath, da, wo man keinen gaelischen Laut mehr versteht, liegt auch dieser „last Minstrel" begraben.

Im Zusammenhange mit der eigenthümlichen Musik stehen die seltsamen Tänze der Schotten. Reel und Fling sind schwer zu beschreiben und wollen gesehen sein; sie sind es, die nebst dem Golfspiel und Curling den Schotten

überall dahin begleiten, wo er in größerer Anzahl sich ansiedelt. Das Curling wird mit eigens geformten schweren Steinen auf dem Eise gespielt und erinnert an das Klotschießen unserer Marschbauern. Wie viel von den schottischen Melodien, Tänzen und Spielen keltisch, wie viel germanisch, wage ich nicht zu entscheiden.

Gewiß beachtenswerth ist es, daß die gaelische Sprache ein eigenes Wort für Musik hat, es lautet Bhinn. Als Grundton waltet in allen schottischen Liedern Trauer und Wehmuth vor; Alles ist bei ihnen naturwüchsig, ursprünglich, nirgends findet man Kunst. Sie sind tief und mächtig, wild und stürmisch, wie das aufgeregte Weltmeer, das an die felsigen Küsten des Landes brandet. Schmerz, Liebe und Heimathgefühl sind die bevorzugten Themata der tiefsinnigen schottischen Volkslieder, und daß Robert Burns, der Sohn des Volkes, diesen Ton so herrlich zu treffen verstand, ist als ein Hauptgrund seiner weit verbreiteten Volksthümlichkeit anzusehen.

Von Dunkeld nach Braemar.

Braemar, dieser typische Hochlandsort, der mitten zwischen den höchsten Bergspitzen des Grampians liegt, ist ziemlich schwer zu erreichen. Die Eisenbahn, welche alle Romantik der Landschaft zerstört und muthwillig die Cultur an idyllische Orte bringt, hat sich noch nicht bis in die Höhen jenes einsamen Thales erstreckt, obgleich sie von Aberdeen

aus, im Deethale aufwärts, sich bereits eine gute Stunde ihnen nähert. Und von dieser Seite aus brechen auch die meisten Touristen in das Herz der Hochlande ein. Von Südwesten her führt durch Glen Tilt ein Reitpfad nach Braemar, und nur von Süden, von Blairgowrie aus, gelangt man durch wüste, menschenleere Thäler auf einer steilansteigenden Straße nach dem idyllischen Orte. Diese schlug ich ein.

Der Weg von Dunkeld nach Blairgowrie führt durch eine herrliche Culturlandschaft, längs einigen kleinen Seen, an denen sich hübsch gebaute Landsitze schottischer Großen erheben. Blairgowrie ist ein freundliches Städtchen von 4500 Einwohnern, in dem gerade auf dem breiten Hauptplatze Jahrmarkt abgehalten wurde. Ich vermißte dort nichts, was mich an die Leipziger Messe im Kleinen hätte erinnern können! Pfefferkuchenbuden und Drehorgeln, Mordgeschichten und Kälber mit acht Beinen, Panoramen und Ringelspiele, geschminkte Damen und Würfelbuden. Neu und anziehend erschien mir jedoch ein Quacksalber, der mit einer Flachsperrücke und einer großen Brille geschmückt das Publikum mit Stentorstimme anlockte. In der Hand hielt er eine Medicinflasche und im breitesten Schottisch erklärte er den aufmerksam lauschenden Zuhörern die Wunderwirkungen dieser köstlichen Mixtur. Zahnschmerzen und Bauchweh, alle kleinen Uebel wurden dadurch eben so gut vertrieben, wie geheime Krankheiten und vor Allem der Schrecken so Vieler, die Auszehrung. Ich habe mich zu wiederholten Malen da-

von überzeugt, daß in Schottland noch sehr viel Quacksalberei getrieben wird und daß dort allerhand mystische Hausmittel sehr im Schwange sind, unter denen namentlich auch der Urin eine Hauptrolle spielt. Wie es schien, machte der moderne Aesculap gute Geschäfte, denn vor seiner Bude war es voll, und die gedruckten Gebrauchsanweisungen, die Salbentöpfchen, Pillenschachteln und großen Medicinflaschen wurden reißend abgesetzt. Im Hintergrunde seiner Bude waren einige ausgestopfte Thiere, ein paar anatomische Präparate in Spiritus und ein Gerippe aufgestellt. Was fehlte da noch? Der Doctor Eisenbart war fertig, und jeder Maler hätte hier einen glänzenden Vorwurf zu einem Genrebildchen gehabt.

Vor Maclarens Hotel stand die Kutsche bereit, die mich nun in nördlicher Richtung weiter bringen sollte. Es war ein massiv construirter, alter gelber Postwagen, in dessen Innerem nur vier Menschen, auf dessen Verdecke aber sechszehn Platz hatten. Das Ding erschien mir ganz urväterlich; Alles lärmte um dasselbe herum. Das Gepäck wurde in den Bauch des Ungethüms geladen, die vier Rosse, kräftige, ausdauernde Thiere, vorgespannt. Ich hüllte mich in meinen Plaid und setzte mich vornehin zum Kutscher, der, als der Hausknecht sein „all right" gerufen, mit Virtuosität die Peitsche zu klatschen begann, und fort ging es. Die „box", der Kutschbock, von wo aus der Driver seine vier Rosse als Souverän regiert, ist im obersten Stockwerke des Wagens entschieden der angenehmste Platz und von allen Reisenden gesucht. Dort kann man von dem Pferdelenker die beste Auskunft über Land und

Leute sammeln, denn er kennt ja jeden Stein auf dem Wege am besten. Der „Coachman", der sein Extra-„Fee", Trinkgeld, je nach der zurückgelegten Meilenzahl erhält, steht sich immer gut, und davon zeugen sein behäbiges Aeußere, seine reine Wäsche, die Handschuhe an den Händen, der schwarze Cylinderhut, den freilich das Wetter etwas mitgenommen hat. Von allen Seiten, namentlich dem „Landlord" und der „Landlady", dem Wirth und der Wirthin, wird er freundlich begrüßt, und die Art und Weise, wie er seine Peitsche schwingt, zeugt davon, daß er sich seiner Würde bewußt ist. Mein Blairgowrier Wagenlenker war ein Gaele, der sich ein Vergnügen daraus machte, mir die naheliegenden Gegenstände in seiner Muttersprache zu nennen. Er freute sich, wenn ich das scharfe ch in dem Worte erch, Pferd, recht kräftig aussprechen konnte, denn dem Engländer ist dies versagt. Ueberhaupt wollte er eine ungemeine Aehnlichkeit zwischen der deutschen und gaelischen Sprache finden, wogegen mein Protestiren durchaus nichts half. Uebrigens war er in seinem Fach ausgezeichnet bewandert und seinen Pferden mit Liebe zugethan. Aber nicht minder schien er in sein kurzes Thonpfeifchen verliebt zu sein. Er schnitt sich den Tabak selbst dazu und schüttete die Asche sorgfältig auf die neugestopfte Pfeife oben darauf, damit das nasse Kraut besser in Brand gerieth.

Die Gegend blieb anfangs freundlich und cultivirt. Zu unserer Rechten strömte in einem tiefen Thalrisse das Flüßchen Ericht, das von hübschen Tannen und Fichten umstanden war.

Auf einem steilen Felsen erhob sich der Landsitz Craighall, um den eine Menge rother Thurmfalken schwärmten. Das gaelische Element ist bei Blairgowrie bereits gänzlich vom angelsächsischen überwuchert, aber nur wenige Meilen weiter nördlich, wo die wüsten Glens beginnen, tritt die keltische Sprache in den einsamen Hochlandshütten wieder auf.

Die Gersten- und Haferfelder, welche die schlechte Straße bisher umsäumt hatten, verschwanden allmälig, der Boden wurde unebener, und im Norden traten massig, tiefblau sich vom Himmel abhebend, die Hauptberge der Hochlande hervor. Sechs Stunden fuhr ich von Blairgowrie bis Braemar, und diese Fahrt gehört zu einer der interessantesten, die ich in Schottland machte. Die Wildheit dieser gerade nicht oft durchzogenen und von den Touristenwegen abliegenden Gegenden war wirklich eine erhabene.

Auffallend sind zunächst die Steineinfassungen der Felder, Straßen und Wälder, die sich bis zu den höchsten Punkten des Gebirges hinziehen. Die rohen Feldsteine werden, ohne durch Mörtel verbunden zu sein, übereinander gelegt und bilden so zwei bis vier Fuß hohe fortlaufende Mauern, die nie aufzuhören scheinen, sich eine an die andere schließen, und im Volksmunde „gaelische Mauern" heißen. Nur gelbes Labkraut und violetter, weithin duftender Thymian blühen aus den Ritzen dieser schwarzen Feldeinfassungen hervor, die keinen andern Zweck erfüllen, als die dürftigen Hutweiden der Schafbesitzer von einander zu scheiden.

Eine Stunde nördlich von Blairgowrie verschwindet fast

Alles, was Baum, Mensch oder Wohnung heißt, und eine Reihenfolge von Thälern beginnt, die, von hohen nackten Bergen eingefaßt, einen wilden und melancholischen Charakter zeigen. Der erste Haltepunkt, bei dem die Pferde gewechselt wurden, war ein einsames Wirthshaus Spittal of Glen Shee genannt; denn Spittal nennt man hier solche einzeln gelegene Gasthöfe, die, wie heute noch in den Alpen, von den Klöstern unterhalten wurden. Bis hierher erscheint die Gegend, des Glen Shee, noch einigermaßen als bewohntes Land, und in dem einsamen Thale steht hier und da noch eine schottische Hochlandshütte, freilich halb verfallen, aber der Besitzer ist „licensed to retail spirits, tea and tobacco"; allerdings nothwendige Sachen, die auch in dieser Oede nicht fehlen dürfen, und die ein gaelischer Gaumen am wenigsten zu entbehren vermag.

Längs der Straße, nach Süden zu, schoß der kleine Sheebach schäumend und brausend über Tausende von Felsbrocken daher, die er mit sich schleppt, abrundet, auf die Seite wirft oder über einander aufthürmt. Das Material, aus dem die umliegenden Berge gebildet sind, besteht aus Glimmerschiefer, und Glenshee ist ein Theil jenes mächtigen Glimmerschieferzuges, der sich quer durch Schottland wie ein breiter Gürtel von der Halbinsel Kantyre im Südwesten in nordöstlicher Richtung bis in die Gegend von Stonehaven an der Ostküste erstreckt. Weiter nach Norden zu treten dann bei Braemar Gneiße auf, aus denen sich die hohen granitischen Gebirgsstöcke erheben.

Auf Glen Shee folgt Glen Beg, das kleine Thal, und dort ist keine Spur einer Wohnung zu sehen. Am Beginne dieses Thales liegt der schlechte Weg, eine Ausnahme in Schottland, schon 1100′ über dem Meere, und steigt dann bis zu 2300′ Fuß an seinem höchsten Punkte an. Die Gäule keuchten, und wir Männer mußten absteigen, während es den Damen vergönnt war, sitzen zu bleiben. Zu beiden Seiten thürmen sich hohe Berge auf, die dürftig mit Gras bewachsen und nach dem Gipfel zu mit Haidekraut und großen Steinblöcken bedeckt sind. Der Wachholder dehnt sich kriechend und polsterartige Stellen bildend über einzelne Abhänge aus; wird er gar zu üppig und verdrängt den spärlichen Graswuchs, so zündet man ihn an, das Nadellaub brennt ab, und nur die kahlen, verkohlten Aeste bleiben übrig. Das sind die kohlschwarzen Flecken, die dort oben den Berg wie tättowirt erscheinen lassen. In dem dürftigen Grase, das den frei ohne Hirten umherlaufenden Schafen zur Nahrung dient, stellt sich ein Alpenpflänzchen ein, der Alpenfrauenmantel, Alchemilla alpina, der den entsetzlichen gaelischen Namen Cota preasachnion an Ri führt. Da, wo kleine Gerinne lustig von den Bergen herab dem durch das Thal hinströmenden Flüßchen zueilen, bilden sich oft sumpfige Stellen mit einer kleinen Torfvegetation. Die schwarze Rauschbeere, Empetrum nigrum, die wanzenartig riechende Myrica Gale, die man als Thee gegen Würmer und auch statt Hopfen zum Bier verwendet, die verschiedensten Haide- und Heidelbeerarten finden da ergiebigen Boden. Ein unangenehmer Gast ist dem Schaf-

züchter der kleine Sonnenthau, Drosera rotundifolia, der mit seinen runden, rothbewimperten Blättern an diesen feuchten Orten gern gedeiht. Die Hochländer, die diese Pflanze Susna-fearnaich nennen, glauben, daß die Schafe davon die Räude bekommen. Der einzige Vogel, der in diesen öden Gegenden lustig zu leben scheint, ist die Goldammer.

Glen Beg wird im Norden durch den Hauptzug der Grampian Mountains abgeschlossen, jenes hohe Gebirge, das den größten Theil Schottlands von Osten nach Westen durchzieht. Der Uebergangspunkt heißt „der Teufelsellbogen;" er liegt 2300′ über dem Meere und wird zur Rechten von dem 3500′ hohen Glaß Meal begrenzt. Dann geht es wieder bergab, die kleinen Bergwässer rinnen nun nach Norden, nicht mehr nach Süden dem Tay zu. Wir haben eine Wasserscheide passirt; die Bächlein rieseln zusammen und bilden den River Cluny, dessen Thal gerade so öde und still ist, wie Glen Beg. Die Fahrt durch Glen Cluny dauert anderthalb Stunden; das Thal eröffnet und weitet sich allmälig, und vor uns steigt der Hauptstock der Grampians auf. Vor allen anderen Bergen leuchtet uns der 4295′ hohe Ben Macdhui entgegen, der, es war mitten im Juli, mit weithin scheinenden Schneefeldern bedeckt war. Statt der kahlen Bergrücken, die nur theilweise mit dürftigem Grase überzogen sind, finden wir nun schöne Fichtenwaldungen, an die sich Birkenbestände anschließen, und am Fuße der blauen hohen Berge winkt uns freundlich der Hochlandsort Braemar entgegen.

Solche wüste, menschenleere Thäler wie die eben ge-

schilderten sind im Norden und Nordwesten Schottlands vorherrschend. Sie sind es, die den Hochlanden den eigentlichen Charakter verleihen, und sie muß man durchreist haben, um sich über das Land ein Urtheil bilden zu können. Der gewöhnliche Tourist, der sich zwischen Glasgow und Edinburgh bewegt, lernt nur die gesegneten Lowlands und die herrlichen mittelschottischen Seen kennen, und erklärt danach Schottland für eins der schönsten und am besten bebauten Länder — wie anders gestaltet sich aber diese Ansicht, wenn man die Glens im Norden und Nordwesten durchzieht, wenn man Argyle, Inverneß, Sutherland und Roßshire kennen gelernt hat, und hier drängt sich denn unwillkürlich die Frage auf, ob Schottland denn nicht ein menschenleeres, armes Land sei? Dieser in volkswirthschaftlicher Beziehung so wichtige Punkt will wohl erwogen sein, und wie aus dem Folgenden hervorgeht, dürfte es sich herausstellen, daß Schottland bei der Beschaffenheit seines Grundes und Bodens eher übervölkert als entvölkert ist.

Man hört oft klagen, daß die Hochlande einst eine größere Bevölkerung hatten, und daß gegen alle vernünftigen Grundsätze diese Bevölkerung gewaltsam vermindert worden sei, daß man künstliche Einöden geschaffen habe, damit englische Lords Hirsche und Londoner Brauer Grousehühner schießen können. Bei der Stimmung zwischen Schotten und Engländern kann es nicht Wunder nehmen, daß erstere auf diesen Punkt mit patriotischer Wehmuth hindeuten und den Engländern alle Schuld hieran in die Schuhe schieben.

Die Wahrheit erfordert aber, zu sagen, daß die Bevölkerung der eigentlichen Hochlande von je in einer sehr unglücklichen socialen Lage, daß die Auswanderung eines Theils derselben absolut nothwendig war, und daß trotz alledem die Bevölkerung der Hochlande jetzt größer als jemals ist, ja daß sie an manchen Orten stärker ist, als es die Beschaffenheit des Grund und Bodens verträgt. Martin, der um's Jahr 1700 seine „Description of the western Islands" herausgab, erzählt von der Insel Lewis, daß sie sehr dünn bevölkert sei, da die meisten Menschen dort Hungers gestorben seien; von einer andern Hebrideninsel sagt er, daß durch Rattenschwärme, durch den Diebstahl des Gemeindebullen und weil die Nahrungsmittel von Lewis ausblieben, innerhalb eines Jahres die ganze alte Bevölkerung ausstarb. So waren dort die Zustände vor 170 Jahren. Die Bevölkerung der Hebriden betrug damals 40,000 Seelen, das Volk verhungerte und wanderte aus, jetzt leben dort über 100,000 Menschen, und man darf sich nicht verwundern, wenn diese klagen, daß sie auf ihrem Geburtsboden nicht leben können.

Die „frühere Wohlhabenheit" der Hochlande, von der Manche fabeln, hat in Wahrheit niemals existirt. Wir haben gesehen, was Martin aus der Zeit zu Ende des 17. Jahrhunderts erzählte. Dr. Jamieson, der hundert Jahre später schrieb, berichtet: „In vielen Gegenden der Hochlande lebt jetzt das arme unglückselige Landvolk während neun Monaten im Jahre von Kartoffeln und Salz, und von Hafermehl und Gerste in den übrigen drei Monaten. Diejenigen, welche

die Inland Glens bewohnen, sehen nie einen Fisch, Butter und Milch sind innerhalb ihrer Grenzen eine Seltenheit, und Fleisch sehen sie höchstens einmal zu Weihnachten."

Das Bild paßt, wie ich mich durch den Augenschein in manchem Glen, in manchem elenden Küstendorfe überzeugt habe, noch auf den heutigen Tag; es war schon Alles so, ehe die weitverbreitete Schafzucht eingeführt war, der man die Entvölkerung jetzt gern in die Schuhe schieben möchte. Zum Nothstande trugen auch nicht wenig die Kartoffelkrankheit und der Verfall der Kelpfabrikation an den Küsten bei. Aber die vielbeschrieene Entvölkerung besteht nur in der Einbildung, und da „Zahlen beweisen," so nehme ich den Census von 1800 und 1851 zur Hand. In diesem halben Jahrhundert ist die Bevölkerung von Inverneß von 72,672 auf 96,328 gestiegen; in Roß und Cromarty von 56,318 auf 82,625; in Sutherland von 23,117 auf 25,771. Die Bevölkerung hat also in diesen drei Hochlandsgrafschaften sich von 152,107 auf 205,000 gehoben. Die „Entvölkerung" entspricht also einer Zunahme von 50,000 Seelen oder 30 Procent!

Um einen genügenden Vergleich anstellen zu können, betrachten wir die Statistik der drei gesegneten Lowland counties Haddington, Berwick und Dumfries, wo seit Beginn des Jahrhunderts die Procentzunahme der Bevölkerung nur 28 Procent, gegenüber den 30 Procent jener Hochlandsgrafschaften war. Haddingtonshire hat den besten Weizenboden in ganz Großbritannien, eine starke bergbautreibende Bevölkerung,

mehrere hübsche Städte und Badeorte und den Häringshafen Dunbar; Berwickshire gleicht ihm in vieler Beziehung, und Dumfriesshire besitzt eine große Stadt, blühende Seehäfen und fruchtbare Thäler. Die drei genannten Hochlandscounties wissen nichts von Fruchtbarkeit, Mineralreichthum Schifffahrt oder (mit Ausnahme von Inverneß selbst) von Städten. Angesichts dieser Thatsachen kann man daher eher von einer Uebervölkerung der Hochlande sprechen.

Die angebliche Entvölkerung sollte durch die Einführung der Schafzucht herbeigeführt worden sein — allein kein Boden scheint für die Schafe gedeihlicher zu sein, als der der Hochlande, sie kommen hier fort, während der Mensch zu Grunde geht. Der Hochländer selbst ist durch seine ganze Naturanlage eher zum Schäfer als zum Ackersmann geschaffen, da ist er in seinem Elemente, und es ist Manches durch die Schafzucht besser geworden. Die Wegelagerer und Bettler, die haufenweise einst in die Lowlandstädte zogen, sind weniger geworden, die hungersterbenden Kartoffelesser seltener.

Im Thale des Dee.

Unter „Deeside" ist das Flußgebiet des Dees bekannt, dessen Quellen in den caledonischen Alpen, den Cairngormbergen, liegen und dessen Mündung bei Aberdeen ist. Auf dem kurzen Lauf von Westen nach Osten durchströmt er Hochland und Niederung, sieht die selbst im Sommer mit Schnee bedeckten höchsten Gipfel des Grampians, rauscht an

dem Königssitze Balmoral vorbei, und erweitert sich bei seinem Eintritte in die Nordsee zu einem der wichtigsten Häfen Schottlands. Der obere Lauf, so weit er von Bergen eingeschlossen wird, etwa bis zu dem Badeorte Ballater, ist reich an romantischen Scenerien. Dort wohnt ein gaelisch redendes Volk, stürzen Wasserfälle von den bewaldeten Höhen, und dehnen sich die größten Wildforste Schottlands aus. Die Luft weht dort rein, aber rauh und kalt, und außer den Forstculturen findet man blos Wiesen, da der Hafer und die Gerste nur eine ungewisse Ernte versprechen.

Um die hohen Bergriesen, von denen die Quellbäche des Dee, der Quoich, der Lui, der Geldie herabfließen, dehnt sich eine vollkommen unbewohnte Wüstenei aus. Mächtig, in abgerundeten Massen, streben die Granitkuppen gen Himmel. Sie wurden gerade, als ich in Braemar anwesend war, auf's Neue vermessen, und ich gebe im Folgenden die Resultate dieser Vermessung*): Ben-muich-dhui 4296′. Braeriach 4248′. Cairn-toul 4245′. Cairngorm 4050′. Ben-a-Bourd 3923′. Bena'an 3920′. Südöstlich, abgeschieden von diesen Bergen, liegt der berühmte, durch seine Kegelform ausgezeichnete Loch-na-gar (3789′). An diese Gruppe hoher Berge schließen sich ringsum kleinere und langgestreckte Gebirgsketten an, welche das Hochlandsdorf Braemar umgeben.

Braemar liegt 1100′ über dem Meere und besteht aus etwa vierzig Hochlandshütten, die jedoch viel sauberer

*) Nach dem Scotsman. 6. August 1864.

und besser gehalten sind als alle ihres Gleichen. Zwei gute Gasthöfe und einige moderne Gebäude sorgen für die Aufnahme der Fremden, und außerdem wird in drei Kirchen, einer etablirten, einer freien und einer katholischen, für das Seelenheil der paar Hundert Einwohner Sorge getragen. Früher in gaelischer Zeit hieß der Ort Kindroghet, der officielle Namen ist Castletown, der allgemein übliche Braemar. Berühmt ist der Ort, abgesehen von seiner romantischen Lage, durch den Aufstand des Earl of Mar geworden, der hier 1715 gegen die Union mit England stattfand.

Braemar steht auf einem sehr unebenen Boden von Gneiß, der von einer Menge kleiner Zuflüsse des Dee durchrissen und eigenthümlich ausgewaschen ist. Das Wasser hat sich förmlich durchgenagt und das weiche Material durchlöchert, polirt und abgeschliffen. An den benachbarten Wasserfällen von Garrawalt, Corriemulzie, Quoich und Linn of Dee bilden die schwarzen Kessel und Höhlungen, durch welche die Fluthen strömen, einen Hauptanziehungspunkt für den Touristen.

Kleine fischreiche Seen in der Umgebung werden von den hier horstenden Reihern aufgesucht, das Schneehuhn ist sehr häufig; statt des Sperlings scheint der Bergfink der gemeinste Vogel im Dorfe zu sein, und die Zwergbirke tritt neben ihren größeren Verwandten häufig auf.

In dieser Gegend verlebte Lord Byron einen Theil seiner Jugend, und eins seiner schönsten Gedichte erinnert

an die Zeit, als „his cap was the bonnet, his cloak was the pläid," als er durch die Thäler des finstern und doch so majestätischen, meist mit Wolken bedeckten Lochnagar zog, den er selbst unter Griechenlands ewig lachendem Himmel nicht vergessen konnte, und von dem er singt:

Away, ye gay landscapes, ye gardens of roses!
In yon let the minions of luxury rove;
Restore me the rock, where the snow-flake reposes,
For still they are sacred to freedom and love:
Yes, Caledonia, beloved are thy mountains,
Round their white Summits though elements war;
Though cataracts foam 'stead of smooth-flowing fountains,
I sigh for the valley of dark Loch-na-gar.

Wer, wie ich, eine Woche lang in Braemar zugebracht, der wird diese Sehnsuchtsseufzer Lord Byron's vollkommen begreifen, und ähnliche Gefühle werden wieder in mir wach, wenn ich an das Hochlandsdorf zurückdenke.

Die Menschen hier am Dee, „the men of Deeside," sind viel stolzer und unabhängiger als alle übrigen Hochländer. Sie bilden von diesen in vieler Beziehung eine Ausnahme. So ziehen sie vor Niemandem den Hut ab und verweigern sogar das übliche Prädicat Sir. Ja, selbst vor Gericht ist ihr Auftreten ein eigenthümliches. Aufrecht stehen sie da und warten, bis ihnen der Büttel den Hut abnimmt, reden rund und frei von der Leber weg, und geben Niemandem seinen Titel. In ihren Hütten sieht es nicht ganz sauber aus; ihre Hauptnahrung ist eine Art Gersten-

mehlbrei mit unaussprechbarem Namen. Ihre Beschäftigungen sind meistens Holzfällen, Straßenbauten und allerhand Tagelöhnerarbeiten, denn Grund und Boden haben sie nicht; bei Braemar gehört derselbe meistens den Farquarson. Die gaelische Sprache ist auch hier im Abnehmen begriffen, den Deefluß herauf dringt unaufhaltsam das Englische vor, und schon wird in Braemar in der Schule nur englisch unterrichtet.

Die Wälder bei Braemar sind zum Theil von großer Ausdehnung, und nirgends in ganz Schottland wird der Edelhirsch in so großer Zahl als gerade hier gefunden. Dem Jäger bietet sich in den wilden, uncultivirten Bergen die beste Gelegenheit, das Waidmannshandwerk nach alter Art und Weise kühn und behend auszuführen.

Der 12. August ist für Schottland ein wichtiger Tag, denn an diesem wird „das Moor geöffnet." Jene ungeheuren, mit Torf und Haide überzogenen Strecken Landes, die uncultivirt daliegen und namentlich im Norden und Nordwesten Schottlands sich ausdehnen, sind der Schauplatz der niederen Jagd, die deshalb gerade als „Moor" bezeichnet wird. Und es war am Morgen dieses von den Waidmännern ersehnten 12. August, als ich mit einem ächten Hochländer nach einer Wildheger-Wohnung hinschritt, um der Eröffnung der Jagd beizuwohnen. Der Mann trug schottische Kleidung und rauchte sein Pfeifchen starken Tabak in die ruhige, doch ziemlich frische Morgenluft hinein, welche jedoch auf seine nackten Kniee gar nicht empfindlich einzu-

wirken schien. Der Weg führte uns an dem Gestade eines Sees hin. Am jenseitigen Ufer, welches mit grünem Rasen bedeckt war, äste ein Rudel Rehe; dann und wann hob ein stolzer Bock den Kopf empor und schaute über die Schulter nach uns hin, als wollte er uns fragen, was für Geschäfte uns so früh hierher geführt hätten. Vor uns jagte der Hund ein schottisches Feldhuhn aus dem Haidekraut auf, und ein grauer Schneehase lief gemächlich zu unserer Linken bergan, blieb dann ein Weilchen auf den Hinterfüßen sitzen und spitzte die Löffel. Ich hatte schon nach einem kurzen Gange von kaum einer Viertelstunde einen Blick über das Wild, welches in den Hochlanden vorkommt, erhalten.

Ein eigenthümlicher Gast, den nicht die Höhe der Berge — denn der höchste schottische Berg, der Ben Nevis, ist nur 4400' hoch — sondern das rauhe nordische Klima in seiner Existenz hier begünstigt, ist der Schneehase. Er ist nicht auf die Berge beschränkt, sondern geht, namentlich in der Grafschaft Perthshire, auch in die hügligen Gegenden hinab, wo er manchmal mit den Feldhühnern zusammen geschossen wird und sich ein Nest baut, wie der gemeine Hase. Höhlen wie das Kaninchen gräbt er nie, aber er sucht gern unter Steinen einen geschützten Platz auf. Ueber den Farbenwechsel dieses interessanten Nagers theilte mir ein erfahrener schottischer Jäger Folgendes mit. Im Monate März sind der Kopf und Rücken des Thieres vollständig grau, diese graue Farbe nimmt im Laufe des Sommers fortwährend zu. Im November dagegen werden diese Haare weiß, und es wachsen

noch neue vollständig schneeweiße hinzu, so daß in der kalten Jahreszeit das Thier mit einem doppelten Pelze bekleidet ist, der es ohnehin wegen seiner Farbe noch gegen viele Feinde schützt, weil man es auf den schneebedeckten Bergen kaum bemerken kann. Das weiß der Schneehase auch sehr gut, und er sucht darum in milden Wintern, wenn wenig Schnee liegt, die dichtesten Haidebüschel auf, um sich zu verbergen Seine Farbe gilt immer für ein treues Kriterium der Strenge oder Milde des Winters, denn je weißer der Hase ist, desto kälter wird es auch; in milden Wintern behalten die Ohren stets einen Anflug von grauer Farbe. Die Thiere sind sehr schlau; wenn sie einmal aus ihrem Nestchen aufgejagt wurden, kehren sie nie wieder in dasselbe zurück, da sie wissen, daß nun ihr Schutzort entdeckt ist. Zuweilen vergraben sie sich in den Schnee, um sich vor dem kalten Wind zu schützen, oder um Futter aufzusuchen. Nur ein geübtes Jägerauge kann diese Höhlen auffinden, denn der Hase läuft mehrere Mal um diese herum und macht dann einen plötzlichen Sprung hinein, ohne in der Nähe eine Fußspur im Schnee zu hinterlassen. Ein Augenzeuge erzählte mir Folgendes, was auch für den Scharfsinn dieses Hasen spricht. Ein Adler verfolgte ein altes Männchen in der Gegend des berühmten Berges Lochnagar. Um sich zu retten, floh der Hase unter einen vorspringenden Stein, und der Adler setzte sich nicht weit davon, um auf ihn zu lauern, wie die Katze auf die Maus, doch so, daß er nicht gesehen werden konnte. Der Hase kam nun einige Mal aus seinem Verstecke,

um zu fressen, doch entfernte er sich nie so weit, daß ihn der Adler hätte überfallen können, und erst nach mehrstündigem, ärgerlichem Warten flog der letztere mit heiserem Geschrei davon.

Ein Genosse dieses Hasen ist das Schneehuhn, welches gleich ihm die Farbe wechselt und im Winter weiß wird. Es führt in Schottland den Namen Ptarmigan, und lebt nur auf den höchsten Bergen, die selbst bis mitten in den Sommer hinein mit Schnee bedeckt bleiben. Auf den caledonischen Alpen, den Cairngormbergen bei Braemar, habe ich sie oft gesehen. Sie lassen den Menschen aber nicht sehr nahe kommen, und fliegen gern von einer Bergspitze zur andern, so daß hierdurch die Jagd auf diesen Alpenvogel ungemein schwierig wird, man müßte denn ein Harzriese sein, der gemächlich von einem Berge zum andern hinübersteigen kann.

Die großen schwarzen Verwandten der Schneehühner, die Auerhähne, werden in Schottland den ganzen Winter hindurch geschossen, nicht wie bei uns nur zur Balzzeit. Sie heißen „Schwarzwild", kommen in großer Menge vor und werden selbst auf Treibjagden erlegt. Die Alten schießt man nieder, wo man sie sieht. Gewöhnlich halten sie sich in kleinen Glens auf, in denen viel Farrnkraut und Buschwerk wächst, und die Jungen liegen im Herbste darin oft so still, daß man sie, wenn der Hund sie aufgespürt, mit der Hand greifen kann. Die hauptsächliche kleine Jagd „im Moor" bleibt aber die auf Grousehühner. Früh steht man auf und präparirt sich zur Jagd. Noch näßt der Thau die blutrothen

Glocken der schottischen Haide, die, beleuchtet von den ersten Strahlen der aufgehenden Morgensonne, wie ein brennender Teppich daliegt. Muthige Hahnenrufe erklingen in die dichten Nebel hinein, die dem Tagesgestirn nun weichen müssen, das kräftigend und wärmend immer höher über den zerklüfteten Bergen aufsteigt, welche die Haide umsäumen. Der Nebel ballt sich an den Gipfeln der Berge zusammen, setzt ihnen eine Haube auf und läßt deren Höhe nicht erkennen. Der Trupp der Jäger schreitet im malerischen Hochlandscostüm durch die niedrigen Birkenbüsche, in denen die prächtigen Hunde umherstöbern. Eine braune Gabelweihe, die auf einem einzeln stehenden Granitblocke ruhig dasaß, fliegt bei der Annäherung des Trupps auf und entfernt sich mit mächtigen Flügelschlägen. Sie weiß ganz genau, daß die Leute bewaffnet sind, sie weiß auch, so behaupten schottische Jäger, daß heute kein Sonntag ist, an dem nicht geschossen werden darf. Wenn nur mit einem Stocke nach ihr gezielt wird, dann fliegt sie nicht fort. Der Vogel hat Verstand. So ist es auch mit dem Reh. Wenn ihr unbewaffnet durch einen Wald geht, dann äst das schlanke zierliche Thier ruhig weiter, es entfernt sich nur, wenn ihr ganz nahe seid. Beim Anblicke einer Büchse ist es aber gleich verschwunden, und nur der weiße Spiegel, der zwischen den Bäumen sichtbar wird, zeigt seine Entfernung an.

Schottland hegt noch die einzig überlebenden wilden Ochsen, die Stammeltern unseres Rindviehs, ein würdiges Seitenstück zu den letzten Auerstieren im Bialowitzer Walde

Wolhyniens. Auch wilde Ziegen giebt es auf einigen Inseln im Loch Lomond und auf den nackten Bergen von Roßshire. Sie sind natürlich nur verwildert. Nach zwei oder drei Generationen verlieren sie den Charakter als Hausthiere gänzlich, sind braun von Farbe, und setzen in wilden, verwegenen Sprüngen über das zerklüftete Gestein.

Zum Sport gehört in Großbritannien auch noch die Fischerei, und wir bei uns haben keinen Begriff davon, mit welchem Eifer sie in Schottland betrieben wird. Da giebt es „Schulen", wie gefischt wird, wie man bei uns nach verschiedenen Systemen turnt oder ficht. Aber die herrlichen schottischen Seen laden auch besonders zum Fischen ein. Dort liegt eingeschlossen zwischen hohen Bergen der Loch (See). Sanft und grün wogen die Wasser zwischen den kleinen Inseln hin, auf denen die blaue Waldhyacinthe duftet und das rankende Gaisblatt seinen Wohlgeruch ausströmt; aus den dunklen Wäldern, die sich von den Bergen herab bis an's Ufer ziehen, tönt der Gesang der Vögel. Der Kahn wiegt sich auf der Fluth, und das Netz oder die Angelschnur ist ausgeworfen, bald zappelt es, und im Bauche des Kahnes liegt eine prächtige Forelle.

Einen ganz andern Charakter als die Süßwasserseen des Inlandes zeigen die Salzwasserföhrden, die als tiefe Meeresarme in die Westküste Schottlands einschneiden. Die dunklen Berge erheben sich da, oft bis zu 3000 Fuß ansteigend, jäh aus den Wellen empor; nasse Nebelwolken hüllen die Gipfel ein. Felseneilande tauchen aus der Fluth auf, in

schroffen, kühnen Formen, umschwärmt von weißen Seemöven, die keck und zudringlich mit widerlich heiserm Geschrei sich auf die Oberfläche der salzigen Fluth stürzen. Hier und da öffnen sich die kahlen Berge und gestatten tiefe Blicke in das Innere des Landes, in die wilden Glens, in denen uns die schottische Natur mit ihrer ganzen Romantik entgegentritt. Ein plumpes, schwarzes Häringsboot mit viereckigem Segel durchschneidet die Wogen. Die Fischer darauf sind Gaelen, keltisch redende Menschen — das Alles muß auf den Fremden den Eindruck hervorbringen, daß der alte Hochlandsgeist, wie ihn Walter Scott's Romane athmen, noch nicht ganz erloschen ist.

Die Fischerei in diesen Meeresarmen ist nicht so schwierig, wie auf den Inlandseen. Man muß nur den Grund gut kennen und die Schnur gehörig zu legen verstehen. Die Seeforelle ist die Königin der Fische in jenen Föhrden und am schwierigsten zu fangen; da gilt denn als Regel, nie früher die Schnur auszuwerfen, als bis die Ebbe bginnt. Gesalzener Häringsrogen ist der beste Köder; fehlt dieser, so nimmt man Elritzen oder kleine Sandaale, denen man die schwarze Haut abzieht, so daß das weiße Fleisch im Wasser recht hell scheint und die Fische zum tödtlichen Bisse anlockt.

Viele Angler benutzen jedoch niemals diese natürlichen Köder, sondern bedienen sich künstlich aus Federn und Haaren angefertigter Fliegen. Da giebt es denn verschiedene Sorten von ungleicher Größe und Farbe, die bald für das Süßwasser, bald für die See, für diese oder jene Art von Fischen ange-

wandt werden. Die Leute in der Nähe eines Flusses oder Sees wissen es am besten, welche Farbe man in diesem zum Fangen anwenden muß, denn, sagen sie, die Fische sind eigensinnig, und die Forelle, welche im Loch Awe die graue Farbe liebt, ist im Loch Leven nur der braunen zugethan. Wildhüter sind in Schottland gewöhnlich auch treffliche Angler und die Verfertiger der künstlichen Fliegen. Einfache Menschen verlangen sie für ihre geschickt aus Hahnenfedern und den Schnurrhaaren des Hasen gefertigten Köder selten Geld und sind meistens mit etwas Kau- oder Schnupftabak zufrieden gestellt. Fehlt dem Angler auch dieser Köder, so steckt er eine einfache weiße Gänsefeder an den Haken — aber das ist nicht „wissenschaftlich." Der kunstgerechte Fischer verschmäht dies und überläßt die weiße Feder den fischenden Damen, die an einem schönen Sommerabend gern auf einem Kahn über die Fluthen des Sees sich rudern lassen, dort dem Rauschen der Wasserfälle zwischen den nahen Bergen lauschen und immer und immer wieder den blauen Rauchwölkchen zuschauen, die aus dem zerfallenen Dache einer aus Torf und Feldsteinen erbauten Schäferhütte am Ufer aufsteigen. Das Fischen mit der weißen Feder paßt zur romantischen Schwärmerei.

Männlicher ist die Aalleine, ein langes festgedrehtes Tau, von dem 300 bis 600 kleine Schnüre mit Angelhaken abgehen. In kleine Stücken zerschnittener Häring ist der beste Köder, er sitzt fest und geht nicht so leicht ab, wie der Regenwurm oder die gelbe Miesmuschel. Das kunstgerechte

Auswerfen dieser langen Leine nimmt eine bis zwei Stunden in Anspruch und erfordert viel Geschicklichkeit. Wenn die Fluth in die Meeresarme eintritt und die Fische mit sich bringt, dann wirft man die Aalleine aus und läßt sie eine volle Stunde fluthen; liegt sie über einer Untiefe, wo die Fische sich gern sammeln, dann kann man bei einigem Glücke leicht das halbe Boot füllen. Außer ein paar Hundert kleinen Fischen sah ich auf einen Zug ein Dutzend große, die zwischen zwanzig und fünfzig Pfund wogen, herausziehen. Es waren Schellfische, Rochen, große Schollen, Langfische und armsdicke Meeraale, die zum Kochen und Braten nicht taugen, und wohl wieder vom Fischer in's feuchte Element zurückgeworfen würden, wenn sie nicht unter den nützlichen Fischen stark aufräumten und die ausgeworfenen Netze zerstörten. Man schneidet ihnen daher die Kehlen unbarmherzig durch; doch leben sie nach dieser Operation noch mehrere Stunden.

Wer in Schottland ein ächter Gentleman sein will, der muß von der Jagd und Fischerei etwas verstehen. „Sehen Sie," sagte mir ein auf allen Sport und alles Altschottische gleich versessener Gutsbesitzer, dessen Haus an den Ufern des Braan steht, „wer nicht mit der Jagd und dem Fischen umzugehen versteht, dessen Gefühle sind krank. Seine Begriffe von Pflanzenwuchs bildet er sich nach den Blumentöpfen, die vor seinem Fenster stehen, er riecht an das Basilicum und die Levkoje, und bildet sich ein, das sei Waldgeruch; kommt er weit, so sieht er sich die Roßkastanien im Parke der Vorstadt an. Seine Bilder aus dem Thierleben entnimmt

er dem Vogelkäfig und einem gelegentlichen Besuche im Schlachthause. Er hat keinen Sinn für das Brüllen der See, das Rauschen des Windes und das Tosen des Wasserfalls. Meine Söhne müssen von früh auf Fische fangen und mit hinaus auf die Jagd." So wie dieser Schotte denken gar viele, freilich möchten wir seinen Ansichten nicht in Allem beipflichten, und dabei an das alte Sprüchwort erinnern:

Fischefangen, Vogelstellen
Verderben manchen Jungesellen.

Die **Wildforste** haben in Schottland in der letzten Zeit wieder an Ausdehnung zugenommen, und manchmal habe ich klagen hören, daß da, wo sonst die Schafzucht ergiebige Resultate hervorbrachte, nur unproductives Wild seinen Aufenthalt habe. Doch hat die Sache zwei Seiten.

Die Wildforste der Hochlande sind nicht neueren Ursprungs, sie gehören zu den ältesten aller noch in Schottland bestehenden Dinge und waren, so weit wir zurückblicken können, immer zur Waidmannslust der Edlen, nie zum allgemeinen Gebrauche bestimmt. Schafe und Hirsche vertragen sich schlecht zusammen, und wo der Wollträger einrückte, verschwand allmälig der Hirsch. Mißgönnen wir es daher letzterem nicht, wenn er jetzt wieder Theile seiner alten Wohnsitze zurückerobert, so weit dies mit gesunden volkswirthschaftlichen Grundsätzen verträglich ist.

Die Krone allein besaß in Schottland einst ausgedehntere Wildforste, als alle Territorien, die jetzt diesem Zwecke dienen, und Jagdgesetze, so schlimm wie wir sie nur bei uns im Mittel-

alter kannten, gelten auch jenseit des Tweed. Große Strecken der Distrikte Braemar, Cromar und Strathdee sind seit uralten Zeiten mit Thiergärten bedeckt, und die Hirsche haben sich dort in unglaublicher Weise vermehrt. Gesetze zum Schutze des Wildes wurden von den Hochländern besser respectirt, als Gesetze zum Schutze des Rindviehs Anderer. Die Clanhäuptlinge verbanden sich untereinander selbst zur Hegung und Schonung der Hirsche, und der alte schottische Schriftsteller Martin erzählt im Jahre 1700: „In den Hügeln und Bergen des Forstes von Harris giebt es sehr viel Wild. Ohne besondere Erlaubniß des Hüters darf Niemand ein Stück schießen; ja in der Umgebung des einen Berges hat sich der Eigenthümer Macleod ganz allein für seine Person das Jagdrecht vorbehalten."

Der Hauptvorwurf aber ist der, daß Menschen und Schafe jetzt durch die Ausdehnung der Wildforste verdrängt werden und daß dadurch die Vereinsamung, die uns in den schottischen Hochlanden schon so eigenthümlich entgegentritt, noch mehr befördert werde. Nicht einmal die verlassene Schäferhütte erblickt man jetzt in solchen Gegenden, das Bellen der wolfsartigen Hunde schlägt nicht mehr an unser Ohr, und nur wenn die großen Rudel des Wildes in der Abenddämmerung aus den Wäldern hervorbrechen, erhält die Landschaft einiges Leben. Aber diese Forsten und kahlen Berge, die jetzt von den Hirschen bevölkert werden, waren niemals der Wohnsitz des Menschen und werden auch schwerlich je als ein solcher dienen können, und so mag immerhin, da der

Boden nicht bestellbar ist, vom volkswirthschaftlichen Standpunkte, die Verwerthung desselben als Wildpark das Vortheilhafteste sein. Und schließlich ist auch der bedeutende Werth, welcher im Wildpret repräsentirt ist, nicht zu unterschätzen. Für den Eigenthümer kann der magere Grund und Boden oft gar nicht besser benutzt werden, als daß er einen Wildanger auf demselben anlegt. Dafür lassen sich viele Beispiele beibringen. So wurde ein Stück Landes in Roßshire, das als Schaftrift eine Pacht von 400 Pfund abwarf, in einen Wildanger verwandelt und gab nun eine Rente von 2200 Pfund. Dies mag als ein besonders günstiger Fall angesehen werden; im Allgemeinen ist die Rente von Wildforsten aber dreimal so hoch, als die Benutzung des Bodens auf jede andere Weise, selbstverständlich des schottischen Hochlandsbodens.

Die Rente, welche für die Wildforste allein nördlich vom Caledonischen Kanale bezahlt wird, beträgt jährlich 20,000 Pfund, und dazu kommt noch die Rente, welche der Grund und Boden dort für Verpachtung der Hühnerjagd abwirft, mit nicht weniger als 30,000 Pfund. Ein schottischer Gentleman, der die Saison auf seinem Jagdsitze zubringt, hat dort auch mindestens eine Ausgabe von 300 bis 500 Pfund alljährlich, und diese Summen fließen alle dem Lande zu, das ohne Wildforsten eine höchstens von Schafen bevölkerte Einöde wäre. Aus allen diesen Gesichtspunkten darf man den schottischen Thiergärten wohl ihre Existenz gönnen, ganz abgesehen von dem Vergnügen, das sie dem Waidmanne gewähren.

Den Dee abwärts, nach Osten, Aberdeen zu, erweitert sich das Thal, und hier ist Balmoral (sprich: Ball-marrl), die schottische Sommerresidenz der Königin Victoria, der erste Punkt von Bedeutung. Schloß und Park, Alles ist neu. Prinz Albert kaufte den Boden für 32,000 Pfund und ließ an der Stelle eines alten Jagdhauses das noble und einfache Schloß erbauen, um mit seiner Familie hier einen abgeschiedenen, ruhigen Privatbesitz zu haben, der fern von den großen Heerstraßen und fern von der Eisenbahn liegt. Sein Andenken ist hier gesegnet, sein Lob in Jedermanns Munde, und auf Schritt und Tritt erzählte man mir mit Trauern von seinem allzufrühen Hingange, von seiner großen Güte. Die Erinnerung an unsern Landsmann, den die Engländer anfangs so stark befeindeten, den sie erst später lieben und schätzen lernten, wie sie nie einen Monarchen geliebt, ist allenthalben eine gute und kann den Deutschen nur mit Stolz erfüllen. Für seine Pächter und Untergebenen hat er in der Balmoraler Gegend wie ein Vater gesorgt; er hat dort die Landwirthschaft und Industrie gehoben und ist allenthalben mit gutem Beispiele vorangegangen. Ein Obelisk, mit rührender Inschrift, den ihm die Dienerschaft nicht fern vom Schlosse setzen ließ, giebt Kunde von der aufrichtigen Liebe, die ihm in das Grab nachfolgte.

Balmoral sollte ein schottischer Sommersitz werden, und darum ist dort auch, zur Freude der Schotten, Alles in schottischer Weise eingerichtet. Nur heimische Gewächse, selbst Ginster, Pfriemkraut und Haide, zieren den Park, und wo ein Ornament nothwendig wurde, da wählte man die schottische

Distel. Einfachheit zeigt sich draußen und drinnen, aller Luxus wurde fern gehalten und, um so recht die Privatwohnung anzuzeigen, findet man die Bewachung des Ganzen keinem Regimente Soldaten, sondern einem einzigen Policeman anvertraut, der ohne Säbel in seinem blauen Fracke und Cylinderhut dort umherspaziert.

Das Schloß steht nahe am Ufer des Dee auf einer von diesem gebildeten Halbinsel am Fuße der Craig-an-Gowan-Berge, und ist nach den Angaben des Prinzen Albert von dem Aberdeener Architekten William Smith im schottischen Burgenstile ganz aus weißem Granite auferbaut. Mit seinem mächtigen, hundert Fuß hohen Thurme leuchtet es glänzend aus dem umgebenden Grün hervor. Doch ist es sehr einfach gehalten, und alle unnöthigen Zierathen sind vermieden; einige Marmorreliefs, welche Hochlandsspiele und, um auch das Jagdschloß anzudeuten, die Legende von St. Hubertus uns vorführen, sind die einzigen Sculpturen an der Außenseite. Die Wappen des sächsischen und welfischen Hauses, die verschlungenen Initialen V und A zeigen den Privatbesitz an. Vor dem Thore halten die herrlichen Hirsche Rauchs vom Jagdschloß Glienicke Wacht.

Es hielt schwer, in das Innere Zutritt zu erhalten, und erst als die gefällige Schloßhüterin erfuhr, ich sei ein Countryman des Prinzen Albert, öffneten sich mir die Pforten. Einfach wie das Aeußere ist auch das Innere. Hirschgeweihe schmückten die Corridore, und unter diesen manches, das von einem Thiere herrührte, welches der jetzt regierende Herzog von

Coburg geschossen. Aller Luxus schien verbannt; nur Stahlstiche nach Landseer, keine Oelgemälde, waren zu finden. Die Ueberzüge der Möbeln, die Teppiche und Fenstervorhänge waren in schottischen Tartanfarben, ja selbst die Tapeten zeigten solche Muster. Die Führerin zeigte mir eine Tapete, welche aus einfachen bunten Papierbogen mit darauf geklebten ausgeschnittenen schottischen Disteln bestand. In den Mußestunden, im häuslichen Kreise, hatte der Prinz Albert und Victoria diese Tapete selbst verfertigt und darauf sogar ein Patent genommen. Alles zeugt davon, wie die britische Königsfamilie hier still und heiter, nur sich selbst und ihrer Häuslichkeit lebte. Nichts störte sie da, und schauten sie hinaus aus den Fenstern ihres Schlosses, so entwickelte sich vor ihren Augen das schönste Panorama; da lag das bewaldete Deethal mit seinen Birken, Kiefern und dem hellen, plätschernden Strome, und im Hintergrunde stiegen die blauen mächtigen Berge auf, unter denen Loch-nagar die erste Stelle einnimmt.

Hinter Balmoral werden die Berge wieder ganz kahl, mehr abgerundet und das Deethal breiter. Doch kann man die Ausläufer des Grampians bis nach Aberdeen hin verfolgen. Es ging langsam bergab; Fichten und Birken standen zu beiden Seiten der Straße. In dem kleinen, durch seine gesunde Lage und Mineralquellen berühmten Badeorte Ballater mischen sich, wie in Braemar, moderne Häuser mit elenden Hochlandshütten. Der achthundert Fuß hohe, abgerundete Craigendarroch oder Eichenfels ist der letzte Berg, den wir in der Nähe berühren. Wir nähern uns den Low-

lands wieder. Die Berge treten immer mehr zurück, und der Dee, welcher bisher schnell und munter durch sein steiniges Bett hinplätscherte, fließt nun langsam und gemessen. Es folgt ein einsames, menschenleeres Torfmoor, Muir of Dinnant, das mit seiner braunen Haidevegetation, seiner Moosdecke und seinen schwarzen Torfstichen seltsam mit der abwechselnden Landschaft im Deethale contrastirt. Nur ein Blick rückwärts auf den immer noch sichtbaren Lochnagar kann uns für die traurige Monotonie entschädigen. Dieses Moor ist die Sprachgrenze zwischen dem Gaelischen und Englischen, denn schon der nächste Ort, die Eisenbahnstation Aboyne, ist rein englisch. Ich war nun wieder in den Lowlands, und sagte den Highlands für einige Zeit Lebewohl. Felder mit Gerste, Hafer und Kartoffeln, die ich seit Blairgowrie nicht gesehen, traten wieder auf; aber die kleinen Hochlandshütten zogen sich durch das ganze Land bis vor die Thore Aberdeens hin.

Aberdeen.

Als ich in das auf Unionstreet gelegene Royalhotel zu Aberdeen eintrat, ward plötzlich eine Erinnerung aus dem Vaterlande in mir wach. An den Wänden der Hausflur fand ich die lebensgroßen Bilder der deutschen Kaiser, genau so wie sie im Römer zu Frankfurt stehen, angebracht. Meine Verwunderung war nicht gering. War der Besitzer des Hotels ein Deutscher, der seinen Patriotismus bis an die

Ufer des Dee mitnahm, und als rühmliche Ausnahme nicht im Britenthum aufging? „Mein Herr, das sind die schottischen Könige, der mit dem langen rothen Barte ist Robert Bruce, jener da (auf den Finkler weisend) ist der heilige David, dieser (der vierte Heinrich mußte herhalten) John Baliol." — „Ah, Sie sprechen deutsch!" — „Ich bin ein Magyar aus Pest, bin hier als Oberkellner und war lange Zeit in Paris, Mailand und Prag." — Bei genauer Besichtigung entpuppte sich der „Pester Magyare" als ein vielgewandter und vielgewanderter Jude, und da er Prag erwähnt hatte, so wollte ich die Wahrhaftigkeit seiner Angaben prüfen und fragte nach manchen Einzelheiten der Moldaustadt. Ueberall wußte er gut Bescheid und sprach schließlich fließend tschechisch mit mir. Die Aberdeener mußten später von ihm hören, daß die von Vielen bewunderten schottischen Könige in der Hausflur des Royal Hotel nur die Copien der deutschen Kaiser im Römer seien. Für mich war aber der „Pester Magyare" unschätzbar, denn er lehrte mich Aberdeen nach allen Seiten kennen.

Aberdeen, eine Stadt von 80,000 Einwohnern, hat sich längs des nördlichen Ufers des Dee, nicht weit von dessen Einfluß in die Nordsee, entwickelt. Sie ist nach Größe und Bedeutung die vierte Stadt Schottlands, und folgt gleich hinter Dundee, das nun beinahe 100,000 Einwohner zählt. Aberdeen kann füglich als die Stadt von Granit bezeichnet werden. Denn alle Häuser und Kirchen, die Brücken, das Pflaster, die Hafenbauten und Leuchtthürme sind aus diesem Material aufgeführt. Die Hauptstraße, Unionstreet,

ist fast eine halbe Stunde lang, sie besteht aus gleichmäßigen dreistöckigen Häusern, ohne alle Unterbrechung. Die massige Granitfaçade, dieser grauweiße Wall, aus dem nur die Fenstereinschnitte hervortreten, gewährt nirgends durch Giebel, Erker oder selbst Balcone dem Auge Abwechselung oder einen Ruhepunkt. Alte Stadttheile, mit Bauten, die durch ihre mittelalterliche Architektur anzögen, findet man nicht; die abgelegenen Quartiere sind todt, in ihnen wächst Gras; in anderen herrscht Laster und Elend. Nach dem Hafen zu, an den Quais und in den angrenzenden engen Straßen pulsirt aber ein frisches Leben. Die zahlreichen Kirchen sind, mit einer einzigen Ausnahme, neu und nach der bekannten englisch-gothischen Schablone gearbeitet.

Der östliche Theil von Unionstreet heißt Castlestreet, und dient als Marktplatz. Hier steht das Rathhaus mit schönen alten Thürmen und eine Granitstatue des Herzogs von Gordon, sowie das schönste schottische Croß. Es ist im Renaissancestil gehalten und im Jahre 1686 von dem Stadtarchitekten John Montgomery errichtet. Der große Unterbau zeigt die Medaillonportraits der Stuarts von Jacob I. bis zu Jacob VII. (dem zweiten von England). Aus der Mitte des reich verzierten Baues entspringt eine korinthische Säule, die das schottische Einhorn und den Wappenlöwen trägt. Ueber die Bedeutung dieser Crosses habe ich bereits bei Melrose gesprochen.

Aberdeen ist auch eine derjenigen schottischen Städte, welche dem verstorbenen Prinzen Albert bereits ein Denkmal gesetzt haben. Der geliebte Prinz-Gemahl wird bald mehr

Statuen in dem vereinigten Königreiche besitzen, als selbst Wellington oder Nelson, denn aller Orten beeilt man sich, sein Standbild in Erz oder Stein zu errichten. Unionstreet wird durch eine Schlucht in zwei Hälften getheilt. Eine 130 Fuß lange granitene Brücke führt über dieselbe, und am Ende des luftig geschwungenen Baues steht des Prinzen hübsch in Bronze ausgeführte Statue. Er ist sitzend, in der Tracht des Distelordens dargestellt. Die edlen Züge sind gut wiedergegeben und namentlich die Details hübsch gearbeitet.

Unter den Universitäten Schottlands nimmt Aberdeen mit 550 Studenten den dritten Rang ein. Es bestanden zwei Collegia, die aber später vereinigt wurden: das 1593 gegründete Marishal College in der eigentlichen Stadt und Kings College in Old Aberdeen.

Rings um die Stadt zieht sich ein Kranz von Fabriken hin, die ihre Schornsteine hoch in die Luft erstrecken, und anzeigen, welche bedeutende Gewerbthätigkeit hier herrscht. Da sind Baumwollen- und Wollspinnereien, Eisengießereien und Papierfabriken. Als ein Hauptausfuhrartikel sind die behauenen Granitsteine zu betrachten, die in benachbarten Steinbrüchen gewonnen werden und überall zum Straßenpflastern, Häuserbau und namentlich, wegen ihrer Festigkeit, zu Hafeneinfassungen benutzt werden. Der Hafen Aberdeens ist einer der besten in Großbritannien, groß und geräumig. Die Rhederei ist bedeutend, und regelmäßige Dampferlinien führen nach Leith, Hull und London, sowie nach den weiter nördlich liegenden schottischen Städten.

Ich kam an einem Sonnabend Nachmittage in Aberdeen an, und Unionstreet war, da man bereits Feierabend gemacht hatte, so lebhaft wie der Strand in London. Aber es trieb sich unendlich viel schlechtes Gesindel, Matrosen, Soldaten und liederliche Weibspersonen, umher. Zwischen die betrunkene Menge pflanzten sich Straßenprediger, denn es war ja der Tag vor dem Sabbath. Sie sprachen viel von „our Lord“, verdrehten die Augen und schlugen auf das neue Testament. Es ist dies ein entschiedener Unfug. Die rohen, ungebildeten Menschen behandelten Themata wie die Dreieinigkeit oder die Unsterblichkeit gerade so, als ob sie von einem Wettrennen sprächen, nur legten sie etwas mehr Salbung in ihre Stimme. Dazwischen lärmte und tobte die Masse, ertönten Gassenhauer und rohe Scherze.

Ein ganz anderes Bild zeigte Aberdeen am folgenden Sonntage. Kein Wagen fuhr; keine Droschke war sichtbar. Alles schien wie todt und ausgestorben, und nur zwei Eisenbahnzüge unterhielten die Verbindung mit der übrigen Welt. Als aber die Kirchenglocken riefen, strömte Alles, Mann, Weib und Kind, alt und jung, andächtig mit dem Gebetbuche in die Kirche, und der neugierige Fremde, der, mit seinem grüneingebundenen Reisehandbuch bewaffnet, sich dann in die Stadt wagt, erhält manchen vorwurfsvollen, unduldsamen Blick zugeworfen.

Die Aberdeener sind hübsche Menschen, in deren Adern ein gut Theil scandinavisches Blut zu rollen scheint. Sie sind groß und kräftig, vielfach verschieden von den Engländern,

ächte Schotten, bei denen man noch den untergehenden altschottischen Dialekt reden hört. Unter günstigeren Verhältnissen, wenn die politische Unabhängigkeit des Landes gewahrt worden wäre, hätte sich die schottische Mundart wohl besser entwickeln können, sie wäre dann naturgemäß Literatur- und Staatssprache des nordischen Königthums geworden. Aber die Vereinigung mit England trat dem hindernd entgegen. Um eine Parallele für dieses Verhältniß zu finden, brauchen wir in Deutschland nicht weit zu gehen. Der schottische Dialekt steht genau in der Beziehung zum Englischen, in der sich das Niederdeutsche zum Hochdeutschen befindet. Der Sieg des letzteren ist seit der Reformation zum Segen und Frommen des großen Ganzen entschieden. Wo die schöne niederdeutsche Sprache in einem politisch abgetrennten Gebiete sich erhielt und Literatur- und Staatssprache blieb, wie in Holland, da ist sie verknöchert und erscheint in vieler Beziehung wie ein dürrer Ast.

Das so ungemein praktische und mundgerechte Englisch tritt überall siegend auf; das bemerkt jeder Deutsche an sich selbst, wenn er nur einige Zeit in englischen Verhältnissen lebte. Die einfache, bequeme Sprache drängt sich ihm, schon vermöge der Verwandtschaft, sehr leicht in einzelnen Ausdrücken auf, und er wird lieber sagen, „der Steamer stoppt“ (was ohnehin ganz plattdeutsch ist), als: „das Dampfschiff hält an.“ Wie sehr das Deutsche bereits in Nordamerika durch Anglicismen verderbt ist, weiß Jedermann. Wie sollte also der schottische Dialekt sich halten, der gegenüber dem

Englischen sich in der ungünstigsten Lage befand und zu dessen Falle so vielfache Ursachen beitrugen!

Die Schotten wollen in ihrem Dialekt wesentlich anglische Elemente ausfindig machen und nennen ihn selbst den „old anglo-scottish Dialekt." Sie verkennen aber keineswegs, daß er bereits in den letzten Zügen liege, sie wissen, daß seine Kenntniß, ehe das Jahrhundert zur Rüste geht, nur auf die niedrigsten Volksklassen in entfernten Winkeln des Landes beschränkt sein wird. Vor hundert Jahren wurde diese Sprache noch in allen besseren Kreisen gesprochen und im Beginn dieses Jahrhunderts noch allgemein verstanden. Jetzt spricht man in gebildeten Kreisen nur schulenglisch; die jungen Schotten vollenden ihre Erziehung südlich vom Tweed, und verstehen die Sprache von Burns und Ramsay ohne Wörterbuch nicht mehr. London ist auch für Schottland der Centralpunkt des geistigen und geschäftigen Lebens geworden, und damit ist zugleich der Sieg der englischen Sprache ausgedrückt.

Die niederen Klassen in den Städten sprechen jetzt eine Mischsprache von Schottisch und Englisch, aus der uns noch die Ueberbleibsel der alten Mundart entgegentreten. Fragte ich, wo führt der Weg da oder dort hin, so erhielt ich die Antwort: „Please, Sir, turn to the r e c h t hand," statt right hand. Man sagt ä c h t, statt eight, für acht; k i r k, Kirche, für church; I k e n statt I know, ich weiß; a u l d für old, alt; k a r l manchmal für man. Wo von neu aufgeführten Brücken die Rede ist, da tritt der englische

Ausdruck bridge ein. Bei alten Brücken dagegen, besonders solchen, an die sich eine geschichtliche Erinnerung knüpft, braucht man stets den schottischen Ausdruck brigg. Das sind Alles Beispiele von gut deutschen Wörtern in der schottischen Mundart, um so eigenthümlicher fällt das Wort bonny auf, das, aus dem Französischen stammend und im Englischen wenig gebräuchlich, mit Vorliebe für „gut“ oder „lieblich“ angewandt wird.

Wie Anklänge aus der Jugendzeit, aus längst verschwundenen Tagen, angenehm unser Gemüth berühren, so durchzieht Freude das Herz jedes ächten Schotten, wenn noch hier und da diese Wörter auftauchen, oder wenn sie ihm in den alten schönen Volksliedern entgegentönen; er findet darin nicht blos eine Erinnerung an die großen Tage der Vergangenheit, sondern auch einen Gegensatz zum englischen Elemente, dessen er sich nicht erwehren kann, das er annimmt, das ihm aber nicht sympathisch ist.

Parallel mit dem Dee fließt nördlich von diesem das Flüßchen Don der Nordsee zu, und auf dem von den Mündungen beider Flüsse eingeschlossenen Raume entwickelt sich die alte Vorstadt Aberdeens, Old Aberdeen. Die Häuser sind meistens klein und fast nur vom Mittelstande bewohnt; ja hier und da treten auch noch die strohgedeckten Hochlandshütten auf. Hervorragend ist das klosterartige, gothische Gebäude von Kings-College, dessen Thurm eine eben so eigenthümliche, laternenartige Krone trägt wie St. Giles in Edinburg. Kings-College, ein Theil der Universität, ward 1494

gegründet. Das Innere des Gebäudes ist sehenswerth; namentlich zeichnet sich die Holzschnitzerei in der Capelle aus, die, obgleich sehr alt, doch noch vortrefflich erhalten ist.

Am Ende des Ortes liegt die altehrwürdige und imponirende St. Machar's Kathedrale, ein gothisches Bauwerk aus dem Jahre 1366. Der frühgothische Stil herrscht vor, doch zeigen die Fenster in den Thürmen und das westliche Chor noch den Rundbogen. Das Transept ist eingestürzt; der Chor scheint nie vollendet gewesen zu sein. Das Schiff ist gut erhalten, doch im Innern gräulich verunstaltet durch ungehörige Zuthaten. Die beiden Thürme sind bis in die höchste Spitze massiv aus Granit erbaut, wodurch der ganze Bau etwas ungemein Starres erhält; der Granit läßt nicht die geschmeidige Behandlung zu, wie der Sandstein; man fühlt es heraus, daß durch das Material das Ganze hart wird. Aber imponirend bleibt der alte Dom doch; er hat etwas wie eine eiserne Stirn in einem finstern Gesichte.

Der Don schließt Old Aberdeen nach Norden zu ab; tiefschwarz wälzt er sich, umstanden von alten finsteren Bäumen, dem Meere zu; eine Brücke aus dem Jahre 1300, the brigg of Balgownie, auch von Lord Byron besungen, überwölbt ihn. Sie besteht aus einem gothischen Bogen, und die Sage geht, daß, wenn ein einziger Sohn über sie herschritte, dieser hinab in die Fluthen des Don stürze. An den Ufern des Don stehen einige elende, halbzerfallene Hütten. Ein trauriges Bild, von dem man den Blick gern wegwendet, um

ihn in östlicher Richtung über die heitere Fläche des von Schiffen und weißen Möven belebten deutschen Oceans schweifen zu lassen.

Von Aberdeen nach Inverneß.

Ich setzte meine Reise nach viertägigem Aufenthalte in Aberdeen in nordwestlicher Richtung mit der Eisenbahn weiter fort. Elgin, die Hauptstadt von Morayshire, war mein nächstes Reiseziel. Gut bestellte Felder wechselten mit moorigen Strecken in diesem Theile der Lowlands ab, der zu Aberdeenshire und Banffshire gehört. Hügel erhoben sich hier und da aus dem Haideland; Wald war wenig zu sehen. Bei dem von hübsch bewaldeten Hügeln umgebenen Städtchen Rothes erreichte ich das Speythal. Hier bricht der Fluß durch die 2700 Fuß hohen Benrinnes, die der Gegend ein sehr malerisches Ansehen verleihen. Der Spey ist der wildeste aller schottischen Bergströme, und nächst dem Tay am wasserreichsten. Nicht weit von der Mitte des caledonischen Canals entspringt er in dem kleinen Loch Spey, in einer wüsten und menschenarmen Gegend, wendet sich zuerst östlich, fließt nördlich von dem Hauptstocke der Grampians, dem Ben-muich-dhui, und den anderen hohen Bergen jener Gruppe vorüber, und geht durch Morayshire bei Garmouth in die Morayföhrde, den tief einschneidenden Busen der Nordsee. Viele kleine Bergwässer nimmt er während seines Laufes auf, der, alle Windungen mitgerechnet, 96 englische Meilen lang ist.

Hiernach ist er einer der größten schottischen Ströme, der nur noch vom Clyde, Tay und Tweed übertroffen wird. Der obere Lauf führt durch stark bewaldete, wildreiche Gegenden, und da wenig Stromschnellen und Wasserfälle den Strom unterbrechen, so ist der Spey besonders zum Holzflößen brauchbar. Die Lachsfischerei wird in seinem Gebiete mit Schwung betrieben und wirft bedeutende Revenuen ab.

Hinter Rothes wird das Land wieder ziemlich eben; das Getreide stand überall prächtig und zeugte von der sorgsamsten Bestellung. Ich hatte mich, als ich Elgin erreichte, auf etwa eine Stunde wieder dem Meere genähert; von dem Lady hill, wo eine Granitsäule zum Andenken des Herzogs von Gordon errichtet ist, konnte ich bis nach Lossiemouth, dem kleinen Fischerdorfe an der Morayföhrde, sehen.

Elgin hat ungefähr 8000 Einwohner und sieben Kirchen. Die Straßen sind freundlich und sauber; manche tragen noch ein ganz mittelalterliches Gepräge. Man findet da Giebelhäuser mit kleinen Eckthürmchen und rundbogigen Thorwegen. Auf einem freien Platze steht die alte Stadtsäule, an der eine mehr moderne Sonnenuhr angebracht ist. Vor Allem waren es aber die Ruinen der Kathedrale, der größten Nordschottlands, die mich anzogen. Obgleich die Thürme nur kurz und abgestumpft sind, so leuchten sie doch weit über die lachende Ebene von Moray hin. Es war Bischof Andreas de Moravia, welcher im Jahre 1224 den Grund zu dieser Kirche legte, die eine der schönsten Schottlands überhaupt war und noch in ihrem verfallenen Zustande den Beschauer entzückt. Die

zwei massigen Thürme sind noch ziemlich gut erhalten, aber von den fünf Schiffen des Hauptgebäudes sind nur unbedeutende Reste vorhanden, so daß das Transept, der älteste Theil des Gebäudes, isolirt dasteht. Der Chor mit dem Erbbegräbnisse der Gordons, die in diesem Theile Schottlands begütert sind, bietet mit seinen reichen Steinmetzarbeiten das meiste Interesse. Auch er schließt, wie dies bei den meisten Kathedralen Großbritanniens der Fall ist, nicht mit Capellen, sondern mit einer geraden Wand ab, in der zwei Reihen schmaler spitzbogiger Fenster übereinander stehen. Einzig in seiner Art und schon allein eines Besuches werth ist das angebaute Capitelhaus, das von einem einzelnen Mittelpfeiler getragen wird, von dem die herrlichen Wölbungen des vieleckigen Raumes ausgehen.

Das Gebäude hat seltsame Schicksale gehabt. Im Jahre 1390 brannte es der wüste Alexander Stuart, genannt der Wolf von Badenoch, nieder. Allmälig ward es wieder aufgebaut. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts entfernte man das Blei des Daches, um Kugeln daraus zu gießen. Die Kirche litt darunter unendlich, und als am Ostersonntage 1711 der Mittelthurm einstürzte und einen Theil des Schiffes zerstörte, dachte man an keinen Wiederaufbau und überließ die Ruine dem gänzlichen Verfalle.

Um einen Ort zu sehen, an dem schottische Mönche vor der Reformation in paradiesischer Gegend ein üppiges Faulenzerleben führten, fuhr ich nach der südwestlich von Elgin gelegenen Pluscardine Abbey. In einem prächtigen

Thale, bestanden mit den besten Waizenfeldern, umgeben von bewaldeten Hügeln, liegen die Klosterruinen. In ihnen ist die früheste und edelste Form des gothischen Stiles vertreten, doch zeigen einige Besonderheiten, daß der Uebergang zum verziert gothischen Stile bereits stattfand. Die alten schottischen Ruinen zeichnen sich meistens durch eine Bedeckung von üppigem Epheuwuchs aus; das Klima scheint dieser immergrünen Kriechpflanze besonders zuzusagen. Aber so schön auch die Epheudecke auf dem verfallenen Gemäuer anderer Ruinen sein mag, der dichte, wildverschlungene Wuchs dieser Pflanze, der in imponirender Weise ganz Pluscardine von der Sohle bis zu den höchsten Giebelspitzen überwuchert, stellt alles Aehnliche in Schatten. Die Architektur des Gebäudes ist von außen gar nicht mehr zu erkennen; Alles ist gänzlich mit dichtem Grün überzogen und die armsdicken Stämme des Epheu drängen die Steine und den Mörtel förmlich auseinander; die Blätter, von seltener Größe, erreichen zuweilen den Umfang einer Hand.

Von Elgin führt die Bahn südwestlich nach Forres. Man kommt durch die wilde Haide, in der Shakespeare seine Hexen erscheinen läßt, und hier tönte es Macbeth wahrschauend entgegen:

Heil dir, Macbeth, Heil, Heil dir, Than von Cawdor.

Shakespeare's Quelle für diesen Theil seiner Tragödie ist der Chronist Hector Boethius, der in der Capelle von Kings-College zu Old Aberdeen begraben liegt. Nach ihm sind die drei Hexen die alten Walkyren Gunna, Rota und Skulda,

die Gefährtinnen Odin's, welche die auf dem Schlachtfelde Gebliebenen nach Walhalla führen mußten. So spielte, durch die scandinavischen Ansiedelungen bedingt, altnordischer Götterglaube herüber von Norwegen nach dieser einst keltischen Küstengegend.

Das Städtchen Forres, das gegen 4000 Einwohner zählt, liegt hübsch an niedrige Berge angelehnt. Es besteht aus einer Hauptstraße, nach welcher die Häuser mit ihrer Giebelseite und den niedrigen Thorwegen zugekehrt sind. Ein Stündchen östlich von der Stadt steht der berühmte Swenostein, eine 23 Fuß hohe und vier Fuß breite uralte Säule, über deren Bedeutung die Archäologen noch nicht in's Klare gekommen sind. Auf der einen Seite sind eine Menge roher Figuren von Pferden, Reitern, bewaffneten Männern, Bogenschützen, Hornbläsern und dergleichen angebracht. Die andere Seite zeigt ein erhabenes Kreuz, das in einen Kreis eingeschlossen ist, und unter diesem Kreuze zwei große Figuren in langen faltigen Gewändern, die sich die Hand reichen. Die umgebenden Ornamente sind roh. Eine Deutung dieses gewiß 700 Jahre alten Steines, der im Volksmunde „the Forres pillar" heißt, ist wohl versucht worden, ob aber mit Glück, lasse ich dahingestellt. Der Swenostein, soll ein Siegeszeichen zur Erinnerung an die Austreibung des Dänen Sweno durch König Malcolm II. sein.

Durch die einfache Küstengegend gelangte ich zunächst nach Nairn, einem kleinen Hafenort von 4000 Einwohnern, am Firth of Moray gelegen. Die Straßen sind sauber, die

Häuser meistens noch mit Stroh gedeckt, und nach dem Meere zu nimmt das Städtchen ganz den Charakter eines Fischerdorfes an. Hier beginnt wieder gaelisches Element, oder vielmehr es tritt zum ersten Male an die Ostküste Schottlands, die es auf eine kurze Strecke mit dem germanischen Elemente zusammen inne hat, um dann später wieder, bei Dingwall, ganz von der Ostküste verdrängt zu werden. Am Firth of Moray hatte ich eine herrliche Aussicht nach Norden zu. Man blickt weit über die blaue von Möven überschwärmte Fläche bis dahin, wo sich die rothen Klippen des Gestades von Sutherland prächtig von der weißen Brandung, die sie umspült, abheben.

Im Süden Nairns zieht sich zwischen den Flüssen Findhorn und Nairn, die beide dem deutschen Ocean zueilen, eine ungemein fruchtbare Landschaft hin. Herrliche Waizenfelder, saftige Wiesen und kleine Waldbestände erfreuen das Auge, und muntere, durch felsige Thäler dahinrauschende Bäche geben der Scenerie eine angenehme Abwechselung. In dieser Umgebung erblicken wir zwischen hohen, uralten Bäumen das altersgraue Schloß Cawdor. Wie die Hexen auf der Haide von Forres prophezeit, wurde Macbeth Than von Cawdor; doch nimmt dies Schloß in seiner wahren Geschichte keine hervorragende Rolle ein, und erst die spätere Sage hat den Mord Duncan's in diese düsteren Mauern verlegt. Bald giebt es in Schottland so viele Mordplätze Duncan's als heilige Röcke in der katholischen Christenheit; drei Orte streiten um die Ehre: neben Cawdor noch Glamis und Inverneß.

Aber die Geschichte erkennt keinen von allen dreien an, und nennt uns das Dorf Bothgowan bei Elgin als den muthmaßlichen Sterbeplatz.

Cawdor ist in demselben Stile erbaut wie Glamis. Augenscheinlich stammt es aus verschiedenen Bauperioden; die ältesten Theile reichen aber kaum über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus; jüngere, aber stilgerecht angelegte, tragen Jahreszahlen aus dem vorigen Jahrhundert. Durch eine in Ketten hängende Zugbrücke gelangt man in den Vorhof, in dem einige verrostete Drehbassen uns ehrwürdig, aber unschuldig anblicken. Vor uns liegt der massige Hauptstock des Gebäudes, ein viereckiger, thurmartiger Bau, der oben von vier kleinen spitzdachigen Thürmchen flankirt ist. Durch düstere Wölbungen, lange Hallen und breite Treppen gelangt man in die inneren Gemächer, in denen viele unbedeutende, mit der Geschichte und Sage des Schlosses verwebte Reliquien vorgezeigt werden. Auch Duncan's Sterbezimmer wird gezeigt, aber an Macbeth erinnert nichts — keine bildliche Darstellung aus der großartigen Tragödie. Wie sehr wären hier Kaulbach's herrliche Bilder am Platze! Aber statt deren finden wir schöne flämische Gobelins, welche Scenen aus dem Don Quixote darstellen. Gewiß ist der traurige Ritter aus der Mancha hier nicht glücklich angebracht, und der abgebildete Kampf mit den Windmühlen, die Erkennungsscene mit Dulcinea von Toboso, zwingen uns unwillkürlich in diesen Räumen ein Lächeln ab.

Als besondere Merkwürdigkeit werden noch einige steinerne,

mit Sculpturen bedeckte Kaminsimse gezeigt. Die „fire-side“ spielt bekanntlich in England und Schottland eine große Rolle, und wenn sie auch, da man an ihr auf der einen Seite bratet, auf der andern friert, lange nicht so praktisch wie ein guter deutscher Ofen ist, so verwendet man doch auf ihre Verzierung große Sorgfalt. Die Sculpturen an den Kaminen in Cawdor Castle zeichnen sich nun weniger durch die künstlerische Behandlung, als die Art der auf denselben angebrachten Bildhauerarbeiten aus. Es sind scherzhafte Thierfiguren, die in arabeskenartig verschlungenen Laubgewinden umherklettern; da sieht man grotesk gestaltete Tukane, Affen, die auf Schalmeien blasen, Ziegenböcke mit Fischleibern, Katzen, die Geigen spielen, und derlei Ausgeburten der Phantasie des Steinmetzen. Die Zahl 1510 sollte auf die Zeit der Entstehung dieses Kaminsimses hindeuten: da ich aber unter den Fratzen auch einen Fuchs fand, der gemüthlich eine Pfeife Tabak raucht, so erlaubte ich mir mit Bezugnahme auf Tiedemanns Geschichte des Tabaks bescheidene Zweifel über die Richtigkeit der angegebenen Jahreszahl auszusprechen. Bekanntlich wurde das Rauchen erst zur Zeit der Königin Elisabeth durch Sir Walter Raleigh in England eingeführt.

Inverneß liegt nur eine kurze Strecke westlich von Nairn, die durch das berühmte Moor von Culloden ausgefüllt wird, wo Prinz Charlie Stuart am 16. April 1746 von den Engländern unter dem Herzoge von Cumberland geschlagen wurde. Mit dieser Niederlage ging die Sache der Stuarts auf immer verloren; ein irrender, vogelfreier Mensch,

gescheucht wie ein Reh, flüchtete der Prätendent von Glen zu Glen, von Hochlandshütte zu Hochlandshütte. Trotz des bedeutenden auf sein Haupt gesetzten Preises verrieth kein Schotte seinen Aufenthalt, der vielen bekannt war. Sein Andenken lebt, wie das aller Stuarts, im Volke fort; das alte Königsgeschlecht ist nicht vergessen, man singt und sagt noch viel vom „bonny Prince Charlie." In der „Scotia Music hall" zu Glasgow habe ich ein Singspiel aufführen sehen, welches „the gathering of the clans" hieß. Hochlandstracht, wehende Plaids, klirrende Blades, altschottische Lieder und Tänze wurden dem jauchzenden Publicum vorgeführt, die Handlung drehte sich um den Aufstand Prinz Charlie's, und athmete Haß und Verachtung gegen England. Tief eingewurzelt lebt noch Prinz Charlie im Gemüthe der Hochländer, und sein Bild, in altschottischer Tracht, schmückt die Wände manches Zimmers bei Hoch und Niedrig.

Inverneß und Beauly.

Inverneß bedeutet die „Mündung des Neß." Diese Hauptstadt der Hochlande ist die ultima Thule der Touristen, sie liegt an einem bedeutsamen Punkte, und ist im steten Wachsen begriffen, denn hier vereinigen sich die Föhrden von Moray und Beauly, der caledonische Canal und die Eisenbahn. Eine schöne Kettenbrücke verbindet die auf beiden Seiten des Neßflusses gelegenen Stadttheile. Auf dem rechten Ufer stehen die Häuser der Reichen, hier dehnen sich moderne,

großstädtische Straßen aus, die von dem mächtigen Eindringen englischer Civilisation Zeugniß ablegen, und es wird wohl das Jahrhundert nicht ausgeläutet sein, bis hier das letzte Gaelisch erklungen ist. Mindestens die Hälfte der Einwohner — namentlich die niedrigen Stände — reden aber heute für gewöhnlich noch gaelisch. So ist der Theil des Ortes, welcher aus kleinen strohgedeckten Häusern besteht und der auf dem linken Neßufer liegt, noch rein gaelisch. Inverneß hat gewiß eine bedeutende Zukunft. Schon erheben sich Fabriken und qualmen mit ihren Schornsteinen in die schöne Gegend hinein; die 14,000 Einwohner werden bald verdoppelt sein, und Raum zur Ausdehnung ist vorhanden.

Inverneß ist eine sehr alte Stadt, und einzelne Straßen haben sich auch noch ihr alterthümliches Gepräge bewahrt. Das Palladium der Stadt ist der sogenannte „Tubbenstein," oder Clach=na=Cudden, auf den einst die Mägde ihre Zuber und Butten beim Wasserholen setzten; jetzt ist er neben die Stadtsäule eingemauert.

Von den alten Gebäuden interessirt am meisten das Armenhaus, das der Stadt im Jahre 1668 von dem Provost Dunbar geschenkt wurde. Doch befindet es sich in einem Zustande des Verfalles, der befürchten läßt, daß die Sculptur= und Inschriftreste auf demselben dem gänzlichen Untergange zueilen. Nach der Church Street zu hat das Haus fünf mit dreieckigen Giebelfenstern gedeckte Fenster, welche folgende Bildwerke und Inschriften zeigen: 1. ein alter bärtiger Mann, der sich auf einen Stab lehnt und in einen Mantel gehüllt

ist. 2. Die schottische Königskrone. 3. Die Wappenlilie. 4. Die schottische Distel. 5. Die Jahreszahl 1668. In römischen Charakteren laufen darunter folgende Inschriften hin: 1. This poor man prayed and the Lord heared him and saved him out of all his trubles. 2. A little that a rightious man hath is better nor the 3. richis of manye vikid men. 4. Hie that gives to the poor lendith to the lord, 5. and hei vil paye them seven tymes mor.

Diese Inschriften zeigen, wie in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts die englische Sprache in Inverneß, der Kapitale der Hochlande, bereits ganz fest saß. Denn bei einem Armenhaus, das doch vorwiegend mit gaelischen Leuten bevölkert wurde, hätte man zunächst an eine gaelische Inschrift denken sollen.

Gleichwie bei uns an Bauerhäusern, Burgen, Rathhäusern und einfachen Bürgerwohnungen allerhand Inschriften zu finden sind, so ist es auch in Schottland Sitte gewesen, die Häuser mit Legenden und Sinnsprüchen zu schmücken. Die Zeit, in welche die meisten erhaltenen fallen, mag zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert liegen. In unseren Tagen huldigt man der alten und schönen Sitte nicht mehr; die Inschriften, welche man noch an Gebäuden anbringt, sind kalt und witzlos, nicht einmal fromm, wie die alten, und beziehen sich meistens auf die Baugeschichte des Hauses; ja man wählt dazu gern die lateinische Sprache, damit auch dieser ärmliche historische Nachweis dem vorübergehenden Volke unverständlich bleibe.

Die schottischen Inschriften sind gewöhnlich auch von allerhand Bildhauerwerk, meistens Wappen des Landes und des Hauseigenthümers, begleitet. Der Bürger brachte dabei gern das Zeichen seines Gewerbes, die von ihm verkauften Gegenstände oder die Handwerkszeuge, welche er brauchte, an. Doch beschränken sich die Inschriften nicht allein auf Gebäude, auch an öffentlichen Brunnen, an Thoren, Kirchhöfen und Stadtmauern fand ich sie angebracht. Ernst und Scherz wechseln oft; manch' gutes Körnchen Witz ist da zu Jedermanns Einsicht frei gegeben, aber fromme Sprüche überwiegen. Der breitschottische Dialekt, die einst herrschende Sprache des nordischen Königreiches, ist dabei am meisten angewandt.

Auf einem Hügel südöstlich von der Stadt stand einst Macbeth's-Schloß. Malcolm Kenmor zerstörte es, später ward es neu aufgebaut, ging aber in der Revolution von 1746 gänzlich zu Grunde, und ein neues, castellartiges Gebäude modernen Ursprungs, das als Gerichtshof dient, bedeckt den Platz der Burg, von der Shakespeare Duncan vor seiner letzten Nacht sagen läßt:

> Dies Schloß hat eine angenehme Lage;
> Gastlich umfängt die lichte, milde Luft
> Die heitern Sinne.

In der That ist auch Inverneß der Punkt in Schottlands Hochlanden, der sich durch herrliche Umgebung vor vielen anderen auszeichnet. Am besten übersieht man die Gegend von dem 550 Fuß hohen Craig Phadrick oder Petershügel. Auf dem Gipfel des bewaldeten Berges zieht

sich ein doppelter Kreis Erdwälle hin, die, durch einen Graben getrennt, etwa 150 Schritte lang und 50 Schritte breit sind. Die Steine, welche zum Baue hier verwandt wurden, sind alle verglast; die Reste des „vitrified fort" sind nur noch sehr unbedeutend, jedenfalls wandte man beim Baue dieser seltsamen Befestigungen Feuer an; aber wozu haben sie gedient? Wer baute sie?

Eigenthümlich erscheinen die ganz vereinzelt aus der Umgebung von Inverneß aufsteigenden Bergkuppen, unter denen sich namentlich Tom-na-hurich, der Feenhügel, durch sargförmige Gestalt auszeichnet. Auf dem Gipfel ist der neue Kirchhof der Stadt angelegt. Das schöne Bild der Landschaft bei Inverneß wird vollendet durch den Anblick der Stadt mit ihren vielen Kirchen, den Neßfluß mit seinen lieblichen Inseln, den caledonischen Canal mit seinen Schleusenbauten, die Berge von Roßshire und den reizenden Beaulysee.

Der letztere ist ein fast ganz vom Lande eingeschlossener Meeresarm, der nur durch einen schmalen Sund mit dem Firth of Moray in Verbindung steht. An dem westlichen Ende dieses hübschen Sees liegt das Städtchen Beauly. Das Land in der Umgebung ist sehr gut cultivirt, der Boden, welcher vom old red sandstone gebildet wird, trefflich bebaut. Zwischen hohen alten Linden begrüßen uns auch hier die frühgothischen Ruinen einer 1230 gegründeten Abtei. Ist es doch, als sollte man keinen Ort in Schottland ohne zerfallene Kirchenbauten antreffen! In Beauly herrscht das gaelische Element unbestritten. Aber es war weniger die

arme und zerlumpte Bevölkerung, als die schöne, westlich von Beauly gelegene Landschaft, die mich nach dem kleinen Städtchen hinzog.

Es giebt wenige Gegenden in den schottischen Hochlanden, wo sich dem Auge des Beschauers eine so herrliche Flußscenerie darbietet, als im Strathglaß, das sich südwestlich von Beauly ausdehnt und durch das der kleine Beauly seine Fluthen über Steingeröll und Felsblöcke hinwälzt. Ich fuhr mit einer Dog-cart im Thale stromaufwärts. Die hohen Berge waren mit Birken und Fichten herrlich bewaldet, aus denen nicht weit vom Eingange des Thales ein einsames Pfarrhaus hervorleuchtet. Dort erhält man die Erlaubniß, die Kilmorackwasserfälle zu besichtigen, die wie alle derartige Sehenswürdigkeiten sorgsam hinter Schloß und Riegel verwahrt werden, damit ja dem Pfarrer der Schilling für Besucher nicht entgehe. Dafür machte aber der geistliche Herr selbst den Erklärer. Wie zufällig, hatte er sich mit einem Operngucker bewaffnet an Ort und Stelle eingefunden. Es war ihm aber in seiner Einsamkeit entschieden um die Unterhaltung mit den Fremden, um die Anknüpfung von Bekanntschaften zu thun. Denn hierher verliert sich selten ein Tourist. Die Fälle sind wenig imposant, und werden durch die meisten anderen schottischen Wasserfälle, die des Clyde, bei Braemar, Foyers, am Tummel u. a., weit übertroffen. Mit der deutschen theologischen Literatur war der Pfarrer gut bekannt; er nahm die Gelegenheit wahr, mir seinen Abscheu vor Strauß auszusprechen, daß die Tübinger

Schule Verwerfliches lehre und daß leider auch in England durch Colenso viele Irrlehren verbreitet würden. So wie er dächten die meisten seiner Collegen. Ich zweifelte, nach allen meinen bisherigen Erfahrungen über die religiösen und kirchlichen Zustände Schottlands, keinen Augenblick an der Richtigkeit seines Ausspruches.

Weiter aufwärts im Strath glaß, das ich bis zu dem Struy Inn genannten Wirthshause verfolgte, stehen eine Menge Landsitze. Neben denen altschottischer Adligen erhebt sich dasjenige eines bürgerlichen Mannes, welches aber durch herrliche Bauart, geschmackvolle Anlage, Luxus der inneren Ausstattung und Schönheit des Parkes alle jene in Schatten stellt. Es heißt Belladrum house, und gehört einem Mr. Merrie. Das große Capital, welches er bedurfte, um hier das herrliche Schloß zu bauen, wurde durch Pferdezucht und Wetten bei Pferderennen erworben. Mr. Merrie war gerade im Jahre 1864 ein glücklicher Mann, ich habe selbst gesehen, wie am 9. Juni bei den Ascot Heath Races sein brauner Wallach „Scotish Chief" die zwei ersten Preise gewann. Der Jockey trug eine gelbe Jacke und schwarze Kappe; gelb und schwarz sind Mr. Merrie's Farben, und eine schwarzgelbe Flagge wehte auch von seinem Schlosse im Strath glaß. Ich glaubte zuerst, ein österreichischer Cavalier habe sich hier ein Jagdschloß angelegt.

Wie einsam und todt wäre Strath glaß ohne diese Landsitze, in denen die reichen Besitzer einen großen Theil des Jahres zubringen. Jedes Landhaus ist ein kleines Centrum

14*

der Cultur und übt schon hierdurch einen civilisirenden Einfluß auf die unmittelbare Umgebung aus, die hier von roher, gaelischer Bevölkerung bewohnt ist. Der Pächter schaut nachahmend auf das Schloß seines Grundherrn, und versucht im Kleinen die grünen Rasenflächen, schönen Baumgruppen und herrlichen Blumengärten auf seinem Territorium herzustellen.

Wohnlicher, behaglicher und bequemer kann kaum etwas eingerichtet sein, als ein solcher Landsitz. Nichts scheint zu fehlen, von der Badestube bis zur schönen Baronetshalle. Badestube und Küche sind besonders praktisch, namentlich fesseln in der letzten die Ketten und Zahnräder, förmliche Maschinen, an denen das riesige Roastbeef bereitet wird. In den Treibhäusern und Obstgärten sieht man nur die vorzüglichsten Pflanzen, und durch alle möglichen Vorrichtungen der Kunst sucht man das rauhe nordische Klima zu paralysiren.

Das Leben ist natürlich bei solcher Einrichtung auf diesen Landsitzen sehr kostspielig. Die öffentliche Meinung zwingt die Reichen zur Führung eines glänzenden Hauses, und je größer seine Einkünfte sind, desto luxuriöser muß er leben. Noblesse oblige. Würde er wenig verzehren, so käme er in den Ruf eines Geizhalses, und darum hält er lieber mehr Bediente und Pferde, als weniger, nur um nicht als Knicker verschrieen zu werden.

Der Druidenzirkel von Leys Castle.

Die rohen Kreise aus unbehauenen Steinen, die man unter dem Namen Druidenzirkel kennt, und die in vielen Gegenden von Großbritannien gefunden werden, haben zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der berühmte Kreis zu Stonehenge in Wiltshire und derjenige zwischen Kirkwall und Stromneß auf den Orkneys sind die bekanntesten und oft beschrieben. Aber auch auf dem schottischen Hauptland und den Hebriden finden wir diese vorhistorischen Denkmäler verbreitet, über deren Entstehung bisher noch nichts Sicheres bekannt wurde, auf welche aber die neuere historische und archäologische Forschung doch ein interessantes Licht wirft. Die allgemeine Ansicht, die verschiedenen rohen Steinbauten rührten von keltischen Völkern her, ist nun wohl für immer zu Grabe getragen — sie sind viel älter und haben vorkeltische Bewohner unseres Erdtheils zu Erbauern. Wie weit daher noch der Name „Druidenzirkel" gerechtfertigt, ist nicht schwer zu entscheiden. Was den Druidencultus und die Druiden selbst betrifft, so haben wir in Cäsar's gallischem Kriege noch immer die beste Quelle. Der große römische Feldherr beschreibt die Druiden als Priester, die sowohl öffentliche, als private Opfer bringen mußten. Sie kamen zu bestimmten Zeiten im Jahre an heiligen Orten zusammen und sprachen dem Volke Recht, schlichteten Processe und verehrten die Götter. Die sogenannten Druidenzirkel sollten die Vereinigungspunkte gewesen sein.

Etwa eine Stunde östlich von Inverneß besuchte ich bei Leys Castle einen ziemlich kleinen, aber noch recht gut erhaltenen Druidenzirkel. Er liegt mitten zwischen Feldern an einer wüsten Stelle, überwuchert von Brombeeren und Ginster und beschattet von Eichen, Kiefern und Vogelbeerbäumen. Letztere finden sich bei fast allen Druidenzirkeln, denn das Volk verknüpft mit ihnen allerlei Aberglauben. Auf gaelisch heißt die Vogelbeere Craoth chaorlin, und die Leute destilliren eine Art Branntwein aus den Früchten.

Der in Frage stehende Druidenzirkel wird aus drei Kreisen gebildet und hat im Ganzen 30 Schritt Durchmesser. Der innerste Kreis ist am wenigsten gut erhalten; er ist nur aus kleinen Steinblöcken errichtet, die ohne Ordnung umher zu liegen scheinen und bei denen man nur noch mit Mühe den kreisförmigen Zusammenhang entdeckt. Der zweite Kreis dagegen ist sehr gut erhalten; seine etwa drei Fuß hohen Granitblöcke stehen dicht geschlossen aneinander. Die Steine des dritten, äußersten Kreises, sind die größten. Einzelne unter ihnen erreichen eine Höhe von neun Fuß, doch stehen sie nicht geschlossen aneinander, sondern sind durch Zwischenräume von einigen Fuß Breite getrennt. Durch alle drei Kreise geht eine Straße, eine Art Eingang von etwa fünf Fuß Breite, in südlicher Richtung hindurch. Die Nachgrabungen, die man in verschiedenen Druidenzirkeln angestellt hat, haben stets Aschenurnen, Menschenknochen, Waffen aus Stein und zuweilen aus Bronze zu Tage gefördert. Es waren somit hier die Begräbnißstätten hervorragender Männer, auf

denen man die Steine errichtet und die im Laufe der Zeit zu Cultus- und Justizorten wurden.

Aber diese Steindenkmäler finden wir nicht nur in Europa. Dr. A. Wise hat sie*) auch in Centralindien nachgewiesen und gezeigt, daß sie dort genau die Formen haben und ursprünglich aus rohen, unbehauenen Steinblöcken bestanden, wie bei uns. Als die Künste sich in Europa entwickelten und das Christenthum verbreitet wurde, hörte die Errichtung dieser altheidnischen Culturstätten auf. In Indien dagegen, wo das Heidenthum blieb, wurden die Fortschritte der Kunst auch auf die Steinzirkel angewandt, man verschönerte und vergrößerte sie; es entstanden aus der rohen, einfachen Form ganze Gebäude, wie uns der „Hügel des Lichts," Depaldinna, bei Amrawatty in Centralindien zeigt. Die Steine sind dort mit mythologischen Figuren und Inschriften in noch nicht entzifferten Sprachen bedeckt. Der innere Zirkel hat allein 160 Fuß Durchmesser, eine Ausdehnung, die wir bei europäischen Druidenzirkeln nicht kennen. Ueber den Steinzirkeln wurden im Laufe der Zeit in Indien Tempel erbaut. Die interessantesten Gebäude der Art findet man zu Culna am Hughly; sie gehören dem Maradjah von Burdwan und wurden von Wise untersucht. Der äußere Steinzirkel besteht dort abwechselnd aus weißen und schwarzen, der innere aus rein weißen Marmorblöcken.

So wie diese Zirkel sich in Indien nachweisen lassen, so

*) Proceed of the Soc. of Ant. of Scotl. 1854. p. 154.

findet man auch all' die anderen Steindenkmale, die man bisher schlechthin als „keltisch" bezeichnete, dort vertreten. Die altarartigen Cromlechs, die einzeln stehenden Steine, die Kist-vaens oder Steinsärge und die Dolmen oder Steintische.

Diese Steintische führen ihren Namen Dolmen von dem keltischen Worte daul, Tisch, und men, Stein, und bestehen aus vier oder mehr aufgerichteten Steinen, auf denen eine schwere Platte liegt. Unter diesen kolossalen Monumenten, welche zunächst aus der Bretagne bekannt geworden sind, findet man beim Nachgraben gewöhnlich eine Grabstätte, in welcher sich Geräthe aus Stein und Bronze, wie aus Eisen befinden.

Jetzt sind Hunderte von Dolmen in der Provinz Constantine (Burzug) und an den Thoren von Algier (Guiotville) entdeckt worden, woraus man schließen mußte, daß Kelten auch in Afrika gewesen sind. G. von Bonstetten und Alexander Bertrand haben, unabhängig von einander, die Verbreitung der Dolmen über den Erdboden studirt und durch eine Karte erläutert. In Frankreich, das doch 2300 Dolmen, theils freistehende, theils mit einem Hügel bedeckte, zählt, kommen dieselben gerade in dem früher als „Celtica" bezeichneten Innern des Landes so viel wie gar nicht vor, eben so wenig finden sich Dolmen im Osten des Meridians von Brüssel und Marseille und an den östlichen Zuflüssen der Rhone, auch nicht in Oberitalien, in Böhmen und Galatien, bekannten Wohnsitzen der Kelten. Dagegen zieht sich eine breite Linie dieser Gräber an der ganzen Nord- und Westküste unseres

Continents hin; von Königsberg durch Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein, Jütland, Hannover, Ostfriesland und die Provinz Drenthe, dann, mit Uebergehung von Belgien, auf der ganzen französischen und spanischen Westküste, endlich am Nordrande von Afrika bis in die Gegend von Cyrene. Daß die Errichter der Dolmen aus Asien kamen, beweisen die Bauwerke an den Küsten von Malabar, auf dem südlichen Abhange des Kaukasus und auf der Nordküste des schwarzen Meeres. Palgrave hat sie endlich auch in Arabien nachgewiesen.

Für Dolmen sowohl als Druidenzirkel ist der Zusammenhang mit dem fernen Asien nachgewiesen. Sie sind vorkeltisch. Aber welches Volk erbaute sie? Diese Frage bleibt noch zu lösen.

Der Osten von Sutherland.

Von Beauly ab führt noch eine kurze Strecke Eisenbahn weiter nördlich durch die östlichen Theile von Roßshire und Cromarty bis nach Meikle Ferry an der Dornochföhrde, dem Endstück aller britischen Bahnen. Die fruchtbare Halbinsel Cromarty blieb zur Rechten liegen, und im Nordosten stiegen aus der waldreichen Landschaft die Roßshire Berge mit dem 3422′ hohen Ben Wyvis auf. Trotz der nördlichen Lage steht die Landwirthschaft in diesem Theile Schottlands in hoher Blüthe. Pferde, Schafe und Rindvieh sind nur von den besten Rassen, und die neuesten landwirthschaftlichen Maschinen sieht man allenthalben in Anwendung. Aber die

Zone des cultivirten Landes ist hier nicht breit; sie ist an den alten rothen Sandstein gebunden und erstreckt sich nicht tiefer als ein bis zwölf Miles von der Küste in's Innere.

Am Ende des Firth of Cromarty, welcher tief in das Land einschneidet, liegt das Städtchen Dingwall (2500 Einwohner), der Hauptort von Roßshire, an der Vereinigung des Thales Strathpeffer und des Flusses Conon. Mit ihm beginnt die Reihe der scandinavischen Ortsnamen, die sich an der Nordostküste Schottlands hinziehen; das gaelische Element weicht nun wieder von der Küste zurück. Der keltische Name des Ortes ist Inverphoeran. Es folgt nun das kleine Invergordon und das hübsch auf einer Anhöhe am Südufer des Dornochfirth gelegene Städtchen Tain. Aber alle diese kleinen Orte bieten nichts besonders Anziehendes, so daß ich sie nur mit der Eisenbahn durchflog, die bei Meikle Ferry an der Dornochföhrde ihr Ende hat.

Was Tourist und Vergnügungsreisender hieß, lag lange schon hinter mir, die Luft wehte so unmittelbar gleichsam mit einem nördlichen Geruche über die Föhrde herüber, und außer einigen Geschäftsreisenden und Leuten, die nach den Orkneys und Shetlandsinseln wollten, kam so leicht Niemand mehr hierher. Mit dem Touristenstrom hörte auch die Reisebequemlichkeit auf, und schon das schmutzige kleine Dampfboot „Benwell," das mich hinüber zur Küste von Sutherland brachte, gab einen Vorgeschmack von den ferneren Reisen. Ein Capitän, der zugleich als Steuermann fungirte, zwei Matrosen und ein Heizer machten die ganze Bemannung aus.

Von Regenbach und Kajüte war nicht die Rede; ich saß auf dem Gepäcke, ward von der stürmischen See über und über naß, und dankte Gott, als ich das gegenüberliegende Ufer von Sutherland erreicht hatte.

Mit gemischten Gefühlen übersah ich die sandigen Dünen, welche das Nordgestade der Dornochföhrde umgeben. Black's Reisehandbuch sagt: „Die ausgedehnte Landschaft Sutherland ist dadurch ausgezeichnet, daß die ganze Oberfläche von 1800 Quadratmiles zur Schafzucht verwendet wird, und nur an den Küsten zieht sich ein schmaler cultivirbarer Rand hin." Das waren Aussichten! Die Eisenbahn war zu Ende, von Telegraphen keine Rede mehr, und eine große Landkutsche, die weiter nach Norden zu ging, war die einzige Culturvermittlerin. Also frisch hinauf auf den Top! Die vier Gäule ziehen brav an, und hindurch ging's über die sandigen Dünen. Ginster, Besenkraut, Sand und zahllose Kaninchenlöcher bilden die Landschaft; der dürre blaugrüne Sandhalm kann kaum Wurzel fassen, der Wind überschüttet ihn mit Sand, der Halm aber arbeitet sich wieder hindurch an's Tageslicht und hilft so die Düne befestigen.

Bald kam Dornoch, die Hauptstadt Sutherlands, uns zu Gesicht. Es ist ein kleiner sauberer Ort von 700 Einwohnern, und hier war vor dem Sutherland Arms Inn der erste lange Aufenthalt der Kutsche, so daß ich vollkommen Zeit hatte, das Städtchen zu besehen. Es besteht aus einem einzigen Platze, mitten darauf die alte massige gothische Kirche mit dem niedrigen Thurme, dieser gegenüber die grauen

Mauern eines alten Bischofssitzes, der mehr wie eine Ritterburg aussieht, und dabei ein Gerichtsgebäude, das neu im altschottischen Stile errichtet ist; diese Gebäude, vereint mit einigen niedrigen Häusern und strohgedeckten Hütten, machen Dornoch aus.

Dornoch war als Bischofssitz von Caithneßshire berühmt und hat eine sehr bewegte Geschichte durchgemacht. Die Baumeister der wenigsten schottischen Kirchen sind dem Namen nach bekannt; sie hinterließen keinerlei Berichte oder eingemeißelte Namen auf den von ihnen errichteten Kathedralen, gleichsam als wollten sie ihre geringe Persönlichkeit nicht mit dem Allmächtigen in Verbindung bringen, zu dessen Ehre sie gearbeitet. Von einem Geistlichen aber ist es bekannt, daß er zugleich ein tüchtiger Architekt war. Die wilden Normänner in Caithneßshire und Sutherland hatten hintereinander zwei Bischöfe auf grausame Weise getödtet. Da ward im Jahre 1223 Gilbert von Moravia, Archidiakon von Murray, auf den Bischofssitz von Caithneß erhoben. Um ihn dort recht zu befestigen, wurde seine Wahl in Gegenwart des Königs vorgenommen, und zugleich war er ein Verwandter der normännischen Häuptlinge, die von den Orkneys nach dem „südlichen Lande" herübergekommen waren. So konnte er in Frieden über zwanzig Jahre als Kirchenfürst regieren. Er baute in dieser Zeit die erwähnte Kathedrale von Dornoch, wie alte Berichte sagen, mit eigenen Händen; ja selbst das Glas zu den Fenstern wurde an Ort und Stelle unter seiner Aufsicht hergestellt. Nicht lange nach seinem Tode wurde der gute Bischof

canonisirt. Die Kirche ist in ihren wesentlichen Theilen noch die alte, leider aber sehr schlecht restaurirt.

Bischof Gilbert Murray machte sich aber noch in anderer Weise verdient, denn er übersetzte zuerst die Psalmen und Evangelien in's Gaelische, und ward so der Ulfilas der Hochländer; von seiner Uebersetzung ist aber nichts erhalten geblieben.

Es ging nun weiter nach Norden. Nadelhölzer und Birkenwaldungen folgten aufeinander, und Felder und Wälder, Alles war streng eingezäunt. Fehlen Steine, so legt man Rasenstücke übereinander, baut aus diesen einen künstlichen Wall, der bald mit stachligem Ginster überzogen ist und eine undurchdringliche Hecke bildet. Auf einem sehr gut gebauten, mit Schleusen versehenen Damme passirte ich Loch Fleet, einen von Bergen hübsch eingerahmten Meeresarm. Die Berge treten nun immer näher an's Meer heran, die Formation des old red sandstone nimmt bedeutende Strecken ein, doch sind die Höhen kahl und bilden Schafweiden. Der Küstensaum am Meere aber ist herrlich angebaut, und Waizen und Roggen gedeihen in der Gegend von Golspie vortrefflich. Ueberhaupt machte mir Sutherland an dieser Stelle nur den besten Eindruck. Die Landstraßen waren prächtig gehalten, Alles zeugte von Sauberkeit und Wohlstand.

Mehr als vier Fünftel der ganzen großen Grafschaft gehören dem Herzoge von Sutherland, der, mit seinen angrenzenden Domänen in Cromarty, den größten Grundbesitz in Großbritannien hat. Im Norden, Westen und Südosten

begrenzt der Ocean Sutherland, und an diesen Küsten ist Cultur; tritt man aber nur wenige Miles tief in das Innere hinein, so kommt man in eine halbe Wüstenei, die nur dünn mit Menschen gaelischer Zunge bevölkert ist, in der man allein das Blöken der Schafe hört. Es sind keine großen Bergketten, die sich durch das Innere hinziehen, sondern ohne Ordnung dastehende, gleichsam durcheinander gewürfelte Hügel, der eine hier, der andere dort. Nur an der Grenze von Caithneßshire, im Nordosten, tritt eine größere zusammenhängende Bergkette auf. Charakteristisch sind die vielen kleinen Wasserbecken, die, weil ihnen die großartige Umgebung hoher Berge meistens fehlt, wesentlich verschieden von den mittelschottischen Lochs sind. Wasserlilien, Meerrosen und Schilf decken manche ganz zu; ihr Fischreichthum jedoch lockt die Angler von nah und fern heran.

Auf die hier wohnenden Menschen paßt, wie aus meiner früher mitgetheilten Schilderung der Gaelen hervorgeht, fast noch buchstäblich die Schilderung Pennant's aus dem Jahre 1772: „Hier scheint der vollkommene Aufenthalt der Trägheit zu sein. Die Einwohner leben in einer Art von Schlafsucht, ihre Hütten sind erbärmlich und bestehen blos aus einigen dünnen, mit Rasen bedeckten Pfählen. Sie haben nicht halb so viel Getreide, als ihre Bedürfnisse erfordern, wozu das Klima eben so viel, als ihre Faulheit beiträgt. Doch giebt es hier noch viel urbares Land, das völlig ungebaut liegt. Sie arbeiten nie, bis sie der Hunger dazu treibt. Vielleicht hält die Härte ihrer Oberen sie auch von aller Industrie ab, da sie nach

türkischen Grundsätzen immer noch gedrückt werden, wenn sie anfangen, Verbesserungen zu machen. Es zogen jetzt große Haufen von ihnen aus dem Lande und verkauften sich auf einige Jahre jenseit des Oceans."

Ich näherte mich nun Golspie. „Golspie is a large niece town," hatte ein Bürger von Dornoch gesagt, der mit mir auf dem Top der Kutsche saß; „but", fügte er hinzu, „it is not so fine as Dornoch." Golspie kam in Sicht. Zur Rechten lag immer das Meer, zur Linken erhob sich Ben-a-Bhragie (1282′ hoch), und auf ihm thronte eine geschmacklose Kolossalstatue des verstorbenen Herzogs von Sutherland, ein Monument, das weit in's Meer und Land hineinleuchtet. An dem flachen, mit Algen und Schalthieren bedeckten Strande, der gerade zur Ebbezeit einen sehr üblen Geruch verbreitete, zieht sich eine einzige lange Straße hin, die Häuser sind fast alle einstöckig, abwechselnd mit Schiefer und Stroh gedeckt, und vor dem einen oder andern liegen bereits — ein großer Fortschritt — breite Steine; kein Haus zeichnet sich vor dem andern durch schönere Bauart aus und giebt den Nachbarn Anlaß zum Neid; kein Thurm streckt sich von der niedrigen Kirche in die Höhe und keine Nebengasse wagt es, den Bauplan Golspies zu stören, das einem langen Bandwurm gleicht. Durch grüne Wiesen und üppige Felder hindurch fuhr die Kutsche ein. Die Kinder liefen zusammen und schrieen: „it comes, it comes!" nämlich die Landkutsche. Und auch die Alten wurden aufmerksam und eilten von ihrem Geschäfte fort, nach Thür und Fenster. Da trat der Grocer Low mit

einer grünen Ladenschürze und der Feder hinter dem Ohre an die Thür, der Shoe- and Bootmaker Mc Kay warf seinen Leisten bei Seite und guckte durch das kleine viereckige Fenster des strohgedeckten Häuschens, während der Druggist Ferguson würdig einen Blick über die Brille hinweg den Fremdlingen zuwarf und seinem Gehilfen, indem er die Uhr zog, sagte: „Kommt heute zehn Minuten früher als gewöhnlich, möchte wissen, warum?" Selbst der Stadtausrufer mit der Schelle in der Hand hielt inne und schaute die Kutsche an. Kurz und gut, Alles war in Aufregung, und hier und da guckte auch ein blonder Mädchenkopf hinter den Blumen am Fenster hervor, der sich aber scheu vor den zudringlichen Blicken der Fremden wieder zurückzog. Die Kinderrotte vergrößerte sich; Bob gab dem David eine Ohrfeige, weil er ihn beinahe unter die Pferde gestoßen, und darüber kamen Bob's und David's Mutter in einen Zank, den der Ironmonger Lindsay zu schlichten versuchte. Alles ward auf der Straße abgemacht. Die Menschen sind hier nicht so verwöhnt; sie liegen ab von den Culturstraßen, von den unromantischen Schienenwegen, klatschen freundnachbarlich zusammen, gehen Sonntags strenggläubig zur Kirche, und sprechen viel vom Fischfang, und daß auch der Surgeon Mc Gregor sterben mußte, der so Manchen einst curirt, und daß Mary Wells jetzt die Braut von Charles Anderson ist, nachdem sie dem Lachlan Mc Allun einen Korb gegeben hat.

Das Alles und noch viel mehr erfuhr ich bei der Fahrt durch Golspie, obgleich sie nur fünf Minuten dauerte, denn

der Dornocher kannte alle Verhältnisse genau. Und als ich die lange Straße hindurch war und bei hübschen Gartenhäusern vorüber kam, fragte ich den Dornocher, der gesagt hatte, Golspie wäre eine „large niece town," ob nun die eigentliche Stadt begänne? „Please Sir, it is an end!" hieß es da, und ich bewunderte den bescheidenen Sinn des Mannes, der Golspie „large" finden konnte. Golspie hat nach dem letzten Census 876 Einwohner, jetzt mögen wohl 24 hinzugewachsen sein, so daß die Stadt 900 Insassen zählt.

Vor dem „Golspie inn" hielt der Wagen. Das Schild zeigte eine hockende Katze aus dem Helmschmucke der Herzoge von Sutherland; ich kehrte bei der Katze ein und fand Alles gut und sauber. An vergangene Zeiten erinnerten mich Talglichter, denen ich zum ersten Male hier begegnete, und die Lichtputzscheere betrachtete ich fast wie ein versteinertes Ungeheuer aus antediluvianischer Zeit. Ich war einen Tag und eine Nacht in Golspie, aber sie genügten, um in dem Städtchen Menschen und Dinge gründlich kennen zu lernen. Fühlte ich mich nicht fünfzig Jahre zurückversetzt in kleinbürgerliche, provinziale Verhältnisse? Gewiß! Als ich nach dem kurzen Aufenthalt schied, winkte ich Allen auf der Straße ein Lebewohl zu. Ich kannte sie ja! Denn bei jenem hatte ich eine Kleinigkeit gekauft, bei diesem nach dem Wege gefragt, mit dem dritten im Wirthshause mein bitter Ale getrunken. Alle waren freundlich, zuvorkommend gewesen. Der Lindenbaum am Ende des Ortes stand in voller Blüthe und schüttelte seine Aeste im Winde, und die zwei bärtigen Shetland-

ponies dort auf der Wiese, die dem James und John, den Söhnen des wohlhabenden Farmers Grant gehören, sprangen munter umher. David und Bob, die sich bei unserer Ankunft geohrfeigt hatten, waren auch nebst der andern barfußigen Rotte beim Abschiede wieder da; heute aber vertrugen sie sich und schrieen vereint, als der Driver die Peitsche schwang und wir auf den Top der Kutsche stiegen, ihr schallendes Hurrä! Ade Golspie!

Gleich hinter Golspie ist der Fluß, ein munterer, aber brauner Gesell, überbrückt, und auf der Brücke steht ein steinerner Obelisk mit einer gaelischen Inschrift, die ich bereits weiter oben mittheilte.

Ein herrlicher Park beginnt, ein Forst wundervoller Bäume zieht sich am Meere hin, und daraus hervor leuchten die stolzen spitzdachigen Thürme von Dunrobin Castle; es ist ein großartiger Bau, mit verschwenderischer Pracht außen und innen ausgestattet, ein herrlicher Fürstensitz, das schönste Schloß Großbritanniens. Der Herzog von Sutherland, der Freund Garibaldi's, bringt hier seine Jagdzeit zu; mit seiner Dampfyacht landet er am Gestade der Nordsee und schreitet durch wunderbar gehaltene Gärten hinauf nach seinem Schlosse, der Robertsburg (Dun-Schloß, Robin-Robert), die freilich sehr alt in ihren Anfängen — sie ward 1097 gegründet — jetzt aber als imposanter neuer Bau vor uns steht. Auf einer prächtigen Höhe erhebt er sich von dem terrassirten Grunde und blickt mit der Hauptfront hinaus auf die Nordsee. Zahlreiche spitzdachige Thürmchen recken sich

schlank wie Nadeln in die Luft, alle sind mit Bleiziegeln gedeckt, deren jeder den Stern der Sutherlands trägt. An allen Fenstern findet sich der Wahlspruch des Herzogs: Sans peur. Nur der 135′ hohe Hauptthurm, unter dem die Einfahrtshalle befindlich, ist abgestumpft. Das Innere ist würdig wie das Aeußere ausgestattet, und es ist nur zu bedauern, daß dieser grandiose Bau so fern von aller Cultur, einsam und verwaist hier an der Ostküste Sutherlands liegt.

Dunrobin ist der letzte freundliche Punkt nach Norden zu, denn jetzt hören die Wälder auf und, mit einer einzigen Ausnahme, kommen uns nun nur einzelne Bäume zu Gesicht. Die Küste beginnt jetzt steil zu werden und behält diesen Charakter auch bei bis zu dem nördlichsten Punkte Schottlands hin.

Bei Brora, einem ziemlich großen, aus elenden Hütten gebildeten Dorfe, sah ich die ersten Häringsboote, etwa zwanzig an der Zahl, in See stechen. Die Berge zur Linken sind kahl und von kleinen Bächen durchrissen, die nach kurzem Lauf dem deutschen Ocean zueilen. Ihr Wasser ist dunkelbraun, ein Zeichen, daß es aus den Torfmooren auf den Bergen kommt. Alle diese Wasserrisse sind mit steinernen Brücken überwölbt, und die zwei oder drei Straßen, die durch den nördlichsten Theil Schottlands führen, besonders die an der Küste entlang, ganz vortrefflich gehalten; kein Weggeldeinnehmer, der Schrecken im Süden Schottlands, stürzt über den armen Reisenden her. An den Wasserrissen wuchert der Adlerfarrn mächtig, und sucht uns für die Ab-

wesenheit des Baumwuchses zu entschädigen. So geht der Weg eine Strecke fort, bis sich auf einmal wieder gut bebaute Hafer- und Rübenfelder zeigen. Das Meer macht eine Bucht, ein brauner Fluß windet sich durch die klippigen Juragebilde hindurch, die von Möven umschwärmt sind; auf einem Felsenvorsprunge liegen die grauen Ruinen eines alten Schlosses der Sutherlandfamilie, und unten im Thale leuchten uns freundlich die mit blauen Schiefern oder rothen Ziegeln gedeckten Häuser des Fischerstädtchens Helmsdale entgegen. Scandinavisch der Namen und die Menschen. Die Luft riecht nach Häringen; Tonne bei Tonne liegt in dem sichern Hafen, und draußen auf der blauen Fläche der Nordsee segeln langsam etwa hundert Häringsboote, von unserer hohen Straße wie schwarze Punkte anzusehen: schwarz das Boot, die Takelage, das kurze viereckige Segel — aber das Alles werden wir noch besser und großartiger in Wick, der Hauptstadt von Caithneßshire, beobachten.

Caithneßshire.

Caithneßshire ist die nordöstlichste Grafschaft Schottlands. Von dem nach Westen zu gelegenen Sutherland wird sie durch die Bergkette der Morven getrennt. Im Norden braust der atlantische Ocean, welcher als Pentland Firth zwischen dem Hauptlande und den Orkneyinseln jene gefährliche und wildtosende Wasserstraße bildet, welche die Schiffer so gern vermeiden und, um von der Nordsee in den atlantischen

Ocean zu gelangen, lieber den weiten Bogen um die Orkaden vorziehen. Die Ostgrenze bildet das deutsche Meer.

Caithneßshire ist 40 englische Miles lang und 30 breit; also ein sehr kleines Ländchen. Der Flächeninhalt von 400,000 englischen Ackern ist nur zum vierten Theile mit Feld und Weideland bedeckt, die übrigen Dreiviertel nehmen uncultivirte Moore und Hügel ein. Das Land ist flach und meistens uninteressant; Moor und Haide wechseln. Bäume findet man so selten wie weiße Sperlinge. Die Ströme sind unbedeutend, da sie sich schon nach kurzem Laufe in das Meer ergießen. Im Innern dehnen sich viele kleine Seen mit flachen Ufern aus, von denen Loch Watten der größte ist. Im Norden liegen Loch Swinzie und Loch Haellan.

Der Boden von Caithneßshire wird durch meistens schiefrige Grauwacke der devonischen Formation gebildet, die namentlich an den zerrissenen, felsigen Küsten gut zu beobachten ist. Im Süden treten Granite und Quarzite auf. An der Westgrenze nimmt der Gneiß unbedeutende Strecken ein.

Die Flora hat schon einen sehr nördlichen Charakter; manche schottische Pflanze, die ein mehr südliches Klima bedarf, bleibt aus, und andere nordische Arten treten dafür auf. Die Haiden (Erica cinerea, Tetralix und Calluna vulgaris), die Heidelbeere, die Rauschbeere, der Alpenarbutus, die Bärentraube, Myrica Gale, und namentlich das Rennthiermoos überziehen große Strecken. Der Fingerhut, hier Dead man's bell, Todtenglocke, genannt, bleibt auch diesem Ländchen treu, wie er denn überhaupt in Schottland eine große Verbreitung

besitzt. An den Küsten tritt dagegen eine Meerstrandsflora auf, unter welcher sich die schottische Primel (Primula Scotica) auszeichnet. Einige Weiden stellen die größere Vegetation vor, und dunkle Sagen gehen im Volke, daß Caithneß einst bewaldet war.

Die Fauna zeigt uns die kleineren mitteleuropäischen Säugethiere. Vögel beobachtete man 191 Arten, besonders Seevögel aus den Geschlechtern Uria, Alca, Fratercula, Phalacrocorax, Sterna, Larus, Cataractes, Procellaria, Puffinus und Thallasidroma.

Das Klima von Caithneßhire ist, wegen der Nähe des Meeres, sehr feucht, windig und veränderlich. Nordlichter werden oft gesehen; stehen sie niedrig am Horizonte, so deuten sie auf schönes Wetter, gehen sie bis zum Zenith, so folgt gewöhnlich Sturm.

Die Bevölkerung, welche ich weiter unten näher schildern werde, ist in den an Sutherland angrenzenden Bezirken noch vorherrschend gaelisch, an den Küsten aber überall germanisch. Sie lebt vom Fischfang und von der Seefahrt. Industrie fehlt in Caithneßshire gänzlich.

Diesem Ländchen näherte ich mich nun, als ich Helmsdale im Rücken hatte. Es ist so wenig besucht worden und, meines Wissens, in der deutschen Literatur ganz unberücksichtigt, daß es sich für mich der Mühe verlohnte, dasselbe gründlich anzusehen. Hinter Helmsdale steigt die Straße fortwährend, die hohen Berge drängen sich immer dichter an's Meer, eine kahle, unwirthliche wilde Gegend beginnt,

in der keine einzige Hütte steht, in der nur Haidefläche und weites blaues Meer dem Blicke begegnet. Ein kalter Wind wehte mir entgegen. Hohe schwarze Schneestangen sind ausgesteckt, um im Winter die Straße zu bezeichnen, damit der Wanderer oder der Wagen nicht von ihr abkomme und hinab an den steilen Küsten in's Meer stürze. Die Goldammer und der Bergspatz zirpen an unserm Wege hin; höchstens begegnet uns ein zweiräderiger Karren mit braunem Torf beladen, den der arme Mann, der das Pferd antreibt, selbst für seinen Winterbedarf aus den weiten Mooren holte. Unser Weg führt hier 1200′ hoch in schwindelnder Höhe über dem Meere hinweg, ein Granitberg zu unserer Linken, ein Vorsprung in's Meer zur Rechten zeigen die Grenze von Caithneß an, wir sind am Ord of Caithneß. Wüste, wilde, menschenleere Gegend, umsäumt von den spitzen, hochaufstrebenden Morvenhills (Mor-bhein im Gaelischen), die als Landmarke für Caithneß gelten und durch die ganze Grafschaft sichtbar sind. Es folgt ein tiefer schwarzer Thalriß, und an den Wänden desselben stehen zum letzten Male Fichten und Lärchen, aber alle ohne die schlanken hochaufschießenden Wipfel, welche diese Nadelhölzer sonst kennzeichnen, sie haben breite Kronen gebildet. Diese Stelle, an der ein einsames Wirthshaus liegt, heißt Berriedale. Es ist der romantischste Punkt in Caithneß: düstere Fichten, ein schwarzes, schäumendes und brausendes Wasser, hohe Bergwände, schroffe Klippen, ein einsames Wirthshaus im kühlen Grunde, dabei das weite

blaue Meer, das giebt schon ein Bild unter diesem nordischen Himmel.

Eine Strecke hinter Berriedale bleibt die Ostküste noch wild, dann ist der Boden wieder bebaut, aber nur der schmale Küstensaum hinauf bis zum höchsten Nordpunkte; im Innern dagegen blos Moor und kahle Berge, bedeckt mit Schafen. Wir sind hier im Kirchspiele Latheron oder gaelisch: Lathair-Roin, d. h. Ruheplatz der Seehunde. Denn auf den Meeresklippen sonnen sich diese Thiere und werden den Küstenbewohnern häufig zur Beute. Hier treten wieder Gaelen und Scandinavier im schroffsten Gegensatze auf, scharf geschieden und in ihrem ganzen Aeußern schon als Menschen verschiedener Art erkennbar: der gaelische Häusler und der scandinavische Farmer. Da stehen einzelne freundliche Häuser, aus Steinen erbaut, sauber angeweißt, das Dach mit Schiefer gedeckt; dabei ein Garten, in dem sorgfältig solche Blumen gepflanzt werden, welchen das Klima erlaubt zur Blüthe zu gelangen. Eine dichte kleine Anpflanzung von Ahorn und Ulmen, die etwa zwölf bis fünfzehn Fuß hoch wird, repräsentirt so etwas wie eine Art Wald. Die Hafer-, Gersten- und Kartoffelfelder sind im besten Stande, und namentlich das Vieh (kurzhörnige englische Rinder und feinwollige Schafe) zeigt eine besonders gute Pflege. Die landwirthschaftlichen Geräthe sind nach den neuesten Mustern gearbeitet. Und nun sieh Dir diese Tenants, Pächter, an. Schöne, große Männer, reckenhafte Gestalten mit freier Stirn und offenem Auge. Blühende Mädchen, ächte Nordlandskinder, roth-

wangig, blauäugig mit vollem blonden Haar, so daß man in Versuchung kommt zu fragen: Heißt Du nicht Ingeborg? So sind diese Farmer scandinavischer Abkunft wohl durchgängig, und mit Vorliebe sprechen sie den altschottischen Dialekt.

Und nun das andere Bild. Dort zieht sich eine aus rohen Felssteinen aufgeführte Mauer hin und schließt ein kleines Besitzthum ein. Das Haidekraut, das den Boden bedeckte, ist entfernt und einige Streifen Kartoffeln sind in den Boden gepflanzt; dabei etwas Hafer und Turnips. Am Rande des cultivirten Landstreifens stehen einige Fliederbüsche, dann folgt ein wüster Platz, bedeckt mit Ginster und Pfriemkraut, in dem eine magere Kuh blökt. Inmitten dieses Ortes steht die Hütte des gaelischen Pächters. Hat es ihm an Steinen in der Nachbarschaft gefehlt, so ist ihm der Torf ein willkommener Baustoff gewesen. Kein Schmuck oder Bild im Innern, nichts ist mit Farbe angestrichen, Alles roh. Draußen hängen an einem aus Latten zusammengenagelten Dreiecke einige Häringe zum Trocknen, hinter der Hütte liegt ein Berg Torf.

Ich bin oft in diese elenden Wohnungen eingetreten, sei es, daß der Regen mich hineintrieb, oder unter einem andern Vorwande, aber stets wurde ich freundlich empfangen, man las mir aus der gaelischen Bibel vor, und nahm gern die kleine Gabe, die ich bot. Das Gepräge der Armuth war im ganzen Wesen der Bewohner zu erkennen. Ihre Nahrung besteht aus Hafermehl, Kartoffeln und Fischen. Sie verschmähen auch den Dogfisch nicht, einen kleinen Hai,

der den Häringen nachstellt und in den Netzen der Fischer große Verwüstungen hervorbringt. An der Küste von Latheron ist die gaelische Sprache schon theilweise aus diesen Hütten verdrängt, aber der Charakter der Menschen ist geblieben.

Bei Dunbleath Castle sagte mir der Kutscher, ein jovialer Bursche: Das sind die höchsten Bäume in der Grafschaft. Ich schaute hin und erblickte etwa ein Dutzend kümmerliche Ahorne, von denen der höchste etwa zwanzig Fuß messen konnte. Es begann nun zu dunkeln, die Gegend wurde flach, aber das Ufer blieb immer hoch. Hier und da leuchtete der glimmende Torf, der in den Hütten gebrannt wurde, durch die offene Thür. Das Meer sah aus wie eine weite graue Fläche, und in der Ferne glänzte das Licht eines Leuchtthurms. Der Wachtelkönig ließ seinen schnarrenden Ton im Felde hören. Endlich blinkten mir Lichter entgegen, und nach achtstündiger Fahrt, von Golspie ab, war Wick erreicht.

Wick und Thurso.

Wick ist ein gut germanischer Name; wie der Ort gleichen Namens auf Föhr bedeutet es: Zurückweichung, Bucht. In diesem Sinne wird das Wort auch heute noch im schottischen Dialekte gebraucht. In der That bildet die Nordsee hier eine von Schieferklippen umgebene Bay, in welche das „Water of Wick“ fällt. Am rechten Ufer liegt

der regelmäßige Hafenort Pulteneytown, erst im Jahre 1808 von der britischen Fischereigesellschaft erbaut; am linken die alte eigentliche Stadt. Die Häuser sind fast alle gleich, zwei Stock hoch und aus den schwarzen Grauwackenschiefern errichtet, die aus Klippen am Meere gewonnen werden. Das ist der rechte Fischerplatz, und wer Häringe und Häringsfang sehen will, wer beobachten will, wie das Wohl und Wehe von 8000 Menschen von dieser Gabe des Meeres abhängt, der gehe im Juli und August nach Wick; denn Wick ist der Sitz der bedeutendsten Häringsfischerei in Schottland, und trotzdem der kleine enge Hafen Manches zu wünschen übrig läßt, entwickelt sich in ihm doch zu dieser Zeit ein solches Leben und Treiben, daß man den Hafen eines großen Handelsplatzes zu sehen glaubt.

In älteren Zeiten waren die schottischen Monarchen nur auf die Erhaltung des Lachsfischfangs bedacht. Erst Jacob III. (1460—1488) munterte zum Häringsfange auf, und unter ihm ging im Parlamente eine Acte durch, „daß etliche geistliche und weltliche Herren und etliche Burgflecken Schiffe und Boote nebst den erforderlichen Netzen und Fischereigeräthschaften dazu ausrüsten sollten. Ein jeder Burgflecken sollte eine seiner Größe gemäße Anzahl Schiffe ausrüsten, die nicht unter 20 Tonnen groß sein durften. Alle müssigen Leute sollten von den Richtern der Grafschaft gezwungen werden, sich an Bord dieser Schiffe zu begeben." Doch kam die Häringsfischerei erst im 18. Jahrhundert recht in Blüthe, weil bis dahin der Handel durch schlechte Gesetze sehr be-

schränkt war und die Holländer das Monopol an sich gerissen hatten.

Jetzt aber steht die Häringsfischerei in Schottland auf ihrem Höhepunkte, die jährliche Production beträgt etwa 770,000 Faß, und die Regierung widmet derselben alle Aufmerksamkeit. Gerade als ich in Wick war, bereiste eine Commission, an deren Spitze der Zoolog Professor Huxley stand, die Küste, um sich über den Zustand der Fischerei zu unterrichten, denn man hatte angenommen, daß die Häringe seltener würden. Dem ist aber nicht so. Die Zahl der Boote hat sich vermehrt und damit ist die durchschnittliche Ausbeute der einzelnen geringer geworden. Beim Volke herrschte der Aberglaube, daß die großen Kanonen, welche überall an den Küsten aufgestellt sind, die Häringe vertrieben, und in der That kommen sie nicht mehr so nahe an die Küsten wie früher. Man verlangte, daß die Häringsfischerei auf eine bestimmte Zeit eingeschränkt würde; allein dies ist nicht rathsam, denn hierdurch würde der Schellfischfang beeinträchtigt werden, da man zu diesem Häringe als Köder benutzt.

In Wick ist Alles Häring. Es war an einem schönen sonnigen Morgen, als ich die Häringsflotte von etwa 1000 Booten nach vollführtem Fang in den Hafen einlaufen sah. Welches Gewimmel am Lande und welches im Meere! Wie mit schwarzen Ameisen bedeckt, so sah die wunderbar grüne durchscheinende Fluth aus; eins der schwarzen Boote nach dem andern kam langsam herangerudert; der weite Bauch war mit Netzen und Häringen gefüllt; alle drängten nach

den Landungsplätzen, die nicht genug Raum für die große Zahl der Boote hatten. In Körben wurden die silberglänzenden, am Rücken blau und rosa schillernden Häringe heraufgezogen und von Männern und Weibern das Geschäft des Einsalzens mit merkwürdiger Geschicklichkeit vollbracht. Man entfernt zunächst die Eingeweide, indem man mit einem kurzen Messer einen Schnitt in den Hals des Fisches macht und die inneren Theile herauszieht. Diese werden jedoch nicht fortgeworfen, sondern als Dünger verwandt oder Oel daraus gekocht. Beim Einsalzen werden die Fische in die Tonnen lagenweise, eine Lage mit dem Bauche nach oben, die anderen darüber mit dem Rücken nach oben, eingepackt und mit Schichten groben Salzes überstreut. Ein Böttcher schlägt die Tonnen sogleich zu und befestigt die Reifen darum.

Das war ein Leben und Treiben! Hier die drallen, hochgeschürzten Wickerinnen, denen man aber nicht nahen mochte, so sehr waren sie mit Blut und Schuppen bedeckt; dort die stämmigen, wettergebräunten Fischer mit Südwestern oder rothen Fischermützen und in hohen Wasserstiefeln. Da lagen Fässer voll Salz, hier Faßdauben zu neuen Tonnen, dazwischen Böttcher, Händler, Matrosen größerer Schiffe. Kein Schuhbreit Platz war frei, und überall ein Geruch, wie er schlimmer nicht gedacht oder gerochen werden kann. Häringe und Fischreste überall auf dem schmutzigen Boden zerstreut. Zweirädrige Karren, mit schweren Gäulen bespannt, zogen die gewichtigen Netze hinaus vor die Stadt, wo sie auf den Wiesen zum Trocknen ausgebreitet wurden und

nun ganz Wick mit einem breiten schwarzen Gürtel umspannten.

Die Kosten zur Ausrüstung eines Häringsbootes sind nicht unbedeutend. In Wick gab man mir folgende Preise an: Ein Boot, das 25 Fuß lang ist, kostet fix und fertig 200 Pfund Sterling. Ein jedes ist mit zwölf Netzen versehen, deren Länge 120 Fuß, deren Tiefe 8 Fuß ist. Der Preis eines solchen beträgt 4 Pfund. Ein guter Durchschnittsfang für ein Boot ist während einer Nacht 15 Barrel (Tönnchen), deren jedes loco im August 1864 mit 18 bis 20 Shilling bezahlt wurde.

Die Wicker sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag. Wenn auch germanisches Blut in ihnen vorwaltet, so ist doch die keltische Beimischung keineswegs zu verkennen, Die dunklen Farben des Haares sind so häufig wie die blonden, und die Form des Gesichts ist mehr rund als länglich. Germanische Namen sind noch häufiger als die gaelischen, und mancher rein scandinavische wird vorgefunden. So z. B. Swanson und Manson (Magnusson). Ihre Mundart ist die schottische mit einigen Eigenthümlichkeiten, die man leicht herausfindet. Wo im Schottischen wh steht, setzt der Wicker f, fat für what; wo ein ch im Beginn des Wortes steht, schleifen sie es in s ab, also surch für church. Sie sind übrigens große Whiskytrinker, als grob und unkeusch verschrieen, und Tabakrauchen und Schnupfen ist selbst unter den Weibern verbreitet.

Etwa eine halbe Stunde südlich von der Stadt liegt

auf einem Vorsprunge an der klippigen Küste ein alter viereckiger Thurm von etwa 100 Fuß Höhe, ohne Dach und ohne jegliche Fensteröffnung. Er ist nur aus den Schiefern der Küste ohne allen Mörtel erbaut, und heißt „aul' man o' Wick," der alte Mann von Wick, unter diesem Namen kennen ihn die Schiffer, denen er als Landmarke dient. Wozu wurde das seltsame fensterlose Gebäude benutzt? Sichere Nachrichten haben wir nicht. Er war vielleicht eine Befestigung der Oliphants und der Catli, nach denen Caithneß den Namen führt.

Stattliche Bauten und Ruinen finden wir in diesem Theile Schottlands nicht mehr, aber Caithneßshire ist reich an anderen interessanten Alterthümern, die auf die erste Geschichte unseres Geschlechts ein eigenthümliches Licht werfen. In großer Menge findet man dort unterirdische Behausungen, die in nicht geringerem Grade die Aufmerksamkeit anziehen, als die Pfahlbauten Mitteleuropas.

Dahin gehören zunächst die sogenannten „Pechtish houses" oder Pictenhäuser, die aber mit den alten Picten nichts zu schaffen haben, denn sie reichen sicher weit über die Zeit dieses Volkes hinaus. Besonders zahlreich sind sie im südlichen Theile des Kirchspiels Wick. Manche befinden sich in den fruchtbaren Ackerbaugegenden, andere liegen wieder in wüsten Haideflächen.

Von außen erscheinen die Pictenhäuser wie kleine begraste Hügel von 12 bis 16 Fuß Höhe. Eins bei dem Orte Thrumster bestand aus zwei concentrischen, aus Lehm und Steinen auf-

geführten Mauern, deren bedeutender Zwischenraum mit festgestampfter Erde ausgefüllt war. Der eingeschlossene Mittelraum bestand aus verschiedenen Zellen, in denen man fünf Feuerstätten auffand, ein Zeichen, daß hier einst Menschen gehaust haben. Das Ganze war in der rohesten Weise überwölbt und mit Erde zugedeckt. Im Innern fand man einzelne Steingeräthe und Gerippe. Andere Pictenhäuser zeigten gar keinen Inhalt; sie waren wohl nur bloße Schlafplätze.

Am belangreichsten sind aber die Ausgrabungen, die S. Laing gerade während meiner Anwesenheit in Wick wenige Miles nördlich von dieser Stadt, zu Keiß an der Meeresküste anstellte und über die er kurz darauf in der ethnologischen Gesellschaft zu London berichtete. Laing hatte schon früher die Vermuthung aufgestellt, daß etwas, wie die dänischen „Kjöken möddings“ in Caithneß vorhanden sei, und durch die Nachgrabungen in den Erdhügeln bei Keiß ward seine Ansicht bestätigt. Nach der Entfernung der Rasendecke fand man, daß die Hügel aus großen Massen von Herzmuscheln (Cardium edule) und Napfschnecken (Patella vulgaris) bestanden, die mit Knochen, Feuersteinsplittern und Knocheninstrumenten der rohesten Art untermischt waren. In zwei Hügeln fand man Ueberreste alter Gebäude, und in einem die festen Mauern eines Hauses und drei verschiedene Pflasterungen, eine über der andern, die entweder von verschiedenen Menschenrassen herrührten, oder von einer und derselben zu verschiedenen Zeiten errichtet wurden. In der tiefsten Lage wurden sehr rohe Steingeräthe entdeckt, während die Instrumente, welche

man in den höheren Schichten antraf, eine sorgfältigere Art der Bearbeitung zeigten. Unter den verschiedenartigen Geräthschaften aus Knochen und den von der Nahrung übrig gebliebenen Thierresten entdeckte Laing auch eine Art Scheere mit bronzenen Klingen und eisernem Handgriff. Unter den Knochen fiel der Unterkiefer eines etwa siebenjährigen Kindes auf, in dem noch die Zähne festsaßen. Er war aber so zerbrochen, als hätte man zu dem Marke gelangen wollen, weshalb auf Cannibalismus unter jener Menschenrasse geschlossen wird. Die aufgefundenen Töpferreste waren je nach der Schicht, in der sie entdeckt wurden, verschieden. In den unteren Lagen waren sie sehr roh, in den oberen dagegen zeigten sie schon vorgeschrittenere Arbeit und waren stellenweise blau glasirt. Die Steingeräthe zeigten keine Einschnitte von Werkzeugen. Die thierischen Ueberreste waren Knochen eines kleinen Wälfisches, Delphine, Ochsen, Pferde, ungemein große Hirschknochen in bedeutender Menge, Wildschweine und Ziegen. Schafknochen wurden nicht aufgefunden; dies weist auf ein hohes Alterthum der Hügel hin, denn auch in den Schweizer Pfahlbauten kommen keine Schafknochen vor. Aber neun Zehntel der Nahrung jenes Volks bestand aus Schalthieren. Sie hatten kein Fischereigeräth, und obgleich sie am Meeresstrand wohnten, findet man doch kein Anzeichen, daß sie jemals auf die See hinausgegangen sind. Ihre Kunst stand auf einer sehr niedrigen Stufe; ihre Architektur dagegen war etwas höher geartet.

Laing beschrieb auch die Eröffnung eines Begräbnißhügels

an der Seeküste, der mit Särgen angefüllt war, die 15 Fuß einer von dem andern entfernt standen. Die Art und Weise des Begrabens ist gleichfalls ein Zeugniß für das hohe Alterthum dieses Volkes. Der Körper wurde seiner ganzen Länge nach auf den Boden ausgestreckt und ein Steinbehälter rings um denselben gebaut, der aus flachen Blöcken von Bruchsteinen bestand. Ueber das Ganze wurde dann ein leichter Hügel von Steinen und Erde aufgeschüttet. Von Gebäuden fand man in diesem Hügel keine Spur; er wurde nur als Begräbnißplatz angesehen. Das mittelste Grab, vielleicht das eines Häuptlings, zeichnete sich durch steinerne Messer, Lanzenspitzen und Beile aus, die man darin auffand.

Interessant ist jedenfalls der Nachweis, daß diese Urbewohner Schottlands Menschenfresser waren; viel später noch, als dies eben in Rede stehende Volk lebte, sagt St. Hieronymus den alten Schotten Cannibalismus nach, der überhaupt auf unserer Erde viel weiter verbreitet war, als man für gewöhnlich annimmt, und die erste Regel hieß nicht: liebe deinen Nächsten, sondern: friß deinen Nächsten.

Um einige Ausflüge bis an den nördlichen Punkt von Caithneß zu machen, wandte ich der großen „Metropolis of Fishdom“ den Rücken. Der ganze Norden der Grafschaft ist flach, ausgezeichnet cultivirt und meistens mit Hafer bestellt. Ueberall erblickt man gut construirte eiserne landwirthschaftliche Maschinen, mit denen man den Boden so trefflich wie irgend möglich bebaut und ihm trotz des rauhen Klimas noch eine ergiebige Ernte abgewinnt. Vor Ende

September kann man jedoch an ein Mähen des Hafers nicht denken.

Die Landstraßen waren überall vortrefflich gehalten, und so sauber und eben, als führten sie durch den Park eines englischen Lords. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die Einfassungen der Felder, die aus frei aufstehenden Steinplatten von Zolldicke und zwei Fuß Höhe bestehen. An anderen Orten würde dies sehr kostspielig sein, aber der ganze Boden von Caithneß ist ein ergiebiger Steinbruch, aus dem die leicht spaltbaren Schiefer gewonnen werden. Hier und da ziehen sich Haidestrecken und kleine Landseen in der traurigen Landschaft hin; Ginster und Weißdorn vertreten alle größeren Gewächse, und das schottische Feldhuhn streift in Ketten umher.

Wenige Miles nordwestlich von Wick hat man bereits den ersten Blick auf die Orkneyinseln, und dieser Anblick ist überraschend. Bis dahin hatte ich nur weites, flaches Land vor mir; aber plötzlich tauchten die blauen Berge der berühmten Inseln auf. Sie erscheinen wie Hügel, die sich aus dem Boden von Caithneß selbst erheben. Da lagen sie greifbar, der interessanteste Blick, der mir in landschaftlicher Beziehung in diesem nordöstlichen Winkel Großbritanniens wurde.

Bei Castletown of Olrick kam mir zuerst der atlantische Ocean zu Gesicht. Der kleine saubere Ort wird von Steinbrechern bewohnt, welche hier die herrlichen Schiefer und Pflastersteine gewinnen, die einen Hauptausfuhrartikel

des Städtchens bilden. Ein dicht gepflanzter kleiner Hain, den man in fünf Minuten bequem umwandeln kann, überraschte mich in dieser baumlosen Gegend freudig. Es ist der „Wald von Olrick," berühmt in Caithneß, zu dem an schönen Sommertagen die Leute aus meilenweiter Ferne herbeigezogen kommen, um ein Picknick zu veranstalten und sich an „Waldscenerie" zu ergötzen. Wie bescheiden sind diese Menschen: der „Wald" besteht aus zwölf Fuß hohem Buschwerk von Ahorn und Ulmen!

Bald lag Thurso, das Endziel meiner Reise, die nördlichste Stadt des britischen Hauptlandes (58° 35′) vor mir. Obgleich mir vor Frost die Zähne bedenklich klapperten, so spielten die Thursoer auf einem Anger vor der Stadt doch Cricket in Hemdsärmeln, sie waren an das rauhe Klima gewöhnt. Die Stadt, welche etwa 3500 Einwohner zählt und viele Kirchen aufzuweisen hat, liegt an einer herrlichen Bucht und ist durch regelmäßige Dampfschifffahrt mit Wick und den Orkneyinseln verbunden. Die Häuser sind alle aus den schwarzgrauen Schiefern des Landes aufgebaut, unbeworfen; die Straßen breit, regelmäßig und Abends mit Gas beleuchtet.

Die halbkreisförmige Bucht, welche sehr guten und sichern Ackergrund bietet, ist nach zwei Seiten hin von Vorgebirgen abgeschlossen: östlich von Dunnet Head, dem nördlichsten Punkt Schottlands, westlich von Holborn Head, und nach Norden zu schließen die Orkneys, blau, prächtig wie eine Wand aufsteigend, den Golf. Ich war auf Holborn

Head; eine Heerde Delphine schwamm gerade, als ich auf die am weitesten hervorragende Spitze trat, um diese herum. 400 Fuß fielen die zerklüfteten Felsen jäh nach dem Meere zu ab; Schaaren von Seevögeln, die durch mich aufgestört wurden, umschwärmten diesen schönen Punkt. Unten lag das Meer, tiefschwarz und heulte und brandete. Wie Kanonenschläge erklangen die anprallenden Wogen, die grün, mit weißem Gischt bedeckt, sich aus der tiefschwarzen Meeresmasse abhoben, an den Klippen in die Höhe leckten und dann in Millionen nasse Atome zerstäubten. Gegenüber bei Dunnet Head brandete die Pentland-Föhrde, der große östliche Golfstrom, vom atlantischen Ocean zum deutschen Meere. Weiß schäumte er an den rothen Sandsteinfelsen dieses Vorgebirges auf, um dann seinen Weg an der Ostküste von Caithneß vorbei bis zu den Küsten von Banffshire und Aberdeenshire fortzusetzen.

Fast greifbar, in vier Stunden mit dem Dampfer zu erreichen, lagen die Orkneys da; vor allen trat Hoy hervor; jeder Riß war zu unterscheiden, der sich durch die Felsen hinzog, und die Buchten zwischen den einzelnen Inseln. Drüber hin jagten Wolken und warfen ihre Schatten auf die Fluth.

Auf den Klippen von Holborn Head breitet sich eine ächte Meerstrandsflora aus, und ich pflückte die schottische Primel (Primula Scotica), die nur an diesen Küsten wächst, und sah Großbritanniens treuesten Farrn, den Adlerfarrn, auch an diesem nördlichsten Punkte. Ich hatte ihn von der Grafschaft Kent in Südengland an verfolgt.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Thurso trat ich denselben Weg zur Heimkehr nach Inverneß an, den ich gekommen.

Der caledonische Canal und Oban.

In der Richtung von Nordosten nach Südosten zieht sich vom Moray Firth, dem Ausläufer der Nordsee, bis zum Loch Linnhe, dessen Wasser mit dem atlantischen Ocean in Verbindung steht, eine Kette langer schmaler Seen hin, die nur durch Kanäle mit einander zu verbinden waren, um die schönste Wasserstraße quer durch Schottland zu bilden. Die Natur hatte hier einen Weg vorgezeichnet, dem der Mensch nur durch die Kunst nachzuhelfen brauchte, um eine der besten Wasserstraßen zu schaffen, deren Bedeutung sicher noch eine größere geworden wäre, wenn man die Kanalbauten tiefer angelegt hätte, und wenn in jenen Gegenden überhaupt mehr Handel und Schifffahrt herrschte. Letzteres ist jedoch nicht der Fall, und so ist der caledonische Kanal stets sehr wenig benutzt worden. Die gefährlichen Küsten an seiner westlichen Mündung schrecken die Schiffer ab, und sie gehen lieber den weiten Weg um die Orkneys und Hebriden herum, als daß sie durch die vielen Seen und Schleusen sich hindurchschleppen lassen. Die ganze Länge dieser Wasserstraße von Inverneß im Nordosten bis Fort William im Südwesten beträgt 63 englische Meilen. Die Tiefe des Kanals ist nur 17 Fuß, und schon darum ist er für größere Seeschiffe nicht passirbar; in der That ist es auch auf seinen Fluthen todt und einsam.

Darum deckt das kolossale Werk, welches nicht weniger als 1,256,000 Pfund Sterling kostete, kaum die Unterhaltungskosten. Der Bau begann im Jahre 1803, die erste Strecke wurde 1822 eröffnet, und erst im Jahre 1847 war der Kanal vollendet, von dem 37 Miles durch die Seen und 23 durch künstliche Ausgrabungen gebildet werden.

Bei Muirton, einer kleinen Vorstadt von Inverneß, lag der Dampfer „Edinburgh Castle" bereit, der mich nach der wilden schottischen Westküste bringen sollte. Die Reisegesellschaft war eine so gemischte, wie auf einem rheinischen Dampfboote. Frankreich war durch den Prinzen Jerome Napoleon und Gefolge vertreten; ein spanischer General schimpfte mir gegenüber weidlich auf England und sprach von der Wiedereroberung Gibraltars; ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen wollte, daß seine Worte in einem deutschen Herzen Widerhall gefunden hätten, denn damals, zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges, herrschte eine große Erbitterung auch in Schottland gegen Alles, was deutsch war, und der Spanier war mir ein guter Bundesgenosse. Auf dem zweiten Platze des Dampfers saßen arme gaelische Leute, denen aber der Whisky gerade so gut mundete, wie den Schotten und Engländern auf dem Hinterdecke. Ihre Unterredung verstand ich leider nicht; ich hätte sie aber sicher lieber mit angehört, als die der meisten Engländer, die stereotyp über Holloway's Pillen und die „bedrooms" in den Hotels sich unterhielten.

Viel des Interessanten bietet die Tour durch den caledonischen Kanal gerade nicht. Keine Stadt, kein Dorf unter-

bricht die ganze lange Strecke, aber hier und da liegen an den Ufern hübsche Landhäuser. An den kahlen, gleichförmig gebildeten Bergen, die sich in ziemlicher Höhe zu beiden Seiten erheben, sieht man vereinzelt die elenden gaelischen Hütten. So blieb die Scenerie fast immer dieselbe, und nur der langweilige Durchgang durch die Schleusen gewährte einige Abwechselung. Auf die Dauer ermüdet diese Landschaft, und doch nennen die Schotten diesen Kanal ihren „Rhein" ! Aber welch' himmelweiter Unterschied! Die zwei oder drei Ruinen an den Ufern sollen unsere stolzen, sagenreichen Schlösser repräsentiren, und Fort Augustus und Fort William die prächtigen Städte am heiligen Vater Rhein!

Durch einen kleinen Vorsee, Loch Dochfour, gelangt der Dampfer in den Loch Neß, den größten der Seen, die den caledonischen Kanal bilden. Er ist 24 Miles lang und über eine englische Meile breit. An vielen Stellen erreicht er die außerordentliche Tiefe von 130 Faden, und in Folge der Gleichförmigkeit der Temperatur des Wassers, die durch diese Tiefe bedingt wird, friert er niemals zu. Zur Rechten springt ein kleines Vorgebirge in den See hinaus, und hier erheben sich die ziemlich umfangreichen Ruinen von Urquhart Castle, das schon im Beginne des 14. Jahrhunderts stand und noch heutigen Tages im Besitze derselben Familie, deren Namen es trägt, sich befindet. Von hier aus fährt der Dampfer zum linken, südöstlichen Ufer des Loch Neß hinüber und gestattet den Passagieren einen halbstündlichen Aufenthalt, um den berühmten Wasserfall von Foyers zu besuchen,

der in der That höchst sehenswerth ist und für die vielen unbedeutenden Wasserfälle, zu denen man in Schottland gelockt wird, reichlich entschädigt. Es sind zwei Fälle übereinander: der obere, zweimal gebrochene, über den eine Brücke führt, stürzt dreißig Fuß tief herab; der untere dagegen, der eigentliche Fall, den Robert Burns in einem herrlichen Gedichte besang, rauscht zwischen Felsen und reichlichem Baumwuchs in einem eleganten Bogen von 90 Fuß in den Abgrund hinab.

An der Südwestspitze des Loch Neß liegt das nach der Revolution von 1715 erbaute Fort Augustus, das nun aber, da die Schotten an keine Trennung von England mehr denken und sich mit der Union ausgesöhnt haben, als Festung gänzlich überflüssig geworden ist. Bevor jedoch die Passagiere zu diesem Orte gelangten und ehe der Dampfer die acht Schleusen durchfuhr, die Loch Neß mit dem nach Loch Oich führenden Kanal verbinden, wurden sie alle durch ausgetheilte Einladungen auf das Museum Gordon Cumming's aufmerksam gemacht, das in Fort Augustus aufgestellt ist.

Ronaleyn Gordon Cumming war ein moderner Nimrod, der neben dem Löwentödter Jules Gérard genannt zu werden verdient. Sein Geschlecht, das der Comynes von Badenoch, die in diesem Theile Schottlands begütert sind, ist so alt wie das der ersten schottischen Könige, ja es stand, als die Verhältnisse in Schottland noch schwankend und unsicher waren, diesen an Macht und Ansehen gleich. Von Jugend auf war Gordon Cumming ein rüstiger Waidmann. Er schoß den

Edelhirsch, der aus den Quellen des Spey trank, und zog mit der sichern Büchse von Glen zu Glen. Als die Heimath seiner abenteuerlichen Thatenlust keine Nahrung mehr bot, ging er hinaus in die Fremde. Weiland erschloß sich den irrenden schottischen Rittern und Abenteurern die Nobelgarde der Könige von Frankreich; aber die Zeiten sind vorüber, und so ging Gordon Cumming nach Afrika und jagte dort Löwen, Nilpferde, Rhinocerosse, Elephanten, Hyänen, Krokodile und all' die anderen wilden Thiere. Seine großen Sammlungen brachte er mit in die Heimath und stellte das Museum von Fort Augustus zusammen. Die Beschreibung seiner Jagdabenteuer erschien 1850 zu London unter dem Titel: A Hunter's Life in South Africa. Das Buch ist lebhaft geschrieben, und obgleich nicht frei von Uebertreibungen, zählt es doch zu den besten Werken ähnlicher Art. Gordon Cumming machte für die Fremden, die den caledonischen Kanal durchfahren, selbst den Erklärer seiner Sammlungen und erzählte mit vieler Würze bei jedem einzelnen Löwenfell oder Elephantenzahn seine persönlichen Abenteuer. Die Reclame verschmähte er keineswegs, und er zeigte sich darum in der auffallendsten Hochlandstracht, in Kilt und Plaid, mit dem Dolch an der Seite, der Adlerfeder auf dem Bonnet, angethan in den Farben seines Clans und begleitet von einem großen weißen Ziegenbock, der ihm wie ein zahmer Hund überallhin nachfolgte. Kaum 49 Jahre alt ist er im März 1866 gestorben.

Auf Loch Neß folgt der kleine, nur 3½ Miles lange Loch Oich, der höchste Punkt des caledonischen Kanals, an

dessen Ufer die Ruinen von Invergarry Castle liegen. Hier war der alte Sammelplatz des mächtigen Clans Mac Donnell, und hier erhebt sich, gegenüber einer kleinen Insel, der Rabenberg, Craig-na-phitich, dessen Namen als Kriegsruf der MacDonnells galt.

Die Strecke vom Loch Oich zum Loch Lochy, dem nächsten See, ist nur zwei Miles lang, und am Südende dieses Loch erblickt man zuerst, schneebedeckt, den bedeutendsten Berg Großbritanniens, den 4406′ hohen Ben Nevis, dessen Basis einen Umfang von 24 Miles hat. Der nördliche Theil besteht aus zwei scharf begrenzten Terrassen, deren höhere gänzlich vegetationslos ist und nur kahles Gestein zeigt. Die niedere Terrasse ist mit einer dürftigen Rasendecke überzogen, zwischen die sich mit Haidekraut bedeckte Stellen einmischen. Der Gipfel, ein schwarzer Porphyrstock, schießt aus den umgebenden Granitmassen steil auf und erscheint wie ein eigener Berg für sich, so jäh fallen nach allen Seiten seine mit Steingeröll und großen Blöcken bedeckten Abhänge ab. Er ist fast ganz kahl, und nur an einigen Quellen und kleinen herabströmenden Gerieseln breitet sich eine Alpenflora aus. Zwischen moosigen Stellen zeigen Epilobium alpinum, Silene acaulis, Saxifraga stellaris und nivalis ihre bescheidenen Blüthen.

Am Südwestende des Loch Lochy beginnt die längste künstliche Strecke des caledonischen Kanals, die mit elf Schleusen, Neptun's Staircase genannt, ihren Abschluß findet. Hier liegen das einsam stehende Bannavie Hotel und das

3000 Einwohner zählende Städtchen Fort William, sowie die Ruinen von Inverlochy Castle. Die Luft des atlantischen Oceans weht uns entgegen, der hier Loch Eil, einen tiefen Meeresarm, in das Land hineinschickt. Die Fahrt auf dem caledonischen Kanal war beendet.

Die großartige Natur der schottischen Westküste that sich vor mir auf mit all' ihrer Romantik und Wildheit, die in der That einzig zu nennen ist. Nach allen Seiten durchziehen tiefe Föhrden das Land, und dicht an diese heran treten über 3000 Fuß hohe Berge in schroffen, kühnen Formen, am Fuße bespült von den Wogen des Oceans, die Gipfel von nassen Nebelwolken bedeckt. Dann tauchen Felseneilande aus der Fluth auf, umschwärmt von weißen Seemöven. Keck und zudringlich tummeln sie sich mit widerlichem heisern Geschrei, ewig lärmend, um den Dampfer. Hier und da öffnen sich die Berge und gestatten tiefe Blicke in das Innere des Landes, in die wüsten, wilden Glens, unter denen Glen Coe den ersten Rang einnimmt. Ich habe später von Oban aus dieses Thal besucht, und muß gestehen, daß es viel wilder und großartiger ist, als alle von mir früher besuchten Glens. An seinem Eingange von Loch Leven aus ziehen die schiefrigen Felsmassen sich allmälig aufwärts. Hier, bei dem Dorfe Balachulish, sind kolossale Steinbrüche eröffnet, die uns die innere Bauart der Berge zeigen, und nun treten wir ein in die „Alpen von Glencoe", eine Anhäufung von hohen Bergen, die sich 6 bis 8 Miles von Westen nach Osten zu ausdehnen. Es sind keine Wälle oder gleichsam Mauern von Bergen,

die, wie in den meisten anderen Glens, zu beiden Seiten stehen, sondern wild aneinander gehäufte Felsmassen, kahl, schwarz und fast gänzlich vegetationslos. Wasser rieseln in kleinen Sturzbächen herab, Wolken oder Nebelmassen hüllen die Gipfel ein, und der Widerhall der Cascaden vermischt seinen Ton mit dem Schreien der Adler, die in den Lüften kreisen. Jetzt ist das Thal gänzlich unbewohnt, im Jahre 1692 jedoch war es noch ein Aufenthaltsort des Clans Mac Donald, von dem nach der Revolution in jenem Jahre 38 Personen, Männer, Weiber und Kinder, von englischen Truppen meuchlerisch niedergemacht wurden. Die Häuser und Hütten wurden verbrannt, und seit jenem „Massacre of Glencoe" liegt das Glen wüst und unbewohnt da. Nur der Bach Cona strömt hindurch und verleiht der todten Landschaft einiges Leben. Er ist ein munterer Berggesell, aber zu dem überschwänglichen Lobe, das ihm Rev. Gilfillan spendet, konnte ich mich nicht erheben. Dieser sagt nämlich wörtlich Folgendes: „The name of the river Cona in Glen Coe is truly the most musical and romantic name that was ever borne by river. What famous river — Tiber, Thames, Danube, Ilissus, Rhine, Rhone, Tay, Clyde, Forth, Amazon etc. — can compare in beauty of sound, aye or grandeur of scenery with the Cona!" — Ein schlagendes Beispiel, wie sehr die Schotten die Schönheiten ihres Landes überschätzen.

Durch die Gewässer des Loch Linnhe und vorüber an dem Felseneilande Lismore gelangte ich nun nach dem an der wilden, hochromantischen Westküste Schottlands gelegenen

Städtchen Oban, meinem nächsten Reiseziel. Zu Anfang dieses Jahrhunderts bestand es nur aus wenigen armseligen Fischerhütten, jetzt aber ist es schon zum Hauptort der westlichen Hochlande angewachsen, trotzdem hier keine Industrie, kein Handel herrscht, und der unfruchtbare, felsige Boden hinter der Stadt kaum den Anbau des Hafers und der Kartoffeln erlaubt. Und doch gedeiht Oban; aber nur in derselben Weise, wie bei uns die Badeörter, welche wegen ihrer schönen Lage und Umgebung berühmt sind. Es lebt fast einzig und allein vom Fremdenverkehr. Denn mag der Reisende vom Norden, vom caledonischen Kanal her, kommen, oder nimmt er Glasgow und Mittelschottlands berühmte Seen zum Ausgangspunkte, stets muß er Oban berühren, und er bereut es nicht; er erkennt willig dem kleinen Orte die Palme der Schönheit und Wildheit unter den schottischen Hochlandsstädten zu.

Der Touristenstrom, welcher vom Juni bis in den October Schottland durchzieht, ist ein Goldstrom für das Land, der allmälig an Ausbreitung zunimmt, je besser die Verkehrsmittel werden. Das schnelle Wachsthum von Oban spricht hierfür: dort wohnen etwa 2000 Menschen in 180 Häusern. Doch in der Blüthe der Saison, von Anfang Juni bis Ende September, schlafen dort durchschnittlich jede Nacht 300 Fremde. Jeder verzehrt im Mittel etwa zehn Schillinge, abgesehen von der Bezahlung der Communicationsmittel. Da die Gesammtzahl der Fremden in der Saison mindestens 40,000 beträgt, so bleiben 20,000 Pfund Sterling allein in

diesem kleinen Städtchen. So ist der Touristenstrom gewiß ein Goldstrom. Man hat freilich gesagt, daß ein solcher Strom nicht eigentlich fruchtbar sei, da er weder die Production vermehre, noch Industrie erzeuge — aber er thut doch keinen Schaden und bringt Leben in die Gegend, die ohne ihn völlig brach läge.

Oban liegt am Ostgestade einer kleinen Bucht. Parallel mit dem Strande ziehen sich einige Reihen schmuckloser, einfacher Häuser hin, unter denen zahlreiche Hotels vorherrschen, so daß man Oban auch „die Stadt der Gasthöfe" genannt hat. Freundlich bewaldete Hügel erheben sich hinter dem Orte und umgeben diesen mit einem schmalen grünen Saume. Nur wenige Schritte von dem Strande nach dem Innern zu finden wir wieder jene halb kahlen, halb mit Haidekraut und dürftigem Grase bestandenen Berge, die, fast menschenleer, nur Schafen zum Aufenthalte dienen. Sieht man die Bucht, den Hafen von Oban an, so glaubt man einen kleinen Teich vor sich zu haben, so abgeschlossen erscheint sie. Dicht vor ihr zieht zieht sich das Eiland Kerera mit seinen grasüberwachsenen Hügeln hin, und läßt nur nach Süden und Norden zu schmale Wasserstraßen als Eingänge. Die nördliche Einfahrt wird durch die Ruinen von Dunolly Castle beherrscht, die, auf jähem, felsigem Vorsprunge hier in das Meer hinaustretend, ehrwürdig und altersgrau, von Epheu umrankt, uns anblicken.

Im Westen hinter Kerera ragen die blauen Gipfel der Hebrideninsel Mull empor, im Ben Mor (großer Berg)

bis zu 3100 Fuß ansteigend. Der Hafen von Oban selbst zeigt wenig Leben, aber täglich kommen und gehen ein Paar jener großen und gut eingerichteten Dampfer, welche die Reisenden von Süd und Nord herbeiführen. Einige graziöse Segelyachten und wenige plumpe Fischerboote liegen vor Anker. Tang und Muscheln bedecken das felsige Ufer, in der Luft kreischen weiße Möven — aber kaum ein Handelsfahrzeug läßt sich sehen.

Nördlich von Oban liegt auf einem Vorgebirge, da wo Loch Etive sich vom Loch Linnhe abzweigt, das alte Schloß Dunstaffnage. Es ist unstreitig sehr alt und war der erste Sitz der schottischen Könige. Der viereckige, nun ganz in Ruinen liegende Bau wird von runden Thürmen an den Ecken flankirt. Der Eingang ist von der Seeseite und hatte vermuthlich sonst eine Zugbrücke, an deren Stelle jetzt eine Treppe angebracht ist. Der Felsen, auf dem Dunstaffnage steht, ist an den Seiten behauen worden, um ihn steiler zu machen. Von den Zinnen hat man eine herrliche Aussicht über Land und Meer. Im Nordwesten steigt die grüne Insel Lismore aus den blauen Wogen auf, und hinter dieser die nebligen Mervenhügel. Im Osten erhebt Ben Cruachan seine gigantische Masse, und im Westen liegt Mull mit seinen Bergen.

Lange Zeit wurde in Dunstaffnage der Lia Fail, der Krönungsstein der Schotten, aufbewahrt, von dem ich bereits weiter oben erzählte. Kenneth II. brachte ihn von hier im Jahre 842 nach Scone.

Dicht beim Schlosse stehen in einem Wäldchen die Ruinen einer kleinen gothischen Capelle, deren Inneres als Kirchhof benutzt wurde; mancher schottische König und Große soll hier begraben liegen. Einzelne Leichensteine sind alt, sehenswerth und tragen Inschriften.

In der Umgebung wächst an einigen sumpfigen Stellen eine Art Ranunkel (R. flammula) in ungeheurer Menge, von der die Bevölkerung eine eigene medicinische Anwendung macht. Wie alle Ranunkeln enthält auch diese ein scharfes Princip. Man quetscht das Kraut und streicht den Brei in die Schale einer kleinen Napfschnecke, die dann wie ein Zugpflaster auf die Haut befestigt wird.

Staffa und Iona.

Die weithin berühmten Hebrideninseln Staffa und Iona werden am besten von Oban aus besucht, und die trefflichen Dampfer, welche einen um den andern Tag durch die wilden, gefahrvollen Klippen, um die große Insel Mull herum, dorthin segeln, bringen jetzt alljährlich Tausende zu dem großen Wunder der Natur und der heiligen Insel, von wo aus das Christenthum nach England eingeführt wurde. Wer aber jene Inseln mehr als blos flüchtig betrachten will, der muß mindestens auf Iona bleiben und einen Dampfer überschlagen, da die Zeit, welche dem gewöhnlichen Touristen zum Beschauen gegönnt wird, viel zu kurz ist, um alle Einzelnheiten genau kennen zu lernen.

Beim herrlichsten Wetter verließ ich mit dem „Pioneer“ den Hafen von Oban. Unser Curs ging nördlich, und nachdem der altehrwürdige Wächter der Bucht, Dunolly Castle, hinter mir lag, bot sich bald da, wo Loch Linnhe tief nach Westen in's Land hineinzieht, ein prächtiger Anblick dem Auge. Zur Linken erhoben sich Mulls blaue Berge, zur Rechten die vielgipfelige Kette der dunklen Morvenhügel des Festlandes, zwischen denen kleinere und größere Buchten einschnitten. Lang hingestreckt, an der Südspitze gekrönt von einem weißen Leuchtthurme, lag die Insel Lismore da; gefährliche Klippen und Felsen schauten aus den grünen, gegen sie anbrandenden Wogen heraus. Und zu den majestätischen Schönheiten, welche die Natur hier bietet, tritt die Sage und Geschichte heran. Ruinen alter Schlösser zu beiden Seiten des Sund von Mull, in den der Dampfer nun einfährt, blicken auf das schäumende Meer herab. Zur Linken am Ufer Mulls Duart Castle, zur Rechten auf jähem, felsigem Vorsprunge Ardtornish. Hier befehdeten sich die alten schottischen Clans, jene engverbundenen Sippschaften, welche die alte Geschichte Schottlands so blutig machten, oder saßen kühne Wikingerhäuptlinge, die vom Norden kommend, seeerfahren, bald der scandinavischen Rasse festen Boden auf gaelischer Erde bereiteten. Die ehrwürdigen alten Ruinen, von denen oft nur noch niedrige Mauern stehen, schauen auf Ruinen mehr modernen Ursprungs herab: auf die Wracks gestrandeter Schiffe, die an diesen gefahrvollen Küsten auf die Klippen geworfen wurden und hier Schiffbruch litten.

Das war also das Erste, was ich von den Hebriden zu sehen bekam, die an dem äußersten Westen Europas gelegen, stets mit einem mystischen Dunkel umhüllt waren und als Sitz der urthümlichsten Barbarei gelten. Bei den alten Römern finden wir wenig Licht über die Geschichte dieser Inseln, und Tacitus, der doch die Orkneys kennt, erwähnt ihrer mit keiner Silbe. Erst als die Scandinavier ihre Einfälle machten und kühn über die See nach diesen wilden Inseln schifften, erfuhren wir Sicheres. Harald Harfagar herrschte hier im neunten Jahrhundert, und die Regenten der Hebriden wurden von Norwegen aus eingesetzt. Dann hatten abwechselnd die schottischen Könige die Oberherrschaft über die Inseln, bis sie im Jahre 1766 unter Alexander III. ganz an Schottland kamen. Aber dieses Reich erhielt dadurch keinen größeren Zuwachs an Macht, da beständig kleine Häuptlinge aus dem Geschlechte der Mac Dugals und Mac Donalds als Souveräne der Hebriden auftraten. Das sind die berühmten „Herren der Inseln," fehde- und raublustige Ritter, die den schottischen Königen viel zu schaffen machten.

So wechselten auch auf den Hebriden germanische und keltische Elemente. Da aber die Scandinavier keine größeren Niederlassungen gründeten und nur wenig Weiber mitbrachten, so gewann das gaelische Element stets wieder die Oberhand, und es hat sie auch dort bis auf den heutigen Tag behalten. Aber statt des Schwertes tritt ihm jetzt in der englischen Civilisation ein weit schlimmerer Feind entgegen, dem es unterliegen muß und wird.

Die zerklüfteten wilden Ufer am Sund of Mull haben mit ihren hohen Bergen etwas Todtes. Hier und da steht eine einsame Hochlandshütte — aber kein freundliches Dorf, kein Städchen blickt uns entgegen, und selten segelt hier ein Schiff. Kein Baum steht an den Ufern, und nur Schafe erblickt man als kleine weiße Punkte zerstreut auf den Hügeln. So geht es durch den ganzen Sund von Mull, bis endlich am linken Ufer dieser Wasserstraße Tobermory, die Hauptstadt Mulls, in Sicht kommt. Es ist der lieblichste Punkt, den man auf der ganzen Fahrt berührt, ein idyllischer Ort, so ganz verschieden von der wilden Scenerie, die uns bisher entgegentrat. Durch einen engen Kanal, welcher durch Mull und die kleine Insel Calf gebildet wird, segelte der Pioneer in die runde Bucht, an der sich die weißen, sauberen Häuser des Städtchens hinziehen. Terrassenförmig steigt die Küste hinter dem Orte in die Höhe. Alle Absätze rund um den Platz sind mit grünem Gestrüpp und Fichtenpflanzungen überzogen, durch welche ein Wasserfall in graziösem Bogen zum Meer herabrauscht. Wenige Boote lagen im Hafen; eins ruderte heran und holte die Post. Die Einwohner (1600 an der Zahl) nähren sich meist vom Küstenhandel.

Tobermory ist ein keltischer Name und bedeutet Marienquelle. Ich glaube, es giebt keinen zweiten Ort an der Westküste Schottlands, wo man in lieblicher Umgebung stiller und abgeschiedener von allem Geräusche der Welt leben könnte, als in Tobermory. Und doch war einst hier die See von Blut geröthet, denn im Jahre 1480 sah eine Bucht

bei Tobermory, die noch jetzt die „bloody Bay" heißt, ein großes Seegefecht zwischen zwei feindlichen Parteien der Hebridenbewohner.

Da, wo der Sund von Mull nach Norden zu endigt, dehnen sich die Gewässer des Loch Sunart aus, und weit in die See hinausragend liegt Ardnamurchan, die westlichste Spitze des schottischen Hauptlandes, vor uns; hinter dieser erheben sich die zackigen Berge der großen Insel Skye. Wir umfuhren die Nordküste von Mull, und der Dampfer rollte nun auf den freien Wogen des atlantischen Oceans. Die See ist in Folge von Strömungen und der vom Lande und zum Lande wehenden Winde meistens sehr unruhig, und die Brandung schlägt mächtig gegen Mulls Küsten an, die kahl, baum- und häuserlos uns in kühnen Formen entgegenstarren.

Bei den herrschenden Westwinden und der Richtung des Golfstromes treiben hier allerlei amerikanische Producte, Pflanzensamen, Bohnen, Holzstücke und dergleichen, die ihr Vaterland auf den westindischen Inseln haben, an den Küsten an und erregen durch ihr fremdes Gepräge Aufsehen unter der Bevölkerung. Der Landlord vom Kings Hotel in Oban zeigte mir zwei amerikanische Nüsse, die an der Küste Mulls angetrieben worden waren. Auch Sargassum und, wie erzählt wird, lebende amerikanische Schildkröten, sollen sich bereits hierher verirrt haben.

Als der Pioneer Caliach Head, eins der nördlichen Vorgebirge Mulls, umfahren hatte, bot sich der überraschende Anblick auf die in südwestlicher Richtung ziehenden Treshinish-

Eilande dar. In eigenthümlichen Gestalten, bald flach geformt, bald mit kuppelförmigen Domen versehen, steigen sie aus den Fluthen auf. Ihre charakteristischen, meist von der äußeren Form hergenommenen Namen sind Fladda, Linga, Cairnburg, Dutchmans Cap und Bachmore. Sie sind alle vulkanischen Ursprungs; werden aber wegen der sehr stürmischen See, und da die Annäherung nicht ohne Gefahr ist, nur selten besucht.

Weiter nach Osten zu schmiegten sich einige andere Inseln an die Küste von Mull: Gometray, Ulva und Colonsay. Sie tragen denselben Charakter wie Mull, Alles auf ihnen erscheint öde und baumlos, und wie hoch dort der Werth eines Stückes Holz angeschlagen wird, erkennt man am besten aus folgender Anekdote. Als Dr. Johnson und Boswell (die eine der ersten Beschreibungen der Hebriden lieferten) im Jahre 1773 durch Mull ritten, verlor der Erstere seinen einzigen Spazierstock. Scherzhaft sagte er zu Boswell: „Der ist mir sicher gestohlen worden, denn bedenke doch den Werth eines solchen Balkens auf dieser baumleeren Insel!“

Nachdem wir zwischen den Treshinish-Inseln und Gometray durchgefahren waren, lag Staffa deutlich vor uns. Der erste Anblick ist durchaus nicht dazu geeignet, besondere Empfindungen in uns wachzurufen, denn die Insel unterscheidet sich, von ferne gesehen, wenigstens von Norden her, wenig von den anderen, an denen wir bereits vorüberfuhren. Sie ist nicht besonders hoch, doch fallen ihre Ufer steil und fast kerzengerade in's Meer ab. Ihre Gestalt ist unregel-

mäßig eiförmig, die Oberfläche besteht aus einem gewellten Plateau, und das Ganze kann man in etwa $^3/_4$ Stunden bequem umschreiten. Bis zum Jahre 1772 wußte man wenig von dieser Perle der Hebriden; damals besuchte sie Sir Joseph Banks zuerst und machte sowohl die wissenschaftliche Welt, als auch den Verehrer reiner Naturschönheit auf sie aufmerksam. Der alte Name ist scandinavischen Ursprungs und bedeutet Säuleninsel oder Stabinsel.

Der Dampfer fährt an der Ostseite der Küste entlang und hält an der Südspitze der Insel. Die Reisenden werden dann durch die wildfluthende Brandung mit Booten hinübergebracht. Der erste Anblick der senkrecht sich erhebenden Basaltsäulen, welche den mit Weideland überzogenen Gipfel tragen, ist ein überraschender. Abgetrennt von der Insel steht nicht weit vom Landungsplatz ein kegelförmiger, aus Basaltsäulen gebildeter, etwa 30 Fuß hoher Fels in der Brandung, die von allen Seiten an ihm hinauf leckt und dort in irisirende Tropfen zerstäubt. Dieser Felsen, welcher von den Matrosen „der Hirt" genannt wird, hütet gleichsam den Weg zur Fingalshöhle. Die Gleichmäßigkeit der Basaltsäulen, die ihn bilden, ist hier eine so große, daß man glaubt, sie seien künstlich alle nach demselben Maße ausgehauen.

Am Ufer selbst tritt uns zunächst die unzählbare Masse der abgebrochenen Basaltsäulen entgegen, die, treppenförmig nebeneinander stehend, einen bequemen Weg zur Fingalshöhle bilden. Da, wo sie von den grünen Wogen der Oceans

bespült werden, sind sie kurz, dann nehmen sie allmälig an Größe zu, bis plötzlich aus den abgebrochenen Stümpfen heraus die hohe Südwand der Insel, ein majestätischer Säulenwald, eng geschlossen heraustritt. Die meisten dieser schwarzen Pfeiler sind von sechseckiger Form. Ich sah aber auch fünfeckige und einige wenige viereckige. Geht man über die treppenförmigen Säulenschäfte hinweg und biegt um einen kurzen Vorsprung, so befindet man sich am Eingange der Fingalshöhle, „vor dem Tempel, der nicht von Menschenhand erbaut wurde." Großartig steht der Thorbogen des weithin berühmten Naturwunders vor uns, hinter ihm blicken wir in die aus schwarzen Säulen gebildete, luftig gewölbte Höhle, in der unten der Ocean Jahr aus Jahr ein ebbet und fluthet, und prallend, mit eigenthümlichem Widerhall gegen die Pfeiler schlägt — ein sonderbarer Ton, welcher der Höhle bei den gaelischen Hebridenbewohnern den Namen der musikalischen — Uaimb Bhinn — verschafft hat. An der rechten Seite ist ein Seil bis zum tiefsten Punkte hingezogen, und mit Hülfe desselben kann man unter Springen und Klettern bis in den Grund der Höhle gelangen.

Wenn auch die Basaltsäulen nicht alle gleich geformt sind, und oft die eine vor der andern hervortritt, so ist doch der Totalanblick der beiden Wände vom Hintergrunde aus ein gleichmäßiger; stolz steigen sie beinahe 70 Fuß senkrecht in die Höhe. Das Licht, das von vorn eindringt, wird an den Kanten der Säulen vielfach gebrochen, und die Schatten, welche durch

einzelne Vorsprünge entstehen, bringen eine magische Wirkung hervor. Die Decke scheint, wie bei dem schönsten gothischen Dome, im Spitzbogenstyl gewölbt zu sein, und doch besteht sie nur aus abgebrochenen Enden hexagonaler Basaltsäulen, die schwarz und düster über unseren Häuptern schweben, aber fest mit der aus amorphem Gestein gebildeten Decke der Insel verwachsen sind. Die Maßverhältnisse der Höhle, die in einem glücklichen, harmonischen Zusammenhange stehen, bewirken es hauptsächlich, daß die täuschende Aehnlichkeit mit einem Dome uns fast zur Wirklichkeit zu werden scheint. *) Was Wunder, daß die Sage diesen Ort zum Aufenthalt Fingal's machte! Mag auch der Naturforscher noch so oft an die hexagonale Absonderung des Basaltes denken, immer und immer wieder überwältigen ihn die staunenswerthe Regelmäßigkeit des Ganzen, die herrlichen Formen der Wölbung, die Eleganz der gesammten Verhältnisse und die Aehnlichkeit mit den schönsten Bauwerken. Und unten braust das nasse, flüssige Weltmeer, ein seltsamer Contrast zu den unerschütterlichen, starren Säulen. Blickt man durch die Höhle hinaus, über die Fläche des Oceans hinweg, so erscheint nach Süden zu, gleichsam als Thor vor dem Eingange, blau und duftig aus den Wogen aufsteigend, die andere berühmte Hebrideninsel, Jona.

*) Dr. M'Culloch hat im Jahre 1819 die Höhle sorgfältig gemessen und folgende Dimensionen gefunden: Höhe vom Wasserspiegel (bei mittlerer Fluth) bis zur Wölbung 66 Fuß; Breite der Höhle am Eingange 42 Fuß; im Hintergrunde 22 Fuß; Länge 227 Fuß.

Staffa ist gänzlich unbewohnt. Auf seinem Gipfel ziehen sich Wiesen hin, die früher einer Heerde Hochlandsrindvieh zur Weide dienten. In der Einsamkeit wurden diese Thiere aber allmälig so wild, daß Niemand ihnen mehr nahen durfte, ja ein Irländer fand durch einen der wilden Ochsen seinen Tod. An den Klippen brüten zahlreiche Schaaren von Seevögeln, die oft in großen Schwärmen kreischend auffliegen, um bald hoch in die Lüfte sich zu erheben, bald hinab in die Wogen zu tauchen, um einen Fisch aus diesen hervorzuholen. Unter ihnen nimmt die Scharbe oder der Kormoran (Phalacrocorax carbo) einen hervorragenden Platz ein.

Eine eigenthümliche Erscheinung bringen mehrere Weichthiere an den Basaltsäulen hervor. So weit an diesen die Fluthhöhe reicht, sind sie über und über mit diesen meist weißen Thieren bedeckt und erhalten hierdurch ein förmlich gesprenkeltes Ansehen. Besonders häufig ist die gemeine Napfschnecke (Patella vulgata) und ein kleiner Turbo, sowie ein weißer Rankenfüßler (Balanus spec.) vertreten.

Die Flora bietet durchaus nichts von besonderem Interesse dar; sie gleicht der an den Küsten des Festlandes. Ich beobachtete die gemeine Haide (Calluna vulgaris), die Sumpfweide (Salix Lapponum), die Rosenwurz (Rhodiola rosea) u. s. w., die bald an den schwarzen Klippen, bald zwischen dem dürftigen Grase hervorsproßten.

Bei der Abfahrt von Staffa nach Iona bekommt man den schönsten Ueberblick der merkwürdigen Insel, denn nun tritt uns die herrliche Südseite entgegen, welche mit einem

Blicke zu überschauen ist. Man sieht deutlich die drei verschiedenen Lagen oder Abtheilungen, aus denen Staffa besteht. Als Basis erscheint ein tuffiges Gestein; aus diesem wächst gleichsam die regelmäßige, aus Säulen gebildete Wand empor, in welcher noch einmal die schwarze Oeffnung der Fingalshöhle uns entgegentritt, und über den Säulen folgt als Decke eine etwa 30 Fuß hohe Lage amorphen Basaltes.

Außer der Fingalshöhle hat Staffa noch einige andere Höhlen, die sich aber mit dieser an Großartigkeit nicht messen können und selten besucht werden.

Jona, das etwa zwei Stunden südlich von Staffa liegt, war bald so deutlich sichtbar, daß wir den viereckigen Kirchthurm der alten Kathedrale unterscheiden konnten. Es zeichnet sich nicht durch hohe Formen, oder seltsam gestaltete Berge aus, im Gegentheil, es ist ziemlich flach, und der Hügel der Insel, Dunii, steigt zu keiner bedeutenden Höhe auf. Aber als der Punkt, von wo aus das Christenthum über die britischen Inseln verbreitet ward, hat es für die gläubigen Gemüther der Söhne Albions eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

Nachdem der Reisende lange Zeit zwischen den Eilanden der Westküste Schottlands umhergefahren ist und fast nur wüste, klippige Ufer gesehen hat, trifft er plötzlich auf dieser einsamen Hebrideninsel auf die schönen Reste einer alten Kathedrale, auf die Ruinen einer Abtei und auf einen alten Kirchhof, wie er interessanter und ehrwürdiger nicht gedacht werden kann. Und gegenüber diesen Ueberbleibseln des Alter-

thums, die von einer vergleichsweise hohen Stufe der Cultur Zeugniß ablegen, tritt ihm das jetzige Elend der gaelischen Bevölkerung, ein niedriger Standpunkt der Gesittung entgegen, und er kann es nicht unterlassen, über diesen Rückschritt nachzudenken.

Ueber Granit und Gneißstein schreitet man dem am Ufer lang hingestreckten Dorfe zu. Es besteht aus etwa 40 elenden Hütten, die eine Bevölkerung von 350 Seelen bergen. Und dieses armselige Dorf führt den gaelischen Namen Baile Mor — große Stadt! Vor ihm zieht sich nach dem Strande zu eine aus rohen Feldsteinen aufgeworfene Mauer hin. Die niedrigen Häuser, die eins wie das andere gebaut sind, bestehen aus zwei Gemächern. Die Schornsteine sind nach Art aller gaelischen Hütten an die Giebelseiten gestellt; das Dach ist, genau wie überall in der nördlichen Hälfte Schottlands, mit Stroh gedeckt, und über dasselbe sind Strohseile hinübergezogen. Im Innern dieser Hütten ist Alles roh, und Sauberkeit darf in ihnen auch nicht gesucht werden. Die gaelische Sprache ist noch die alleinherrschende, und schon in Folge dessen stehen die Bewohner Jonas auf einer ziemlich tiefen Stufe; noch heute benutzen sie Handmühlen, um ihren Hafer zu mahlen. Dem Reisenden, der Jona betritt, stürzt jetzt sogleich ein ganzer Schwarm Kinder entgegen, die ihm unter flehenden Geberden kleine Schnecken, Muscheln und getrocknete Meeresalgen anbieten. Das einzige englische Wort, was diese Kinder, um sich verständlich zu machen, dabei gebrauchen, ist Penny! Auffallend erscheint

es, daß in Iona zwei Kirchen stehen — aber die formelle Spaltung, welche durch die ganze protestantische Kirche Schottlands geht, hat sich bis nach diesem entfernten Orte hin verpflanzt, und so hat Iona eine „free church“ und eine „established church.“

Die Bevölkerung hat doch in den letzten 40 Jahren einige Fortschritte gemacht und wird, wenn erst die englische Sprache die allein herrschende geworden ist, noch mehr sich entwickeln. Man sollte es kaum glauben, wenn man die Berichte des Geistlichen Legh Richmond liest, wie es im Jahre 1820 unter diesen, damals halbwilden Leuten aussah. Von Schule und Kirche wußten sie nichts; Richmond stellte sich in die Ruinen der alten Abtei und predigte hier, auf den Grabsteinen alter Könige und Inselfürsten stehend, das Christenthum. Ein Dolmetscher mußte Wort für Wort in’s Gaelische übertragen.

Der einzige Besitzer der Insel ist der Herzog von Argyl, und die armen Leute der „großen Stadt“ sind seine Pächter. Sie gehen hier und da auf den Fischfang aus, denn Ionas Boden selbst bietet ihnen wenig. Von den 2000 englischen Ackern Landes, aus denen die Insel besteht, sind etwa 600 culturfähig und mit Hafer und Kartoffeln bestellt. Der Rest besteht aus Hutweiden, kahlen Felsen und Sümpfen. Bäume wachsen auf der Insel nicht, nur vor dem einen Pfarrhause stehen einige verkrüppelte Eichen. Alles, was noch an Holz in den Ruinen der alten Kathedrale vorhanden war, ist von den Bewohnern längst aus diesen gestohlen worden. Der

Name Jona (gaelisch J-shona) bedeutet „glückliche Insel"; häufiger gebrauchen die Einwohner jedoch den Ausdruck J-columb-kill, d. i. Insel mit Columba's Zelle.

Der heilige Columba war es nämlich, der im Jahre 563 mit zwölf Genossen (Culdees) von Irland aus in einem Boote aus Flechtwerk nach Jona übersetzte und der wilden Bevölkerung der Hebriden das Kreuz predigte. Das Kloster, welches er gründete, wird von einem alten Chronisten „gloriosum coenobium" genannt. Doch dies kann nur figürlich gemeint sein, da von hier aus die Segnungen des Christenthums über Schottland verbreitet wurden. Andere alte Quellen berichten, daß der Apostel der Schotten seine Mönche aussandte, um Aeste und Zweige zu sammeln, aus denen sie ihr Obdach erbauen sollten. Das Kloster war nur eine Hütte aus Flechtwerk, „paupercula casa calamis viminibusque contexta." Später erbaute man dann die Klöster und Kirchen aus Holz, gewiß noch einfacher, als sie uns jetzt noch in Norwegen (z. B. in Hitterdal) begegnen, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn von jenen alten und ehrwürdigen Sitzen, von denen das Christenthum in Schottland ausging, nichts als der Name übrig geblieben ist. Aber auch in diesen armseligen Behausungen aus Rohr und Weidenruthen hatten die Mönche keine Ruhe. Bald waren es die Eingeborenen, bald scandinavische Seeräuber, welche die heiligen Männer wieder verjagten, aber stets kehrten diese wieder und behaupteten sich auf's Neue. In die alten Zeiten Columba's reichen freilich die Gebäude, welche uns auf Jona überraschen, nicht zurück;

sie sind darum nicht minder ehrwürdig und eines Besuches werth. Ihre Zerstörung datirt aus der Zeit der Reformation, als die fanatischen Anhänger von Johann Knox Alles vernichteten, was an den Papismus erinnerte.

Nördlich vom Dorfe liegen die Ruinen. Zunächst fällt uns das Nonnenkloster auf; es ist im normannischen Rundbogenstyl erbaut, reicht schwerlich weiter als in das 13. Jahrhundert zurück, und bietet außer einigen Leichensteinen aus dem 16. Jahrhundert nichts von besonderem Interesse.

Dicht bei demselben trifft man das erste jener keltischen Kreuze, die durch ihre eigenthümliche Form, durch die Art der Sculpturen, welche sie bedecken, und durch das Material, aus dem sie gearbeitet sind, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Einst standen auf Jona so viele dieser Kreuze, wie das Jahr Tage zählt. Aber in der bilderstürmenden Zeit der Reformation verordnete die Synode von Argyl, daß die meisten in das Meer gestürzt würden, und so sind uns denn von allen 365 nur zwei vollständig erhalten geblieben. Ueberreste einiger anderen liegen als Grabsteinplatten auf dem alten Kirchhofe. Ueber das Alter dieser Kreuze sind die Archäologen verschiedener Ansicht; jedenfalls ist es ein sehr hohes. Sie bestehen aus einer einzigen Glimmerschieferplatte, und es ist gewiß staunenswerth, wie dieses ungefüge Material bearbeitet wurde. Sogenannte Runenknoten — ganz verschieden von den scandinavischen Runen — überziehen die Fläche der Kreuze, um die sich oben ein runder Kranz herumzieht. Mac Clean's Kreuz beim Nonnenkloster enthält ein

Bild der Kreuzigung; auf St. Martin's Kreuz, dem zweiten wohlerhaltenen, das nahe bei der alten Kathedrale steht, sieht man Schlangen angebracht, die sich um Kugeln winden, heraldische Wappenlöwen und Maria mit dem Christusknaben. Graue Flechten überziehen diese Denkmäler, und wenn diese ihnen auch ein ehrwürdiges Ansehen geben, so schaden sie doch den Kreuzen selbst, indem sie an dem Gesteine nagen und die Sculpturen auf denselben bis zur Unkenntlichkeit entstellen.

Mit Betrübniß muß auch der Freund des Alterthums erfüllt werden, wenn er auf den berühmten Friedhof tritt, denn alle die kostbaren Grabsteine, die in so großer Anzahl hier einer neben dem andern platt auf dem Boden liegen, sind dem Untergange geweiht; neugierige Touristen treten auf ihnen herum, so daß die feineren Sculpturen bereits alle verwischt sind. Und nichts geschieht, um dieser Barbarei Einhalt zu thun. Regen und Schnee tragen auch das Ihrige dazu bei, diese Denkmäler zu zerstören, welche so ihrem Verfall entgegengehen.

Reilig Orain, der Friedhof St. Oran's, spielt in der alten schottischen Geschichte eine große Rolle. Denn eine alte gaelische Prophezeiung sagt von ihm, daß er noch über den Fluthen stehen werde, wenn Irland und die umliegenden Inseln längst vom Wasser verschlungen wären. Aus diesem Grunde ließen sich die Großen Schottlands hier begraben, und allein vierzig schottische Könige von Fergus II. bis zu Duncan I. und seinem Mörder Macbeth liegen hier bestattet. Die alten „Herren der Inseln," die Aebte von Jona, zwei

irische und ein französischer König fanden ihre letzte Ruhestätte hier. Welcher der vielen Grabsteine sie deckt, man weiß es nicht; denn die älteren Platten sind alle ohne Inschrift und zeigen höchstens heraldische Zeichen, aus denen sich unsichere Schlüsse ziehen ließen. Es ist uns noch eine alte Beschreibung dieses Kirchhofs aus dem Jahre 1594 erhalten geblieben. Der Dechant Donald Monro beschreibt in seiner altschottischen Mundart Reilig Orain: Quhilk is a very fair kirkzaird, and weill biggit about with staine and lyme. Within this sanctuary are eirdit (beerdigt) the maist pairt of the Lords of the Iles, with their lynage — — because this sanctuary wes wont to be the sepulture of the best men of all the iles, and als of our kings — — because it wes the maist honourable and ancient place that was in Scotland."

Die älteren Grabsteine sind wie die erwähnten Kreuze aus Glimmerschieferplatten gearbeitet. Die verschlungenen Verzierungen auf vielen sind höchst geschmackvoll; allerlei Wappenfiguren finden sich angebracht, so z. B. ein Schiff mit gerefftem Segel, genau so, wie es heute noch im Wappen der berühmten altschottischen Familie Campbell vorkommt, oder kurze breite Schwerter, geharnischte Ritter, die manchmal in Lebensgröße, haut-relief ausgemeißelt, in starrer Ruhe daliegen. Jüngere Grabsteine zeigen Inschriften in sächsischen Charakteren, doch schon so verwischt und zerstört, daß ihre Entzifferung schwerlich noch gelingen dürfte.

St. Oran's Capelle, welche auf diesem Friedhofe steht,

ist wohl das älteste Gebäude der Insel. Sie ist in verschiedenen Stylen aufgeführt — ein Theil zeigt den alten normännischen Bogen. Das Dach ist verschwunden, und der Regen tropft nun auf die alten Gräber herab, die auch innerhalb dieser Capelle liegen. „Hic jacet corpus Angusii, filii Domini Angusii Mac Domnill de Ila“ sagt uns eine Inschrift in alten Lettern; es ist das Grab des jungen Angus, der in Walter Scott's „Lord of the Isles“ unter dem Namen Ronald verherrlicht ist.

Die Ruinen der Kathedrale Jonas, zu denen wir nun gelangten, traten uns in massigen, durchaus unschönen Formen entgegen. Plump erhebt sich der dicke viereckige Thurm, und wenig Verzierungen schmücken die meist glatten Mauern. Aber im Innern werden wir dagegen durch luftig geschwungene Bogen und die schönen Fenster entschädigt. Doch auch hier begegnen wir wieder den verschiedensten Stylen. Die Länge beträgt von Ost nach West 160 Fuß, das Transept ist 70 Fuß lang, und da, wo Hauptschiff und Transept sich schneiden, erhebt sich der 70 Fuß hohe Thurm, ganz in der Weise, wie dies bei vielen schottischen Bauten, z. B. bei der Kathedrale von Glasgow, bei Pluscardine Abbey, bei Yorkminister der Fall ist. Seine einzigen Verzierungen sind zwei viereckige Fenster mit zierlichen Maßwerken. Hübsche Verhältnisse zeigt der Chor. Die Knäufe der runden Säulen, welche die spitzbogigen Wölbungen tragen, sind mit einer Fülle grotesker Figuren versehen, welche, wenn auch nicht von der Kunstfertigkeit, so doch von der lebhaften Phantasie der

alten Steinmetzen beredtes Zeugniß ablegen. Leider sind auch diese Figuren zum Theil schon arg verstümmelt. Nicht wenig trägt hierzu die Reliquienjägerei der Engländer bei, die nichts unangetastet lassen und überall ihre Namen anschreiben oder einkratzen. Drei verschiedene Farrn aus dem Geschlechte Asplenium (A. ruta muraria, A. Trichomanes und A. adiantum nigrum) überziehen die alten grauen Mauern, in denen einst die Vigilien der Mönche abgehalten wurden, in denen aber jetzt der neugierige Tourist pietätlos umherzieht.

Jona wird von der Insel Mull nur durch einen schmalen Kanal getrennt, der durch die abgerundeten Granitklippen, die überall aus ihm hervortreten, sehr gefährlich wird. Der am weitesten nach Westen vorgeschobene Theil der Insel Mull, die Halbinsel Roß, besteht vorzugsweise aus rothen Granitkuppen, die vollständig vegetationslos sich eine lange Strecke an der Südküste hinziehen. Es ist ein trauriger Anblick, der nur durch die unzähligen weißen Möven, welche dem Schiffe folgen, etwas belebt wird.

Da, wo die Fähre von Jona nach dem Roß of Mull führt, erhebt sich ein vereinsamter Monolith, der sich in nichts von den in Schottland so häufigen stehenden Steinen unterscheidet. Ein Viertelstündchen weiter nach Osten, immer entlang dem Südufer des Loch Scridean genannten Meerbusens, welcher den Roß of Mull im Norden begrenzt, erblickt man einen zweiten Monolith, und an diesen schließen sich, in gleicher Richtung und in gleichen Entfernungen, noch viele solche rohe, unbehauene, stehende Steine von sechs Fuß

Höhe an, die man bis nach Pennycroß verfolgen kann. Dann scheint die Reihe aufzuhören; man weiß aber, daß sie einst durch ganz Mull hindurch bis nach dessen Ostküste (Green Point) ging, wo die Fähre nach dem schottischen Festlande führt. Manche Steine sind umgestürzt worden, denn Schatzgräber haben unter ihnen nach Gold geforscht, und so ist die ehrwürdige Wegweiserreihe zerstört, welche die Pilger führte, die nach Columba's Zelle auf Jona wallfahrteten. Nimmt man diese Meinung als die richtige an, so sind diese Steine verhältnißmäßig jungen Datums und fallen in die christliche Aera. Gewöhnlich gehören die „standing stones“ jedoch der vorchristlichen Periode der Geschichte an. Ein Anbetungsplatz, eine Kirche heißt bei den Gaelen heutzutage noch kurzweg: clachan, die Steine, und noch jetzt sagt man im Gaelischen für: Gehst Du in die Kirche? Am bheil thu 'dol do'n chlachan? Gehst Du zu den Steinen?

Ich mußte endlich auch diesem interessanten Theile Mulls Lebewohl sagen. An der Südküste segelte ich in östlicher Richtung wieder nach Oban zurück. Die hohen Berge der Inseln Jura, Islay und Colonsay kamen in Sicht. Auf die kahlen Granitmassen am Roß of Mull, die der Küste ein ungemein einförmiges Ansehen geben, folgen vulkanische Gesteine jüngeren Ursprungs, und bei Carsaig unterscheidet man wieder die schönsten Basaltsäulen; sie bilden hier einen Bogen, durch den der Ocean hindurchrauscht. Aber auch diese Südküste Mulls erscheint uns beim Vorüberfahren fast todt und unbewohnt.

Es war dunkel geworden, als der Dampfer sich der vor dem Hafen Obans liegenden Insel Kerera näherte. Herren und Damen hüllten sich in ihre Plaids ein, und nur die unglücklichen Reisenden, welche, um Komödie zu spielen, den schottischen Kilt angezogen hatten, schlotterten bedenklich mit den Knieen. Zwei Musikanten am Bord spielten altschottische Weisen. Sie handhabten Harfe und Pfeife entsetzlich; die Schotten waren aber von den schrillen Tönen auf's höchste ergötzt; sie mußten eben nicht wählerisch in Bezug auf musikalische Genüsse sein, sonst hätten sie das erbärmliche Geklimper der Harfe nicht ergötzlich finden können. Eine Dame in meiner Gesellschaft, die einen Anfall von Seekrankheit hatte, behauptete, diese käme nicht vom Schaukeln des Schiffes, sondern von der Katzenmusik. Das Geheimniß, warum die Schotten jedoch so aufmerksam diesen Tönen lauschten, ist dadurch hinlänglich erklärt, daß jene Musikanten nur nationale Weisen aufspielten. Ich war froh, als die Lichter im Hafen von Oban uns zu Gesichte kamen, ihnen zu entrinnen, wenn auch noch lange die Weise ihres Hauptliedes mir im Kopfe nachsummte:

Should auld acquaintance be forgot
And never brought to mind?
Auld, auld acquaintance be forgot
And days o' lang syne?

Von Oban nach Glasgow.

Die Firma Hutcheson and Comp. regiert, wenn nicht allzu starke Westwinde herrschen, die Wogen der hebridischen See, denn ihr gehören die herrlichen Dampfer, welche den Verkehr mit Staffa, Jona, dem caledonischen Canal und Glasgow unterhalten. Der Comfort auf denselben läßt nichts zu wünschen übrig. Die Dampfer sind geräumig und gehen außerordentlich schnell, die Bedienung und die Speisen sind vortrefflich, und so werden die einst so schwierigen Reisen an der schottischen Westküste in wahre Lustfahrten verwandelt, vorausgesetzt, daß das Wetter günstig ist. Die Fahrt von Oban bis nach Glasgow dauert nur zwölf Stunden; der Weg führt an der Westküste in südlicher Richtung entlang, geht durch den Crinankanal, die Kyles of Bute und in den Clyde.

Ich schiffte mich auf dem „Mountaineer“ ein, der nach Süden zu steuerte. Den Hochlanden wandte ich nun, wohl auf Nimmerwiedersehen, den Rücken; ein „farewell to the highlands“ schickte ich nochmals Mulls blauen Bergen zu, die allmälig meinen Blicken entschwanden. Eine Reihe felsiger kahler Inseln, alle unbewohnt, zeigte sich zunächst den Blicken. Der Mountaineer hatte außer einer großen Anzahl Passagiere einige Schafheerden aufgenommen, die an unbewohnten Inseln ausgesetzt und ihrem Schicksale überlassen wurden. Im Westen tauchten die Inseln Jura und Islay auf, im Osten lag die zerrissene Küste des Hauptlandes, an der kein Dorf oder Städtchen zu sehen war. Höchstens brachten

Steinbrüche und vereinzelte Landsitze Abwechselung in die Einförmigkeit.

Nach zweiundeinhalbstündiger Fahrt auf den unruhigen Wogen war das Dorf Crinan erreicht, das am nördlichen Ende der zu Argyll gehörigen Halbinsel Knapdale liegt. Auf einem pittoresken Felsen nahe dabei erhebt sich Duntroon Castle, und hier beginnt der bis nach Ardrishaig führende Crinankanal, durch den uns eine Treckschuite hindurch brachte. Dieser Wasseromnibus, der den stolzen Namen Sunbeam führte, ist von Holland hierher importirt. Er ward von zwei Pferden gezogen, auf denen roth gekleidete Jockeys saßen. Langsam glitt das Schiff, dessen Deck einem kleinen Zimmer gleicht, über die stille Wasserfläche dahin. Das Ganze hat etwas sehr Behagliches, man betrachtet diese alte Einrichtung gegenüber den lärmenden Dampfern wie die gelbe Postkutsche, die von der Locomotive verdrängt wurde.

In Ardrishaig, dem südöstlichen Endpunkte des Crinankanals, nahm uns der Dampfer Jona auf, eins der schönsten britischen Dampfschiffe, das mit Bequemlichkeit in der Stunde achtzehn Miles machte und einige Tausend Passagiere comfortable unterbringen kann. Die Gewässer des Loch Fyne, umgeben von niedrigen Bergen, nahmen uns auf. Allmälig zeigte sich etwas mehr Cultur, auch erschienen hier und da größere Schiffe, wir kamen immer mehr aus den wüsten Gegenden heraus. Bei dem Fischerdorfe Tarbert hielt der Dampfer. Hier schneidet von beiden Seiten ein tiefer Meeresarm in's Land ein, so daß ein nur eine englische Meile breiter

Isthmus gebildet wird, der Knapdale von der Halbinsel Cantire trennt. Cantire bedeutet Hauptland; es gehörte einst zu den Ländereien, die Magnus Barfuß von Norwegen eroberte und den Schotten abnahm. Als König Donalbane von Schottland die Hebriden an Magnus abtrat, war diesem alles Land versprochen, das er mit einem Boote umfahren könne. Da ließ er sich bei Tarbert in einem Boote über die schmale Landenge ziehen, und fügte so Cantire seinen Besitzungen bei. Rings um die Halbinsel, die nur mit kleinen Hügeln und Haideflächen überzogen ist, brandet eine wilde See, die an der Südspitze, dem Mull of Cantire, für die Schiffer höchst gefährlich wird.

Nach Süden zu kommen nun die zackigen Berge der Insel Arran mit dem 2877 Fuß hohen Goatfell in Sicht. Der Dampfer umfährt das zu Argyll gehörige Vorgebirge Ardlamont und fährt in die Kyles of Bute ein, jene schmale Wasserstraße, die zwischen der Insel Bute und der Küste von Cowal liegt. Die herrlichsten Bergformen, grün bewaldete Hügel, romantische Felsen an den kühn gestalteten Küsten, tief in's Land einschneidende Meeresarme bieten dem Auge angenehme Abwechselung. Man merkt es nun am Aussehen der ganzen Landschaft, daß allmälig cultivirtere Gegenden uns nahe kommen, und obgleich auf der ganzen Insel Bute nur gaelisch gesprochen wird, so sind doch die Städte rein englisch. Die Hauptstadt Rothesay, die sehr hübsch an einer großen schönen Bay liegt, war seit Inverneß die erste ordentliche Stadt, die ich wieder sah. Der Ort blickt ganz

großstädtisch, und das Leben, das am Hafen herrschte, ließ auf mehr als 7000 Einwohner schließen, welche die Stadt in der That nur zählt. Aber als Badeort ist sie immer von Fremden, namentlich Glasgowern, besucht. Inmitten der modernen Häuser erheben sich die Ruinen des alten Schlosses, ein Rundbau, der mit einem Wall umgeben, aber seit 1685 zerstört ist.

Leuchtthürme, Feuerschiffe, Wassertonnen, Baken und all' die Gegenstände, welche an einer gefährlichen Küste die Schifffahrt sicher machen sollen, zeigten sich. Schwarze Rauchsäulen von transatlantischen Steamern zogen sich am Horizonte hin; mit vollen Segeln kamen stolze Dreimaster daher gefahren, kleine graziöse und elegant eingerichtete Segelyachten tummelten sich auf dem Wasser, und plumpe Zollkutter fuhren von Schiff zu Schiff. So weit das Auge über die Wasserfläche von Küste zu Küste reichte, erblickte es Segel an Segel — wir waren in der Mündung des Clyde und näherten uns der bedeutendsten Stadt Schottlands, dem großen Handelsemporium Glasgow. Dunoon mit seinem alten Schlosse, ein beliebter Badeort und Sommeraufenthalt der Glasgower, blieb zur Linken liegen, und bald kam uns, eingehüllt in Steinkohlenqualm, Greenock zu Gesichte. Die reine Luft der Hochlande hatte so gut ein Ende, wie die Wildheit der Scenerie. Steinkohlenqualm und Theergeruch trat mit Nebel vermischt an die Stelle der ersteren, meist flache, bebaute Ufer an die Stelle der letzteren. Statt der gaelischen Hütten erhoben sich überall freundlich gebaute Häuser, deren Reihe

längs des ganzen Clyde nicht abreißt; statt der Schafe, die das karge Gras der Berge abnagen, allenthalben rührige, arbeitsame Menschen; der Contrast kann nicht größer sein. Auf Badeorte folgen großartige Schiffswerfte, in denen emsig gezimmert wird, Dampfmaschinen stöhnen, Waarenballen liegen an den Häfen, Schiffe werden aus- und eingeladen. Der Unterschied zwischen Themse und Clyde beruht nur im Anblicke der Ufer; das Leben auf dem Flusse ist hier dasselbe, und der Mastenwald bei Greenock fast so groß wie bei Greenwich oder Blackwall. Obgleich der Hafen von Greenock einer der bedeutendsten in Großbritannien ist, so hat er doch einen sehr neuen Ursprung. Im Anfange des 17. Jahrhunderts standen hier nur einige strohgedeckte Hütten, von einem Hafen war gar keine Spur. Jetzt erhebt sich hier eine industriereiche Stadt von 50,000 Einwohnern, in der der Erfinder der Dampfmaschine, James Watt, das Licht der Welt erblickte. Gegenüber liegt der Badeort Helensburg, und etwas weiter östlich, wo die Wässer des Loch Lomond in den Clyde fallen, steht ein einfaches Monument zur Erinnerung an Henry Bell, welcher das erste Dampfschiff auf dem Clyde baute. Hier erhebt sich auch inselartig der zweispitzige Felsen von Dumbarton (560′ hoch), auf dem eine Festung erbaut ist.

Die Ufer werden nun niedriger; der Fluß, welcher bisher einem Meeresbusen glich, wird enger; trübe und träge zieht das ungemein übelriechende Wasser dahin. Es ist eigentlich nur ein Kanal zu nennen, der zur Zeit der Fluth es den

größten Schiffen möglich macht, bis nach Glasgow hin zu gelangen. Am Hafen dieser Stadt, dem Broomielaw, war das Gedränge und Menschengewimmel bei unserer Ankunft so bedeutend, das Drängen und Treiben so geräuschvoll, daß ich mich an Londonbridge versetzt glaubte.

Glasgow.

„Weil nur kleine Fahrzeuge bis an die Stadt kommen können, und große Schiffe einige Meilen abwärts in Port Glasgow und Greenock liegen bleiben müssen, so hat man den Entwurf gemacht, den Clyde tiefer zu machen." So schrieb 1769 Thomas Pennant während seiner ersten Reise in Schottland. Jetzt sieht es am Broomielaw freilich ganz anders aus. Mit einem Aufwande von zwei Millionen Pfund Sterling hat man den Clyde kanalisirt, und Schiffe von 20 Fuß Tiefgang können bequem bis an die Stadt gelangen. Der größte Ostindienfahrer liegt hier neben dem kleinsten Küstenfahrzeug. Hunderte von Dampfern nehmen Passagiere ein, oder laden Waaren aus; am Ufer stöhnen Dampfkrahne, und kleine Schiffe beleben den Raum zwischen den größeren. Der Hafen ist in der That das wichtigste und größte Werk Glasgows. Wo die dickbäuchigen Handelsfahrzeuge nun zu dreien und vieren nebeneinander längs der 14,000 Fuß langen Hafenlinie liegen, da wateten noch vor fünfzig Jahren manche Einwohner Glasgows von Ufer zu

Ufer. Innerhalb dieser kurzen Spanne Zeit ist der Fluß dreimal so breit gemacht worden, als er vorher war, seine Tiefe beträgt nun über 20 Fuß.

Seitdem diese Verbesserungen am Hafen vorgenommen wurden, ist Glasgow die mercantile Metropole Schottlands und die dritte Stadt Großbritanniens geworden, die sich durch Reichthum, Bevölkerung (500,000 Einwohner) und lebhafte Industrie auszeichnet. Kaum in einer zweiten Stadt der Welt dürften die Schornsteine der Fabriken einen so imposanten Eindruck hervorbringen, wie in Glasgow. Sie stehen wie die Bäume eines Waldes zusammen, wie entlaubte californische Riesenfichten, anständige Stämme, deren einer die Höhe von 468 Fuß erreicht.

Der Ursprung von Glasgows Welthandel fällt in das Jahr 1668. Damals legte ein Kaufmann, Walter Gibson, durch Zufall den Grund zum Reichthume der Stadt. Er führte in einem holländischen Schiffe 300 Last Häringe nach St. Martin in Frankreich aus, wo er ein Fäßchen Branntwein und 5 Schillinge für jede Last erhielt. Mit Branntwein und Salz beladen führte er das Schiff zurück. Das gute Geschäft, das er dabei machte, munterte ihn zu weiteren Fahrten auf, er ließ verschiedene Theile Europas und auch Virginien befahren. Dadurch wurde der Tabakshandel angebahnt, und das Geschlecht der reichen „Tobacco Lords" entstand, die aber durch die amerikanische Revolution einen derben Stoß erhielten. Nun kamen die Baumwollenmanufacturen auf, und gegenwärtig arbeiten 25,000 Dampf-

webstühle in Glasgow, welche täglich 625,000 Ellen Stoff produciren. Die Zahl der Spindeln, die im Betrieb sind, beträgt jetzt nahezu zwei Millionen, und der jährliche Verbrauch an Baumwolle war vor dem Ausbruche des letzten amerikanischen Bürgerkrieges gegen 50 Millionen Pfund. Aber viel wichtiger als der Handel und die Manufactur von Baumwollenstoffen ist in der letzten Zeit der Eisenhandel geworden, und die „Iron Lords“ verdrängen jetzt die „Cotton Lords“, wie diese früher die „Tobacco Lords.“ Rings um Glasgow stehen die großartigsten Eisenschmelzereien; die Hochöfen von Cartsherry sind als diejenigen bekannt, welche die größte Production überhaupt haben. Das Zusammenvorkommen von Eisensteinen und Kohlen ist auch hier ein Hauptbedingniß der guten und billigen Erzeugung. Vom Clyde aus geht Eisen bis in das Innere Deutschlands, denn die billigen Gestehungskosten und die billige Wasserfracht erlauben es dem schottischen Roheisen, auf den Märkten von Köln, Hamburg oder Wien mit dem deutschen zu concurriren.

Es kann nicht meine Absicht sein, hier eine vollständige Beschreibung Glasgows geben zu wollen. Mein Aufenthalt dauerte nur vier Tage. Mich zog es vor Allem zu der großartigen Kathedrale hin, die an abgelegener Stelle sich im nördlichen Theile der Stadt erhebt. Wenige alte schottische Kirchen sind unzerstört der Nachwelt erhalten geblieben, aber bei der Kathedrale von Glasgow ist dies glücklicherweise der Fall. Auch ihre Baugeschichte kennen wir genau; sie

fällt zusammen mit der Gründungsgeschichte der Stadt, und ist schon um deswillen interessant. Der Ort, auf dem sie steht, so erzählt die Tradition, ward von St. Ninian im Anfange des fünften Jahrhunderts zu einem Kirchhofe geweiht. Aber der von ihm an den Clyde gebrachte christliche Glaube hielt dem Andringen des Heidenthums nicht Stand, und erst St. Kentigern gewann das cumbrische Land wieder für das Christenthum. David I. setzte seinen Lehrer Johannes als Bischof von Glasgow ein, und dieser war es, welcher 1124 den Bau einer Kathedrale begann, die bereits 1136 eingeweiht werden konnte; doch bald ging sie wieder in Flammen auf. Unterdessen entstand eine königliche Burg bei der Kirche, und Bischof Jocelyn unternahm den Bau einer neuen Kathedrale. Die Art und Weise, in welcher er hierbei vorging, erinnert genau an das Verfahren, welches man heutzutage bei ähnlichen Unternehmungen einschlägt. Er gab ein Buch: „Das Leben und die Wunder St. Kentigern's" heraus und gründete eine Dombaugesellschaft, welche vom Könige beschützt wurde und ihre Sammler ausschickte, die in normännischer, sächsischer, gaelischer und wälscher Sprache Sammelpredigten hielten. 1181 wurde der neue Grundstein gelegt, und am St. Peter- und Paulstage 1197 wurde bereits die großartige Krypta eingeweiht, die zur Bewunderung der Beschauer noch heute dasteht:

Tectum augustum, ingens, centum sublime columnis.

In Großbritannien wenigstens hat sie nicht ihres Gleichen, und Alle, welche im Walde ihrer Säulen und Pfeiler, im

Halbdunkel ihrer schönen Bogen umhergewandelt sind, geben gewiß dem alten Chronisten recht, daß „Jocelinus episcopus Sancti Kentegerni ecclesiam gloriose magnificavit.“

Drei Bischöfe waren bei der Weihe der Krypta zugegen, und zum Andenken hieran ward alljährlich ein großer Markt abgehalten. So knüpft sich das Profane an das Heilige; die meisten unserer Messen sind auf diese Weise entstanden, und ein berühmter Wallfahrtsort ist gewöhnlich auch ein großer Jahrmarktsplatz. Zur achttägigen Glasgower Messe erschien alles Volk aus der Umgebung. Da stieg der Schäfer von seinen halbkahlen Bergen herab; die Häuptlinge kamen mit ihren Clans aus den benachbarten Glens, die Fischer und Schiffer von der See, die Mönche aus den umliegenden Klöstern und die muthigen Ritter und Großen, welche sich im schönen Thale des Clyde angesiedelt hatten.

Der Gründer der neuen Kathedrale starb aber bereits zwei Jahre nach der Einweihung der neuen Krypta. Man baute jedoch allmälig weiter. Der Centralthurm, welcher jetzt bis in die äußerste Spitze aus massivem Steinwerke besteht, ward damals von Holz errichtet. Der Blitz zerstörte Vieles wieder, und gleich der Weberei Penelope's ward am Glasgower Münster fort und fort zerstört und wieder aufgebaut, so daß das 15. Jahrhundert noch in der Baugeschichte vertreten ist.

Wenn die Glasgower Domkirche auch schon als Architekturwerk unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße in Anspruch nimmt, so sind ihre historischen Beziehungen für Schottland

doch von weit höherem Werthe. Hier ward bereits ein Kirchhof geweiht und das Kreuz aufgerichtet, als Iona noch ein unbekanntes Eiland im westlichen Ocean war, auf dem Vorgebirge von St. Andrews sich noch der wilde Eber und die kreischende Seemöve in die Herrschaft theilten, und im Thale zwischen den Hügeln Edinburgs noch der Rauch von heidnischen Hütten in die Lüfte stieg. In diesem Münster predigte St. Columba, der von seiner Insel Iona hierher wallfahrtete, hier betete Eduard von England, hier ward Robert Bruce vom Morde absolvirt, und aus dem Kirchenschatz wurde der Stoff zum schottischen Reichsbanner entnommen, das über dem heiligen Stein von Scone flatterte, als Robert von den Herolden zum Könige der Schotten ausgerufen wurde. Vom Capitel der Kathedrale wurde die Universität gegründet, die heute noch blüht und gegen 900 Studenten zählt, an welcher der große Nationalökonom Smith lehrte und in der James Watt seine Entdeckung vervollständigte, welche die Elemente dem Menschen unterthan machte.

Von außen macht die Glasgower Kathedrale in ihrer starren Symmetrie einen eigenthümlichen Eindruck. Der gothische Styl ist überall rein durchgeführt. Die Transepte sind so kurz, daß sie zu fehlen scheinen. Das Hauptschiff tritt in ungewöhnlich hoher Weise über die Seitenschiffe empor; der Chor ist beinahe so lang wie das Schiff. Der Thurm steigt viereckig in der Mitte der Kathedrale empor

und endigt in eine einfache, wenig verzierte und nicht durchbrochene, massive Spitze.

Die schöne Krypta zieht sich unter dem ganzen Chor hin. Sie ist eine großartige Kirche unter der Kirche, wie die ganze Kathedrale mit herrlichen Glasgemälden in den Fenstern. Sie dehnt sich auch unter dem angebauten Capitelhause hin und ist dort gleich dem oberirdischen Theile gebaut.

Der Chor zeichnet sich besonders durch die fein gearbeiteten Kapitäle vieler Säulen aus, die im Schiffe fehlen. Er schließt nach englischer Art gerade und ohne Capellen ab. Störend wirkt das im Renaissancestyl aufgeführte Denkmal des Bischofs Law aus dem Jahre 1632. Ein besonderer Schmuck sind die Glasgemälde der Fenster, die von reichen schottischen Adligen und Bürgern Glasgows hierher gestiftet wurden. Sie sind ein Triumph deutscher Arbeit, sämmtlich in München gearbeitet, und gereichen der Kunst Deutschlands zur höchsten Ehre. Die Glasmalereien illustriren theils Bibelsprüche, theils sind Scenen aus dem alten Testamente, die Evangelisten, die Geschichte Jesu und die Wappen der Schenker angebracht. Die Benutzung des engen beschränkten Raumes ist überall eine glückliche, und namentlich sind Wiederholungen bei so ähnlichen Verhältnissen und Stellungen glücklich vermieden. Der Farbenschmelz ist köstlich, und die Zusammenstellung der Farben so trefflich gewählt, daß das Auge sich nicht satt sehen kann an den prächtigen Wirkungen. Die Technik der Bilder endlich ist eine tadellose.

Die einzelnen Arabesken und Verzierungen sind alle sehr sinnig gewählt und zeigen durch die mannichfaltige Abwechselung, wie der Künstler es verstand, glücklich auch ältere Vorbilder zu benützen.

Der Chor wird durch einen Schrein im reichsten spätgothischen Style, besetzt mit vielen Figuren, vom Schiffe getrennt. Der Totalüberblick der Kathedrale wird hierdurch, wie in York, verhindert. In der Mitte des Gebäudes treten besonders die vier mächtigen Säulenbündel hervor, die den Thurm tragen. Das Transept ist sehr kurz, und im Innern bemerkt man dasselbe nur durch die Unterbrechung der Galerien der Nebenschiffe und die zwei großen nach Süden und Norden zu angebrachten Fenster. In dem nördlichen Fenster hat der Künstler Aaron, Mirjam, Josua und Deborah dargestellt, aber nicht als Juden, sondern genau so, wie wir uns die Gestalten des Nibelungenliedes denken, und Josua mit seinem Schwert und langen Bart erscheint wie ein alter deutscher Kaiser. Die Säulen und Galerien des Hauptschiffes sind ohne allen Schmuck, glatt und einfach. Der frühgothische Styl tritt uns überall entgegen, aber die edle Einfachheit imponirt.

Das viereckige Capitelhaus ist ein Anbau aus dem Jahr 1408. Die Wölbung wird von einem einzigen Mittelpfeiler getragen, so wie das beim Capitelhaus von Elgin der Fall ist. Doch fehlt hier der Reichthum der Verzierungen. Die Glasgemälde zeigen die Werke der Barmherzigkeit.

Als prächtiger Hintergrund erhebt sich bei der Kathe-

drale ein über 200 Fuß hoher felsiger Hügel, der die Nekropolis, die Todtenstadt Glasgows, aufnimmt. Eine Brücke, die Seufzerbrücke, führt über einen kleinen Bach zu der letzten Ruhestätte, die sich mit ihren zahllosen Monumenten und Grabsteinen imponirend dem Beschauer gegenüber stellt. Schöne Wege, parkartige Anlagen und die herrlichsten Denkmäler in allen Stylen erfreuen das Auge und mildern den traurigen Eindruck, den diese Stätte des Todes hervorbringt. Die Säule, welche zum Andenken an den Reformator John Knox hier errichtet wurde, ragt über alle anderen Monumente empor. Von diesem Punkte hat man einen höchst interessanten Ueberblick über die Stadt. Da liegt die massige alte Kathedrale zu unseren Füßen, die rauchige Stadt mit ihren zahllosen Kirchthürmen und Schornsteinen, getrennt durch den schiffbeladenen Clyde und umgeben von Hügeln und lachenden Wiesen.

Die Straßen Glasgows zeigen meistens ein modernes Gepräge; nur wenige haben einen alterthümlichen Charakter bewahrt. Auch hier ist, wie in London, das Westende der Sitz der Reichen und vornehmen Klasse. Am Hafen, und in einigen Gegenden der östlichen Stadt, sind schmutzige Quartiere, in denen die Armuth und das Laster ihren Sitz aufgeschlagen haben. Was Princesstreet für Edinburg, Unionstreet für Aberdeen ist, das ist Arglestreet für Glasgow. Hier fluthet und wogt das Leben der Stadt, verkehren über 600 Omnibus täglich, und findet ein Zusammenfluß von Menschen statt, wie auf Oxfordstreet in London. Die Häuser

von Argylestreet zeigen die gewöhnliche großstädtische Bauart, und nur einzelne alte Giebelhäuser unterbrechen die Einförmigkeit. Am östlichen Ende heißt die Straße Trongate, und hier erhebt sich der Tron Steeple, ein Thurm, der St. Giles in Edinburg gleicht, das schöne Bankgebäude, sowie das Rathhaus. Berühmter als alle diese Gebäude ist jedoch das „Tontine Hotel" genannte Kaffeehaus, das vor Erbauung der neuen Börse als Börse galt, und in dem die politischen und Handelsgeschäfte abgemacht wurden.

Von Argylestreet zweigt sich nach Norden zu Highstreet ab. Die Häuser zeigen hier noch einen mittelalterlichen Anstrich. Aber die zahlreichen engen „Closes" und Gäßchen, die seitabwärts führen, verschwinden immer mehr und machen besseren Häusern Platz. Dadurch wird auch die Uebervölkerung, die in diesem Stadttheile herrschte, aufgehoben und der Entsittlichung, die hier unter der niederen Volksklasse, unter der sich viele Irländer befinden, bedenklich um sich gegriffen hatte, entgegengewirkt. Namentlich ist die Trunksucht in Glasgow bis zu einer schaudererregenden Höhe gediehen und hat alle Klassen der Bevölkerung angesteckt. Der Schotte ist überhaupt ein starker Trinker, aber Glasgow hat sich von jeher vor anderen schottischen Städten in dieser Beziehung unrühmlich ausgezeichnet.. Folgendes mag als Beleg dienen, daß ich nicht zu stark urtheile.

Wie die Polizeiberichte des Jahres 1864 nachweisen, wurden in diesem Jahre nicht weniger als 27,181 Glasgower als hülflos oder gefährlich betrunken in die Polizeigefängnisse

gebracht, also 1 Individuum unter je 17 $^1/_2$ der Bevölkerung, 1 von je 7 Erwachsenen, 1 von je 3 Männern. Das Verhältniß stellt sich jedoch nicht so ungünstig für die männliche Bevölkerung, denn ein beträchtlicher Theil dieser Vergehen gegen die Mäßigkeit ist auf Rechnung des schönen Geschlechts zu setzen. Die Anzahl der als betrunken aufgegriffenen Weiber beläuft sich auf 9755 und die der Männer auf 17,426. Nach Abrechnung der Kinder stellt sich demnach heraus, daß im Jahre 1864 von je 10 Frauen 1, und von je 5 $^1/_2$ Männern 1 so betrunken waren, daß die Polizei einschreiten mußte. Solche Thatsachen bedürfen keines Commentars. Die Schotten sind leidenschaftlichere Trinker als die Engländer; aber viel günstiger stellt sich das Verhältniß auch diesseit des Tweed nicht heraus. Wie ernst die Folgen dieses Uebels sind, erkennt man daran, daß ein Richter vor dem Circuit Court in Glasgow constatirte, daß von 80 Verbrechern einst sämmtliche gestanden, Trunkenheit sei die Grundursache ihres Vergehens gewesen. Im Berichte des Geistlichen des Glasgower Gefängnisses für das Jahr 1845 heißt es, daß „to the habit of drunkeness may be traced the offences of at last three fourths of those that come to prison.“

Daß die Trinksucht in Schottland nicht erst von heute datirt, dafür lassen sich auch Beweise beibringen, wenn diese auch nicht das Alter beanspruchen dürfen, wie der Beleg aus Tacitus für die Trunksucht unserer Vorältern. Selbst auf den rauhen Hebriden, deren Klima nie die Zeitigung des Weines gestattet, und wo der Whisky Nationalgetränk ge-

worden ist, war der Wein in früheren Zeiten selbst unter dem gemeinen Volke stark verbreitet. Die nahen Beziehungen zwischen Schottland und Frankreich begünstigten die Einfuhr französischer Weine. Der Verbrauch nahm überhand, und so mußte am 26. Juli 1616 zu Edinburg vom Prinz Council eine „Act aganis the drinking of wynes in the yllis,“ Acte gegen das Weintrinken auf den Inseln, erlassen werden. Sie beginnt im damaligen breitschottischen Dialekte folgendermaßen: Forsamekle as the grit (große) and extraordinar excesse in drinking of wyne commonlie usit (gebraucht) amangis (unter) the commonis and tennentis (Pächtern) of the yllis is not onlie ane occasioun of the beastlie and barbarous cruelties and inhumanities that fallis oute amangis thame to the offens and displesour of God — — for remeid quhairof the Lordis of secrete counsell statutis and ordanis that nane of the commonis and tennentis of the yllis sall at any tyme heirefter buy or drink ony wynes in the yllis or continent adiacent under the pane (Strafe) of tuenty pundis — —

Also Gesetze gegen das Trinken, genau wie wir sie in damaliger Zeit in Deutschland hatten; nur ist bei uns das Weintrinken nie gänzlich untersagt worden. Auch dort wäre einem Magister Musculus Gelegenheit zu Predigten gegen den Saufteufel geboten werden. Im Jahre 1622 erließ man sogar eine Acte, daß Niemand Wein nach den Hebriden ausführen sollte. Die Kaufleute wurden mit Confiscation der Waaren und Schiffe bedroht. Doch das Alles scheint nichts geholfen zu haben. Die Schotten sind auf den

Inseln und auf dem Festlande, gleichviel ob gaelischer oder germanischer Abkunft, unverbesserliche Trinker.

Ich wandte mich nun in südwestlicher Richtung heimwärts, und benutzte die caledonische Eisenbahn, um zunächst noch das Städtchen Lanarck und die berühmten Wasserfälle des Clyde zu besuchen. Lange Zeit führt die Bahn noch durch die großartigen Fabrikanlagen der Umgebung. Dann beginnt das wellige Land der Kohlenformation; Zechen und Hochöfen überall. Statt der strohgedeckten schottischen Hochlandshütte stehen kleine Arbeiterwohnungen über das Land zerstreut. Aber in dem 5000 Einwohner zählenden Lanarck zeigen sich wieder viele strohgedeckte Häuser; die Straßen sind unregelmäßig, und die Stadt bietet nichts von Interesse. In der Nähe bildet der Clyde seine schönen Wasserfälle: Cora Linn (84 Fuß hoch), Bonnington Linn und Stonebyres Linn. Sie sind nächst dem Fall von Foyers die schönsten in Schottland und eines Besuches werth. Bei Gretna Green, wo der Soloway Firth tief in's Land eingreift, erreichte ich die schottische Grenze. Der weithin berühmte Ort und sein Grobschmied, der liebende Paare traute, hat jetzt seine Bedeutung verloren. Im Jahr 1849 wurde hier die letzte dieser romantischen Trauungen vorgenommen. In Carlisle betrat ich zuerst wieder englischen Boden; ich sagte dem Lande der Distel Lebewohl und nahm die angenehmste Erinnerung daran mit in die Heimat.

Ich will noch ein Wort über das Reisen und Hotelleben in Schottland hier beifügen. Beides ist keineswegs billig zu nennen. Da die Reisezeit nur etwa drei Monate im Jahre dauert, so sind die Gasthöfe, Fuhrwerksbesitzer, Führer und ähnliche Leute darauf angewiesen, in dieser kurzen Frist ihre Geschäfte zu machen; sie thun dies denn auch so, daß sie keineswegs dabei zu kurz kommen, und werden in ihren geldmachenden Bestrebungen durch die allen Schotten angeborene Knauserigkeit mächtig unterstützt.

Die Preise der Eisenbahnen sind etwa dieselben wie in England, das heißt um die Hälfte oder um das Doppelte theurer als in Deutschland. Für sein Gepäck hat der Reisende selbst zu sorgen, er klebt einen Zettel mit dem Namen der Station, wohin er es befördert haben will, auf seinen Koffer und wirft diesen in den „Luggage Van,“ oder läßt ihn auf das Dach des Waggons stellen, in dem er gerade sitzt. Bei der Ankunft muß er schleunig bei der Hand sein und sein Gepäck wieder in Sicherheit bringen, damit nicht irgend ein Anderer sich desselben erbarmt und es spurlos verschwinden läßt. Die Eisenbahnwagen erster Klasse sind kaum so gut, wie die zweiter Klasse bei uns, und die schottischen und englischen Wagen zweiter Klasse gleichen denen unserer dritten. Was da für die britischen Wagen dritter Klasse übrig bleibt, kann man sich denken; in der That sind sie auch das Schlechteste, was man noch bieten kann. Für einzelne Herren mag es unter Umständen angehen in der zweiten Klasse, auf kurze Strecken zu fahren, vorausgesetzt, daß sie sich nichts daraus

machen, mit einigen whiskyberauschten Söhnen Caledoniens in nahe Berührung zu kommen. Reist man aber mit Damen, so ist es absolut geboten, in der ersten Klasse zu fahren.

Bei der Ankunft in größeren Städten findet man überall Droschken, entweder dicht beim Zuge in der Bahnhofshalle selbst, so daß man aus dem Waggon in die Droschke steigt, oder sie stehen vor dem Stationsgebäude in genügender Anzahl. Von allen Seiten ertönt dann das „Cab, Sir?" der Wagenlenker, mit denen man, um Irrungen zu vermeiden, am besten vor dem Einsteigen accordirt.

In kleineren Orten stehen die Omnibus der Hotels bereit, oder die zudringlichen „Boots", Hausknechte, von den verschiedenen Gasthöfen suchen uns in Empfang zu nehmen. „Fife Arms Hotel, Sir, a very large and excellent house with a splendid view!" — „The Royal, Sir, close by, with moderate prices!" so tönt es verlockend durcheinander.

Kommt man im Hotel an, so empfängt uns die Hausfrau (Landlady), reicht uns freundlich die Hand, heißt uns unter ihrem Dache willkommen, und führt uns selbst in das Zimmer. Wenn man in einem Gasthofe angesehen sein will, so muß man außer seinem Schlafzimmer sich noch ein Wohnzimmer (parlour) nehmen, denn abgesehen von Bett, Waschtisch, Stuhl und Commode findet man im Schlafzimmer (bed-room) nicht das Geringste zur Bequemlichkeit, weder Tintenfaß noch Schwefelhölzer, weder Lehnsessel noch Sopha. Will man also ein Wohnzimmer nicht extra bezahlen, so ist

man auf den allgemeinen Speisesaal angewiesen, der häufig nicht einmal Sophas enthält, und Rauchen ist dort selbstverständlich verboten. Für Zeitungen ist schlecht gesorgt: die Times fehlt allerdings in den größeren Hotels nicht, auch der Scotsman, das bedeutendste Edinburger Blatt, ist zu finden — von fremden Zeitungen, deutschen oder französischen, ist aber keine Rede. Eine kleine Reisebibliothek zum Gebrauch der Touristen liegt aber in den meisten Hotels auf. Kleine gedruckte Anzeigen, welche die Sehenswürdigkeiten der Stadt, einen Plan derselben, Zeit der Ankunft und Abfahrt der Schiffe und Bahnzüge enthalten, werden jedem Gaste eingehändigt und sind sehr zweckdienlich.

Morgens früh beginnt das Tagewerk im Hotel damit, daß der Boots die Schuhe und Stiefel zum Putzen abholt. Das Reinigen der Kleider bleibt dem Fremden selber überlassen, und es ist daher gut, wenn er eine Bürste bei sich führt. Ist man so glücklich, ein Parlour zu besitzen, so kann man dort ungehindert sein Frühstück einnehmen; ist dies nicht der Fall, so bleibt nichts Anderes übrig, als in's allgemeine Speisezimmer zu gehen. Dort erscheinen die Herren ungenirt in ihren Pantoffeln, Slippers; in Großbritannien erregt dies nicht den geringsten Anstoß, während doch bei uns ein derartiges Auftreten gewiß das größte Aergerniß verursachen würde.

Die Küche anlangend, so fand ich dieselbe von Brighton am Aermelkanale bis hinauf nach Thurso an der Pentlandföhrde in allen Hotels vollkommen gleich; nur einige ganz

specifisch schottische Gerichte mischen sich jenseit des Tweed ein. Der Thee erscheint mit den gerösteten Brotschnitten, mit eingemachten Früchten, gebratenem Schinken und Eiern zunächst als substantielles Breakfast. Auf ihn folgt gegen Mittag das zweite Frühstück, Lunch, gewöhnlich aus kaltem Schöpsenbraten bestehend. Der ist stereotyp geworden und treibt Jedermann die oft wiederholte Frage auf die Lippen: Cold mutton again? Um 5 oder 6 Uhr läutet die Glocke im Hotel zum gemeinschaftlichen Dinner, das in so vieler Beziehung von unseren deutschen Table d'hôtes abweicht, daß ich hier etwas näher darauf eingehen will. Von Unterhaltung ist selten oder gar nicht die Rede; Jeder bekümmert sich nur um seine eigene Person oder seine Angehörigen, und läßt die übrigen Tischgäste möglichst unbeachtet. Dabei flüstert man nur, wenn man dem Kellner etwas zu sagen hat, und richtet sich genau nach den Regeln, welche die complicirte englische Speiseetiquette vorschreibt. Auffallend ist bei alledem, daß in den meisten Hotels keine Servietten verabreicht werden, denn man verlangt, daß so zierlich und reinlich gegessen werde, daß nicht das Geringste von den Speisen am Munde sitzen bleibe. Zunächst erhebt sich dann beim Beginn der Tafel einer der Tischgäste und spricht für alle ein kurzes Gebet. Die Suppe wird herumgereicht. Wenn es nicht die scharfe gewürzige Nierensuppe oder die nachgemachte Schildkrötensuppe ist, so erscheint für gewöhnlich die alle Schotten in nationales Entzücken versetzende Hotch-potch. Wir würden dieses Gericht eher als Gemüse bezeichnen, denn es

ist eine dicke Mischung von grünen Erbsen, Bohnen, Rüben, Möhren und Zwiebeln, die mit Fleisch zusammen gekocht sind. Ein- für allemal folgt dann der Fisch, und zwar gewöhnlich frischer Lachs, der seltener durch Makrelen oder gebratene frische Häringe ersetzt wird. Wenn nicht einmal junge Hühner oder ein Hase — der in hockender Stellung mit Kopf und Ohren servirt wird — das Einerlei unterbrechen, so sind die Braten stets Roastbeef oder Schöpsenkeule, beide nur am Spieß ohne Salz im eigenen Fette gebraten. Das Fleisch ist stets ausgezeichnet gut, und wenn auch der Mangel des Salzes und Gewürzes unserm Gaumen nicht behagen will, so gewöhnt man sich doch mit der Zeit daran. Die Herren Wirthe und Herren Kellner machen es sich beim Serviren sehr bequem. Man ahnt oft nicht, welches Unheil über Einen hereinbricht. Da erscheinen die großen Schüsseln mit den Braten, über welche hellpolirte metallene Glocken gestülpt sind, und mit einer kühnen Handbewegung des dienenden Geistes steht das Gericht vor Dir. Die Glocke wird abgehoben, und da nun dieser Braten gerade vor Dir steht, so bist Du verpflichtet, Jedermann, der an der Tafel sitzt und davon verlangt, vorzulegen. Es würde für sehr unhöflich gelten, wenn man nicht sofort Messer und Gabel bei Seite legte und das Verlangte ganz nach den Regeln der Kunst abschnitte, und diese Regeln und Kunstgesetze wollen beobachtet sein, wenn Du nicht mitleidig belächelt sein willst. Dafür hat man aber wieder das Recht, den Unglücklichen, vor dem der andere Braten steht, so oft und so viel man

will, zu quälen. Die Gemüse bestehen in Kartoffeln, Kohl, der nur in Wasser ohne alle Zuthaten abgekocht ist, und eben solchen grünen Erbsen, je nach der Jahreszeit. Einige Süßigkeiten und Fruchtpasteten machen den Beschluß. Glücklicherweise ist ein Weinzwang nicht vorhanden, und man kann ungenirt seine Flasche Bier oder Ale trinken.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Verzeichniß

neuer werthvoller

religiöser, pädagogischer, belletristischer, historischer und Reise-Werke,

welche sich auch zu Festgeschenken eignen,

aus dem Verlage

von

Hermann Costenoble in Jena,

nebst

Beurtheilung derselben durch die deutsche Presse.

Vorräthig in allen Sortiments-Buchhandlungen oder schnell durch dieselben zu beziehen.

---

v. Ammon, Christoph Friedrich, nach Leben, Ansichten und Wirken. Ein Lichtbild aus der evangel. Kirche. Mit Portrait. 8. broch. 5 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschn. 2 Thle. in 1 Bd. 8. broch. $1^{5}/_{6}$ Thlr. In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckelverzierungen und Goldschnitt. $2^{1}/_{3}$ Thlr.

Vorstehendes Werk ist in England bekanntlich als Andachtsbuch ebenso verbreitet wie die Bibel. Dasselbe wird in vorstehender Ausgabe allein vollständig und in herrlicher Ausstattung geboten.

